

**VICTOR HUGO'S
SAMMTLICHE
WERKE, ÜBERSETZT
VON MEHREREN ...**

Victor Hugo



PROPERTY OF
*University of
Michigan
Library*

1817

ARTES SCIENTIA VERITAS

Victor Hugo's)

37199

s ä m m t l i c h e W e r k e ,

übersetzt von Mehreren.

Erster Band.

Mit dem Bildnisse Victor Hugo's.



Stuttgart :

Nieger'sche Verlagsbuchhandlung.

(A. Benedict.)

1858.

848

.79

7

1858

11-2

Buchdruckerei der Negele'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.

Einleitung.

Victor Hugo ist in der ganzen Welt, von Freund und Feind, als einer der ausgezeichnetsten Dichter anerkannt, die je auf Erden gewandelt. Er wurde 1802 in Besançon geboren und gehört einer alten, schon vor Jahrhunderten auf den Schlachtfeldern geadelten Grafenfamilie an. Sein Vater, der als General in den Diensten des Königs Joseph Bonaparte zuerst in Neapel focht, wo er dem gefährlichen Räuber oder vielmehr Parteigänger Fra Diavolo das Handwerk legte, und dann den spanischen Krieg mitmachte, nahm, wie andere Napoleon'sche Feldherren, seine Familie mit, und so kam es, daß Victor Hugo schon in seiner zartesten Kindheit in Italien und Spanien reiste. Die Sonne des Südens wärmte mit ihren glühendsten Strahlen dieses enthusiastische junge Haupt; aber die ersten Eindrücke, welche der Dichterknabe in dem Farbenglanze einer herrlichen großen Natur empfing, trugen das Gepräge des Abenteuerlichen, Romantischen, Wilden.

War der Vater, ein tapferer Krieger, der unter dem Cäsar der neuen Welt Europa durchzog und in allen Ländern Lorbeeren erntete, gleichsam das Prinzip der Bewegung und Ruhmbegierde für den Sohn: — so knüpften ihn dagegen die Mutter, eine Wendöerin, und seine Lehrer, ein Royalist

und Geistlicher, Anhänger des alten Regimes, noch stärker an das Poetische und Gefühligke der Mittelalterlichkeit. Der Zauber keuscher Minne, die Innigkeit der Religiosität, mit all' den wundervollen und phantastischen Erscheinungen, die sie erzeugen, drückten sich tief in das Gemüth des jungen Hugo; dabei nahm derselbe den tragischen Ernst, man möchte sagen, die Melancholie des untergehenden Griechen- und Römerthums aus den klassischen Schriften des Polybius und Tacitus in sich auf. Allerdings wird ein Dichter geboren: aber wer wird läugnen, daß solche Anschauungen, eine solche Zeit, solche gleichsam schon in die Wiege gelegten Elemente die Produktivität schnell befruchten, zeitigen und stärken, wenn man in Goethe's „Dichtung und Wahrheit“ liest, wie mächtig auf ihn die vergleichungsweise ärmlichen Umgebungen und Verhältnisse seiner Jugendjahre wirkten?

Es darf daher nicht verwundern, daß er schon in seinem dreizehnten Jahre seine Begeisterung für das Ritterthum in Versen zur Ehre Roland's auszudrücken versuchte.

Hugo's Bildungsgang erlitt eine Veränderung, als sich sein Vater von seiner Mutter, wegen ihrer geheimen Verbindungen mit der Emigration, trennte. Er wurde in eine zum Gymnasium Ludwigs des Großen gehörige Anstalt versetzt, und schrieb hier, den Grundsätzen seiner Mutter getreu, eine legitime Tragödie, Irtamène. Schon beginnt seine schriftstellerische Laufbahn. Als Concurrent um den von der Académie française ausgesetzten Preis für das beste Gedicht „über die Vorzüge des Studiums,“ um welchen sich Männer wie Lebrun, Delavigne u. A. bewarben, wurde er zwar nicht gekrönt, aber belobt. Der Dichter war damals erst fünfzehn Jahre alt, und schloß daher sein Preisgedicht mit den Versen:

„Ich, der ich stets gefloh'n von Hof und Städten bin,
Sah kaum drei Lustra zieh'n ob meinem Haupte hin.“

Die erstaunten Akademiker hätten, als sie sich von dieser kaum glaublichen Thatsache überzeugten, dem jungen Talente gern den Preis verliehen, aber er war schon vergeben. Ein Preis, den sein Bruder von der Loulouser Akademie erhielt, feuerte ihn noch mehr an, und er gewann auch bei derselben Akademie im Jahre 1819 deren zwei durch Oden: über die Statue Heinrichs IV. und die Jungfrauen von Verdun (welche im Jahre 1792 das Opfer ihrer Anhänglichkeit an die Emigranten geworden waren). Hier ist die Gelegenheit, auf die ausnehmende Schnelligkeit aufmerksam zu machen, womit Hugo producirt. Seinen ersten Roman „Bug Jargal“ schrieb er, 16 Jahre alt, aus Veranlassung einer Wette, in vierzehn Tagen. Die Ode über die Statue Heinrichs IV. verfaßte er in Einer am Krankenbette seiner Mutter durchwachten Nacht. Auch diesmal wollte die Akademie nicht glauben, daß er erst siebenzehn Jahre zähle. Im folgenden Jahre erhielt er nochmals den Preis für das Gedicht: „Moses am Nil.“

Von nun an betritt er seine eigentliche Laufbahn als Schriftsteller. Er hatte das Rechtsstudium, dem er sich widmen sollte, vernachlässigt; mit seinem Vater war er, als politischer Meinungsgenosse der Mutter, zerfallen; dadurch gerieth er in Sorgen für sein Auskommen. Aber ein noch weit mächtigerer Spörn war die Liebe. Hugo ist der Sänger der reinsten, tiefsten, innigsten, hingebendsten, ihren Gegenstand vergötternden Liebe. Er konnte dies nur durch Erfahrungen in seinem eigenen Herzen werden. Er hatte eine Jugendgeliebte, der er mit schwärmerischer Neigung zugethan war; man verbot ihm, sie zu besuchen. Dies war, sagt man, die Veranlassung zu seinem schauerlichen Roman „Han d'Islande,“ worin er, neben einem das Böse an sich liebenden Ungeheuer (welches jedoch die Grenzen menschlicher Bosheit überschreitet), die Treue und Aufopferung der allen Gefahren und Verhältnissen trotzen-

Liebe schildert. Grund und Boden dieses Romans ist zum Theil historisch.

Die Vielseitigkeit von V. Hugo's Talent, worauf wir durch diese neue Dichtgattung, in der er sich auszeichnete, geführt werden, ist nicht minder bewunderungswerth, als seine Fruchtbarkeit und Leichtigkeit. Als Lyriker, als Romantiker, als Dramatiker, als Uebersetzer*, als Kritiker und Polemiker hat er fast gleiches Aufsehen gemacht. Seine Oden, Balladen, Hymnen gelten in Frankreich als das Vorzüglichste. Als Kritiker hat er in der Zeitschrift „Conservateur littéraire“ vortreffliche Artikel über Walter Scott, Byron, Moore geliefert, auch politische und kritische Ansichten ausgesprochen, welche unter den Rubriken: Literatur und Philosophie in unserer Sammlung ihren Platz finden. Er war es auch, der das poetische Genie Lamartine's, mit welchem er hernach ein freundschaftliches Verhältniß anknüpfte, zuerst in einer begeisterten, den Zustand der damaligen französischen Lyrik satyrisirenden Kritik begrüßt hat.

Der berühmte Chateaubriand nannte ihn ein „erhabenes Kind“ (enfant sublime), und auch dieser große Schriftsteller würdigte ihn eines näheren Umganges.

Victor Hugo, einmal ganz in die schriftstellerische Carrière eingetreten, zu Paris in sparsamer Zurückgezogenheit von dem Lohne seines Fleißes lebend, arbeitete angestrengtest, um bald seiner Geliebten eine sorgenfreie Existenz an seiner Hand anbieten zu können. Sein Stolz verhinderte ihn, die Unterstützung seines Vaters anzunehmen. Dagegen wollte sein gutes Glück, daß Ludwig XVIII. einen schönen Charakterzug des Dichters großmüthig belohnte, statt die Ungesetzlichkeit desselben zu bestrafen. Einer seiner Jugendfreunde war in die Militär-Con-

* Unter dem Namen d'Auverney gab er Uebersetzungen von Virgil und Lucian heraus.

spiration von Saumur verwickelt. Delon, so hieß er, wurde gerichtlich verfolgt, und Hugo bot dem Flüchtigen, in einem Briefe an dessen Mutter, sein Zimmer an. Der König bekam durch die Polizei diesen Brief in die Hände, und ertheilte ihm die erste aufgehende Pension. Nun stand dem Glücke des Liebenden nichts mehr im Wege; er vermählte sich im Jahre 1822.

Aus allem bisher Gesagten ergibt sich, daß Hugo aus poetischem Interesse den Ideen der Restauration angehörte, weshalb seine Muse mit dem oppositionellen Streben der öffentlichen Meinung in direktem Widerspruch stand. Auch das Genie zieht im Kampfe mit dem Zeitgeist, sobald dieser eine gesunde Richtung verfolgt, den Kürzern. Deshalb hatte Hugo bisher zwar mit seinen Produktionen Aufsehen gemacht, aber es zu keinem entschiedenen Beifall bringen können, da er sich zwei mächtige Gegner zumal zuzog: die politische Meinung der großen Mehrzahl in Frankreich, und die Verfechter der alten sogenannten klassischen Schule in der schönen Literatur. Sei es nun, daß Hugo einsah, er müsse, um den Schutz des Publikums gegen seine belletristischen Gegner zu gewinnen, in der Politik sich einigermaßen mit demselben conformiren, oder daß er, wie auch sein Freund Chateaubriand, den großen Unfug der veralteten Aristokratie und des verderbten Pfaffenthums, die dem Absolutismus zustrebten, mit richtigem Urtheil erkannte: — genug, er ließ die politische Fehde ruhen, veröffentlichte ein Gedicht auf Napoleon und eine Ode: „à la Colonne“ (auf die Vendôme-Säule), welche mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde. So gerüstet trat er auch als Dramatiker in die Schranken mit dem größtentheils verfehlten und veralteten Klassicismus, — ein Wettstreit, der großes Aufsehen erregte und lange die Aufmerksamkeit des Publikums zwischen sich und der Politik getheilt hielt. Sein Drama:

Cromwell, obwohl es an ergreifenden Situationen, originellen Charakteren und vortrefflichen Stellen keineswegs Mangel leidet, ist schon wegen seiner Ausdehnung und Ueberfüllung mit Personen für die Bühne nicht geeignet: dagegen ist Marion Delorme, deren Aufführung die ministerielle Theater-Censur von 1829 untersagte, von so hochtragischer Erfindung, und, bei der Gewagtheit des Sujets, so geistreich durchgeführt, daß wir ihr den Preis unter den Tragödien des Dichters zuerkennen möchten.

Die Aufführung des Hernani veranlaßte einen wahren Parteiengang im Théâtre français (1830); und doch ist Hernani mit der hervorstechenden Person Kaiser Karls V., trotz der sinnreichen Aufführung des psychologischen Streits zwischen Ehre, Haß, Liebe und Rache kühler, als die meisten andern Dramen Hugo's.

Die Erhebung der französischen Nation in den Julitagen begeisterte auch unsern Dichter; er sang eine Ode zur Verherrlichung derselben. Aber auch ihn degoutirte das daraus hervorgehende juste-milieu, besonders als man wegen angeblich anstößiger Stellen gegen den König Louis Philipp die Aufführung seines neuen Drama's: *Le roi s'amuse* verbot. In dem Prozeß darüber sprach er sich drohend gegen das Ministerium aus. Dessen ungeachtet gestalteten sich die Verhältnisse des Dichters, dessen Ruhm und Popularität mit jedem neuen Band Gedichte, mit jedem neuen Schauspiel (*Marie Tudor*, *Marion Delorme*, *die Burggrafen*, *Hernani* u. s. w.), mit jedem neuen Band Prosa stiegen und durch den Roman *Notre-Dame* ihren Gipfelpunkt erreichten, zur Julimonarchie auf's Freundlichste, und als Frucht dieses guten Einvernehmens verdient folgendes, in's Jahr 1839 fallende Factum besonders hervorgehoben zu werden, das dem Dichter und dem Könige gleich sehr zur Ehre gereicht.

Als der trotzige Rebell Barbès zum Schaffot verurtheilt war, kam seine Schwester zu dem Dichter und flehte, er möchte den König zur Begnadigung ihres Bruders veranlassen. Ein erster Schritt war ohne Erfolg geblieben. Der Hof trauerte damals um die sanfttherzige Marie von Württemberg, und der Graf von Paris war kaum erst auf die Welt gekommen. B. Hugo ging am 12. Juli um Mitternacht noch einmal zum Könige. Se. Majestät war nicht mehr sichtbar. Da schrieb er folgende Strophe, die er auf einem Tische liegen ließ:

Bei jenem taubengleich von Dir entflo'gen Engel,
Bei diesem Königskind, dem zarten Blumenstengel,
Beim Grab und bei der Wieg' fleh ich noch einmal heut:
Gib Gnade, Herr, und üb', Gott gleich, Barmherzigkeit.

Bei seinem Erwachen las Ludwig Philipp die vier Zeilen, und Barbès war gerettet.

Im Juni 1841 kam B. Hugo in die Akademie, und zwei Jahre später wurde er zur Pairswürde erhoben.

Als L. Philipp im Februar 1848 relicta non bene parmula davonlief, schloß B. Hugo sich der Republik an und vertheidigte sie als Abgeordneter mit großer Entschiedenheit in Reden, welche die glänzendste oratorische Befähigung beurfundeten. Gegen den Staatsstreich focht er sogar nebst seinen Söhnen auf den Barrikaden und schrieb hernach das von der maßloseten Parteileidenschaft eingegebene Pamphlet: *Napoléon le petit*. Seitdem lebte er als Flüchtling theils in Belgien, theils in London, und bewohnt nun schon mehrere Jahre die Insel Jersey, von wo er 1856 einen neuen Band Gedichte herausgab, der in Frankreich verschlungen wurde. Gegenwärtig soll er mit Vollendung eines sechsbändigen Romans beschäftigt sein, welcher den Titel führt: *Das Elend*. Wir werden nicht ermangeln, ihn gleich nach seinem Erscheinen unserer neuen Sammlung einzuverleiben.

Was die äußeren Verhältnisse des Dichters betrifft, so ist er, abgesehen von dem untröstlichen Schmerz um das verlorene Vaterland, keineswegs zu beklagen. Er erfreut sich des angenehmsten Familienlebens und dabei eines ansehnlichen Wohlstandes, wie ihn Frankreich seinen ausgezeichneten Schriftstellern selten vorenthält.

Stuttgart, im August 1858.

N o t r e = D a m e

oder die

Liebfrauenkirche zu Paris.

Ein historischer Roman

übersetzt von

Friedrich Seybold.

I.

I.

Der große Saal.

Heute vor dreihundert acht und vierzig Jahren, sechs Monaten und neunzehn Tagen wurden die Pariser durch das Läuten aller Glocken geweckt, die in dem dreifachen Umkreise der alten Lutetia, der Universität und der neuen Stadt einen gewaltigen Wimbam machten.

Dieser sechste Januar des Jahres vierzehnhundert zwei und achtzig war gleichwohl kein Tag, der in der Geschichte roth angezeichnet ist. Es war nichts Besonderes in dem Ereigniß, das auf solche Weise die Glocken und die Spießbürger von Paris vom frühen Morgen an in Bewegung setzte. Kein Fechtspiel zwischen Burgundern und Picarden, keine Prozession des Allerheiligsten, keine Studentenrevolte im Weingarten von Laas, kein feierlicher Einzug unseres gnädigsten Herrn, des Königs, ja nicht einmal eine schöne Hängerei von Räubern und Räuberinnen, zur Befriedigung des Rechts und der Gerechtigkeit und zum abscheulichen Exempel für die gaffende Menge. Es hatte auch nicht, wie sonst im fünfzehnten Jahrhundert häufig geschah, eine glänzende Gesandtschaft mit wehenden Helmsfedern und flatternden Fähnlein ihren Einzug gehalten, denn erst vor zwei Tagen hatte die letzte Cavalcade dieser Art, die flämischen Botschafter, welche die Heirath zwischen dem Dauphin und Margarethen von Flandern abschließen sollten, ihren Einzug in

die Hauptstadt gehalten, zum großen Verdruß des Kardinals von Bourbon, der, dem Könige zu gefallen, diesen ganzen Troß bäuerlicher Bürgermeister aus Flandern in seinem prächtigen Palaste bewirthen mußte.

An diesem sechsten Januar, der, wie Jehan von Tropes sagt, Alles was Leben hatte auf die Beine brachte, war die doppelte Feierlichkeit, die seit unfürdenklichen Zeiten auf einen Tag fällt: das Fest der Könige und der Narren. Da war jedesmal Freudenfeuer auf dem Gröveplatz, Maienfest in der Kapelle von Braque und Mysterium im Justizpalast. Am Abend zuvor schon war das Fest auf Straßen und Plätzen durch die Leute des Herrn Prevot, die in veilchenblauen Sammtkleidern stolzirten und große weiße Kreuze auf der Brust trugen, aus- trompetet worden.

Die ganze Stadt, Männer und Weiber, lief demnach vom frühen Morgen an einem der obenbezeichneten drei Plätze zu: Der dem Feuerwerk, Dieser dem Maienfest und Jener dem Mysterium; man muß es dem alten gesunden Verstand der Pariser Spießbürger zum Ruhme nachsagen, daß der bei weitem größte Theil dem Feuerwerk oder dem Mysterium im großen Saale des Justizpalastes zuströmte, während die Bänder an dem armen Maienbaum auf dem Kirchhofe der Kapelle von Braque fast einsam und verlassen flatterten. Hauptsächlich fluthete die Menge dem Justizpalaste zu, weil man wußte, daß die flämischen Gesandten der Darstellung des heiligen Mysteriums und der Erwählung des Narrenpabstes, die im gleichen Saale stattfand, anwohnen wollten.

Es war aber nicht so leicht, an jenem Tage in diesen großen Saal zu gelangen, den man damals für den größten hielt, der auf dem ganzen Erdball unter Dach und Fach stand. Der von Menschen wimmelnde Platz vor dem Justizpalast bot den Zuschauern aus den Fenstern den Anblick eines Meeres dar, in

welches fünf bis sechs Straßen, gleich Flußmündungen, jeden Augenblick ihre lebendigen Wellen ergossen. Das Geschrei, das Lachen, und das Stampfen dieser tausend Füße machten ein großes Geräusch und Gelärm. Von Zeit zu Zeit verdoppelte sich dieses Rauschen und Lärmen, und der Strom, der die ganze Masse gegen den großen Thorweg des Palastes fortriß, dämmte sich und gerieth in Wirbel. Es bedurfte dabei bloß des Kolbenstoßes eines Bogenschützen von der Leibwache, oder eines Stadtsergenten, der sein Pferd tummelte, um die Ordnung herzustellen.

Unter den Thüren, an den Fenstern, an den Dachladen, auf den Dächern selbst wimmelten Tausende jener ehrbaren, so gutmüthigen und so ruhigen Bürgergesichter; sie blickten auf den Palast, sie blickten auf die strömende Menge und waren zufrieden, denn solche Leute sind schon zufrieden, wenn sie nur viele andere Leute sehen, und ihre Neugierde ist gereizt, wenn sie nur wissen, daß hinter irgend einer Mauer irgend etwas vorgeht, was sie weder sehen noch hören.

Wenn wir, wie wir jetzt im Jahre 1830 sind, uns in Gedanken unter jene Pariser des fünfzehnten Jahrhunderts mischen und mit ihnen, gedrückt und gestoßen, in jenen unermesslichen Saal, der am sechsten Januar vierzehnhundert zwei und achtzig dennoch zu klein war, einziehen könnten, so würden wir ein Schauspiel genießen, das uns gewiß Freude machte, und lauter so alte Dinge sehen, daß sie uns nagelneu erschienen. Wenn der geneigte Leser nichts dagegen hat, wollen wir versuchen, ihm den Eindruck darzustellen, den er empfunden haben würde, wenn er mit uns über die Schwelle jenes großen Saales geschritten wäre, in dem Gedränge der Spießbürger und der Polizeisergen jener Zeit. Man tritt ein, die Ohren gellen und die Augen werden geblendet. Ueber unsern Häuptern ein doppeltes Bogengewölbe, mit hölzerner Bildnerei eingefast, him-

melblau gemalt mit gold'nen Lilien; unter unsern Füßen abwechselnde Platten von weißem und schwarzem Marmor; einige Schritte von uns ein ungeheurer Pfeiler, dann wieder einer, dann noch einer, im Ganzen sieben Pfeiler in der Länge des Saals, die in der Mitte seiner Breite das doppelte Gewölbe halten. Rund um die vier ersten Pfeiler Krämerbuden voll glänzenden Geschirrs, um die drei letzten Bänke von Eichenholz, abgenützt und abgeglättet durch die ledernen Hosen der Klagenden und die Mäntel der Richter. Rings um den Saal, an der hohen Mauer hin, zwischen den Thüren, zwischen den Fenstern, zwischen den Pfeilern, die unübersehbliche Reihe der Bildsäulen aller Könige von Frankreich seit Pharamund; die schläfrigen Könige mit herabhängenden Armen und stieren Augen, die tapfern und kriegslustigen Herren mit trotzigem Haupt und hoch erhobener Hand. Hierauf unter den langen Fensterbogen tausendfarbige Gläser, an den weiten Ausgängen des Saals reiche Thüren mit feiner Bildnerarbeit, und Alles, Bogen, Pfeiler, Mauern, Thüren, Bildsäulen, von oben bis unten in Himmelblau und Gold glänzend. Hierzu denke man sich den unermesslichen oblongen Saal, von dem bleichen Lichte eines Wintertages erhellt, angefüllt von der rauschenden Menge, die sich an den Mauern entlang und rund um die sieben Pfeiler drängt, und man wird sich eine, wenn auch nicht klare Idee von dem ganzen Gemälde machen können, dessen seltsame Einzelheiten wir jetzt vor unsern Lesern aufzurollen gedenken.

An den beiden Enden dieses gigantischen Biereds sah man an dem einen die berühmte Marmortafel aus einem Stück, das so lang, breit und dick war, daß man, wie alte Schriften berichten, noch kein ähnliches auf der ganzen weiten Welt gesehen hatte; an dem andern die Kapelle, in welcher Ludwig XI., vor der heiligen Jungfrau auf den Knien liegend, in Stein gehauen war. Diese Kapelle, damals noch neu und kaum seit

sechs Jahren erbaut, war ganz im Geschmache jener feinen Baukunst, jener wunderbaren Bildnerei, jener feinen und profunden Meißelarbeit errichtet, welche das Ende der gothischen Aera bezeichnet und in märchenhaften Phantasien bis gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts fortgelebt hat.

Mitten im Saale, der großen Eingangsthüre gegenüber, war eine mit Goldstoff bekleidete Estrade für die flandrischen Gesandten und die andern vornehmen Personen errichtet, die man zur Darstellung des Mystariums eingeladen hatte. Nach altem Brauche sollte das Mystarium auf der großen Marmorplatte aufgeführt werden. Man hatte zu diesem Ende ein leichtes hölzernes Gerüste auf derselben aufgeschlagen, das zum Theater dienen sollte, und dessen Inneres, mit Tapeten behängt, den handelnden Personen des Stücks zum Ankleidezimmer diente. Eine von Außen angelegte Leiter wurde als Verbindungsmittel zwischen der Bühne und dem Ankleidezimmer gebraucht, und auf ihr stiegen die Schauspieler, die austraten oder abgingen, auf und ab. So war es in der Kindheit der Schauspielkunst und der Maschinerie beschaffen.

An den vier Ecken der Marmorplatte standen, aufrecht und steif, vier Trabanten des Hausmeisters des Justizpalastes, bei Festen wie bei Hinrichtungen verpflichtete Hüter des Volks.

So bald der zwölfte Schlag der großen Palastuhr Mittag anzeigte, sollte das Stück beginnen; das war allerdings für eine theatralische Darstellung sehr spät, aber man mußte sich nach der Bequemlichkeit der flandrischen Gesandten schicken. Die schaulustige Menge wartete bereits seit dem frühesten Morgen. Tausende standen schon mit Tagesanbruch vor der großen Treppe des Justizpalastes; Einige hatten sogar die Nacht unter dem großen Thore zugebracht, um sich des Eintritts zu versichern, sobald es geöffnet würde. Mit jeder Minute wuchs der Haufen an und ergoß sich gleich einem Strome, der über

sein Ufer tritt, an Mauern, Pfeiler, Fenstergesimse, und wo irgend ein leerer Fleck war, der einen Menschen fassen konnte. Unbehaglichkeit, Ungeduld, Langeweile, die Freiheit eines Tages cynischer Ungebundenheit, die Händel, die sich in Folge des Stoßens und Treuens erhoben, die Abspannung des langen Wartens, gaben schon lange vor der Ankunft der Gesandten dem Treiben dieses eingeschlossenen, gepreßten, halb erstickten Volkes einen Ausdruck bitterm Verdrusses. Man hörte nichts als Klagen und Verwünschungen gegen die Flamänder, den Handlungsvorsteher, den Kardinal Bourbon, den Hausmeister des Palastes, Margarethe von Oesterreich, die Stadtsergenten, die Kälte, die Hitze, das schlechte Wetter, den Bischof von Paris, den Narrenpabst, die Pfeiler, die Bildsäulen, diese geschlossene Thüre und jenes offene Fenster: Alles zum großen Ergötzen der zahlreichen Studenten und Lafaien, die unter der Masse zerstreut waren und zu ihrer Belustigung überall das Feuer der üblen Laune schürten.

Eine Bande dieser muntern Gesellen hatte die Scheiben eines Fensterflügels eingeschlagen, und war auf das Gesimse gestiegen, von wo sie abwechselnd nach innen und außen, mit dem Volkshaufen im Saal und dem auf der Straße, schäkerte und Pöffen trieb. Aus den Fragengesichtern, welche sie gegen Diesen und Jenen schnitten, aus ihrem schallenden Gelächter, aus den scherzhaften Zurufen, welche sie von einem Ende des Saales zum andern an ihre Spießgesellen ergehen ließen, war leicht abzunehmen, daß sie die allgemeine Abspannung und Langeweile nicht theilten, und einstweilen, bis das Schauspiel anfang, ein Stück auf eigene Faust zu spielen wußten.

„Bei meiner armen Seele, Du bist's, Johannes Frollo de Molendino!“ rief einer derselben einem dieser kleinen Teufelsjungen, blondhaarig und mit einem hübschen Spitzbubengesichte, zu, der sich in das Schnitzwerk einer Säule eingenistet

hatte, „und man nennt Dich wohl mit Recht Mühlenhans, denn so wie Du dahängst, sehen Deine Arme und Füße wie Windmühlenflügel aus. Seit wann hängst Du denn so in der Luft zwischen Himmel und Erde?“

„Bei der ewigen Barmherzigkeit des Teufels,“ erwiderte Johannes Frollo, „es sind schon mehr als vier lange Stunden, und wenn mir die nicht für die Zeit meines Fegfeuers angerechnet werden, so ist kein Gott mehr im Himmel. Schon diesen Morgen um die siebente Stunde hörte ich die acht Chorsänger des Königs beider Sicilien den ersten Vers des Hochamtes in der heiligen Kapelle anstimmen.“

„Saubere Sänger, die!“ versetzte der Andere; „ihre Stimme ist noch spitziger, als ihre Kappen. Ehe der König eine Messe für den heiligen Johann stiftete, hätte er sich zuvor erkundigen sollen, ob der heilige Johann lateinische Psalmen im Dialekt der Provence liebt.“

„Das hat er bloß gethan, um diese vermaledeiten Chorsänger des Königs von Sicilien anzustellen!“ rief ein altes Weib, das mitten unter der Menge unten am Fenster stand, geifernd aus. „Seht doch, tausend gute Pariser Livres für eine Messe! und dazu noch auf den Pacht des Pariser Fischmarkts angewiesen!“

„Ruhig, alte Bettel!“ fuhr sie ein dicker und ansehnlicher Mann an, während er sich die Nase zuhielt, um anzudeuten, daß es in der Nähe eines Fischweibes übel rieche. „Musste man nicht eine heilige Messe stiften, oder willst Du, daß der König auf's Neue krank werde?“

„Wohl gesprochen, Meister Gilles Lecornu, königlicher Hofkürschner!“ rief ihm der kleine Student zu, der am Pfeiler hing.

Der übelklingende Name des armen königlichen Hofkürschners wurde mit schallendem Gelächter aus dem Munde sämtlicher Studenten begrüßt.

„Lecornu! Gilles Lecornu!“ schrieen die Einen.

„Cornutus et hirsutus,“ fiel ein Anderer ein.

„Freilich, er ist es in eigener Person!“ fuhr der Teufelsjunge von seinem Pfeiler herab fort. „Und was habt Ihr denn zu lachen? Es ist der sehr ehrenwerthe Meister Gilles Lecornu, Bruder des Meisters Johann Lecornu, Haushofmeisters des Königs, Sohn des Meisters Mahiet Lecornu, ersten Thürstehers im Park von Vincennes, lauter ehrbare Spießbürger von Paris, sämmtlich geheirathet von Vater auf Sohn!“

Diese Apostrophe steigerte die allgemeine lustige Laune auf den höchsten Grad. Der arme Hofürschner wagte den Mund nicht aufzuthun, sondern suchte sich den von allen Seiten auf ihn gerichteten Blicken zu entziehen; er schnaubte wie ein harpunirter Wallfisch, und schwitzte wie ein geheizter Hase. Vergebens, je mehr er sich Mühe gab, sich durchzudrängen, um so fester speitelte sich seine breite Figur zwischen den Schultern seiner Nachbarn ein. Sein Gesicht war dunkelroth vor Zorn und Verdruß.

Endlich kam ihm einer seiner Nachbarn, dick, stämmig und ehrenfest, wie er selbst, mit christlichem Beistand zu Hülfe.

„Gräulich und abscheulich!“ rief er aus, „Studenten, Schulbuben führen eine solche Sprache gegen einen Pariser Bürger! Zu meiner Zeit hätte man sie dafür mit Ruthen gestrichen und auf einem Holzstoß verbrannt.“

Diese Worte brachten die ganze Studentenbande in Aufruhr.

„Holla! Heda! Wer ist's, der dieses Lied singt? Wer ist die unglückverkündende Nachteule?“

„Es ist der Meister Andry Musnier, ich kenne ihn wohl,“ rief einer der Studenten.

„Richtig, einer der vier geschwornen Buchhändler der Universität!“ fiel ein Anderer ein.

„Alles ist vierfach in diesem Kram,“ fügte ein Dritter

hinzu: „Die vier Nationen, die vier Fakultäten, die vier Feste, die vier Prokuratoren, die vier Wähler, die vier Buchhändler!“

„Nun wohl denn,“ schrie Johannes Frollo, „so muß man ihm auch den Teufel vierfach im Glase zeigen!“

„Musnier, wir verbrennen Deine Bücher!“

„Musnier, wir schlagen Deinem Ladenburschen den Budel voll!“

„Musnier, wir zerren Dein Schätzchen herum!“

„Die gute dicke Jungfer Dubarde, die so frisch und munter ist, wie wenn sie Wittwe wäre!“

„Hol' euch Alle der Teufel!“ brummte Meister Andry Musnier in den Bart.

„Meister Andry,“ rief ihm der Teufelsjunge vom Pfeiler herab warnend zu, „wenn Du nicht schweigst, so lasse ich mich auf Deinen Strohkopf herabfallen!“

Bei diesen Worten erhob Meister Andry die Augen zum Pfeiler, schien einen Augenblick dessen Höhe und das Gewicht des kleinen Spitzbuben zu messen, multiplicirte in Gedanken dieses Gewicht durch die Geschwindigkeit des Falles vermehrt, und schwieg weislich.

Johannes Frollo, auf solche Weise Meister des Feldes, fuhr triumphirend fort: „Das thue ich Dir, so wahr ich der Bruder eines Archidiaconus bin! Das sind saubere Leute, unsere Herren von der Universität, daß sie nicht einmal an einem Tage, wie der heutige ist, unseren Privilegien den nöthigen Respekt verschaffen! Sind nicht Maiensfest und Feuerwerk in der Neustadt? heiliges Mysterium, Narrenpabst und flämische Gesandte in der Altstadt? Und in der Universität nichts!“

„Und doch wäre der Platz Maubert groß genug dazu!“ fiel einer der Studenten ein, der auf dem Fenstergesimse saß.

„Fort mit dem Rektor, den Wählern und den Prokuratoren!“ schrie Johannes Frollo.

„Man muß diesen Abend auf dem Champ-Gaillard mit den Büchern des Meisters Andry ein Freudenfeuer machen.“

„Da kann man gleich die Pulte der Schreiber mit verbrennen!“ sagte sein Nachbar.

„Und die Stöcke der Bedellen!“

„Und die Spudnäpfe der Professoren!“

„Und die Schenkfische der Prokuratoren!“

„Und die Mehlkästen der Wähler!“

„Und den Fußschemel des Rektors!“

„Fort,“ rief auf's Neue Johannes Frollo, „fort mit dem Meister Andry, fort mit den Bedellen und Schreibern, fort mit den Theologen, den Medicinern und Juristen, fort mit den Prokuratoren, den Wählern und dem Rektor!“

„Gott stehe uns bei, der jüngste Tag bricht an!“ murmelte Meister Andry für sich, und bedeckte mit beiden Händen die Ohren.

„Bom Rektor redet Ihr, da geht er eben über den Platz!“ rief einer der Studenten.

Alle Blicke wendeten sich nach dieser Gegend.

„Richtig kurirt, das ist unser in Gott ehrwürdiger Rektor, Meister Thibaut,“ sagte Johannes Frollo, der Mühlens Hans „ich kann ihn zwar nicht sehen, aber ich rieche ihn schon von Weitem.“

„Ja, ja,“ antworteten mit einer Stimme die Anderen, „er ist es selbst, unser sehr ehrwürdiger Rektor, Meister Thibaut.“

Es waren wirklich der Rektor und sämtliche Lehrer und Diener der Universität, welche in diesem Augenblicke in Procession über den Platz des Justizpalastes zogen, um die flämische Gesandtschaft feierlich zu empfangen. Die Studenten, die sich am Fenster drängten, empfingen sie beim Vorüberziehen mit Spottreden und ironischen Beifallsbezeugungen. Der Rektor, der an der Spitze des Zuges einherkam, empfing die erste, sehr gewichtige Ladung derselben.

„Guten Morgen, Herr Rektor! Holla! Heda! Guten Morgen, Herr Rektor!“

„Ist er auch schon da, der alte Spieler? Wo hat er denn seine Würfel gelassen!“

„Wie er auf seinem Maulthier einhertrampelt! Seine Ohren sind länger, als die seines Maulesels!“

„Holla! Heda! Guten Morgen, Herr Rektor Thibaut! Tybalde Aleator! Alter Strohkopf! Alter Spieler!“

„Gott erhalte Dich gesund! Hast Du in dieser Nacht schon oft zweimal sechs geworfen?“

„Oh! welche schlotternde Gestalt, wie die Spielwuth seine Züge verzerrt hat!“

„Wohin denn, alter Thibaut, Tybalde ad Dados, fährst Du der Universität den Rücken und zottelst der Stadt zu?“

„Ohne Zweifel,“ rief der Mühlenhans dazwischen, „sucht er eine Wohnung in der Straße Thibautodé, (Thibaut aux dés).“

Diese Anspielung auf die Spielwuth des Rektors wurde mit donnerndem Beifall und schallendem Händeklatschen aufgenommen und von der ganzen lustigen Bande wiederholt:

„Er sucht eine Wohnung in der Straße Thibautodé, der alte Meister Thibaut, der dem Teufel die Karten mischt!“

Hierauf kam die Reihe an die übrigen Lehrer und Diener der Universität.

„Fort mit den Bedellen! Fort mit den Stabträgern!“

„Sage mir doch, Robin Bouffepain, wer ist denn dieser da?“

„Das ist Gilbert de Suilly, Gilbertus de Soliaco, der Kanzler des Collegiums von Autun.“

„Hier hast Du meinen Schuh, wirf ihm denselben in sein Fragegesicht; Du kannst besser beikommen als ich.“

„Saturnalitiis mittimus ecce nuces.“

„Fort mit den sechs Theologen in ihren weißen Chorbemden!“

„Sind das Theologen! Ich hielt sie für sechs weiße Gänse,

die das Kloster der heiligen Genovesa der Stadt Paris für das Lehen von Rogny spendet."

"Fort mit den Medicinern!"

"Fort mit den Hauptdisputationen und allen Schulfuchserien!"

"Gib mir meine Mütze, Kanzler von St. Genovesa, Du hast eine Ungerechtigkeit gegen mich begangen! Ihr möget es glauben oder nicht, er hat meine Stelle in der Nation der Normandie dem kleinen Uscanio Falzaspada aus Bourges verliehen, weil er ein Italiener ist."

"Das ist eine Ungerechtigkeit," schrieten alle Studenten mit einer Stimme. "Fort mit dem Kanzler von St. Genovesa!"

"Heda! Meister Joachim de Ladehors! Heda! Louis Dahuille! Heda! Lambert Hocement!"

"Hole der Teufel den Procurator der deutschen Nation!"

"Und die Kaplane der heiligen Kapelle, mit ihren grauen Pelzmänteln dazu! *cum tunicis grisis!*"

"*Seu de pellibus grisis furratis!*"

"Holla! Heda! Die Meister der freien Künste! Alle schwarzen und rothen Mützen!"

"Er führt einen schönen Schweif hinter sich, Meister Thibautodé, der Rektor!"

"Man sollte ihn für den Dogen von Venedig halten, der auszieht, sich mit dem Meer zu vermählen."

"Da kommen die Pfaffen der heiligen Genovesa! Zum Teufel mit ihnen und dem ganzen Pfaffenthum!"

"Abbé Claude Choart! Doktor Claude Choart! Suchst Du Deine Marie Giffarde?"

"Suche sie in der Straße Blatigny."

"Sie macht eben das Bett des Königs der Hurenjäger."

"Sie bezahlt eben ihre vier Pfennige, *quatuor denarios.*"

"*Aut unum bombum.*"

„Seht da, ihr lieben Leute, den Meister Simon Sanguin, Wähler der Picardie, der seine Frau hinter sich auf dem Maulesel sitzen hat!“

„Post equitem sedet atra cura.“

„Frisch auf, Meister Simon!“

„Guten Morgen, Herr Wähler!“

„Gute Nacht, Frau Wählerin!“

Inzwischen hatte der geschworene Buchhändler der Universität, Meister Andry Musnier, sich zum Ohre des Hofkürschners, Meisters Gilles Lecornu, geneigt: „Ich sage Euch, lieber Herr, der jüngste Tag ist nahe. Wann hat man je solchen Uebermuth von Studenten gesehen? Das Alles dankt man diesen verfluchten Erfindungen des Jahrhunderts: dem Pulver, dem Blei, den Kanonen, den Feldschlangen, den Mörsern, vor Allem aber der Buchdruckerkunst, dieser weiteren Pest aus Deutschland. Es fliegt mit Manuscripten und Büchern, der Buchhandel geht durch die Buchdruckerkunst zu Grunde, ich sage Euch, das Ende der Welt ist nahe.“

„Freilich, freilich,“ versetzte der Hofkürschner, „ich merke es wohl, denn Sammt und Seide sind jetzt weit mehr gesucht, als die Pelzwaaren.“

In diesem Augenblicke schlug es zwölf Uhr.

„Ah, ah; ah!“ rief die ganze Menge aus einem Munde.

Jetzt schwiegen die Studenten. Hierauf großes Geräusch mit den Füßen, Bewegung der Hände und Häupter, Husten und Wehen mit den Satttöchern; alle machten sich fertig, die Dinge zu schauen, die da kommen sollten. Tiefe Stille, alle Anwesenden starren mit offenem Munde auf die Marmorplatte, auf der die Bühne aufgeschlagen ist. Nichts läßt sich blicken, als die vier Trabanten des Hausmeisters, die noch immer steif und unbeweglich dastehen wie Bildsäulen. Jetzt wenden sich die Blicke dem erhöhten Sitze zu, der für die flämischen Ge-

sandten errichtet ist; aber die Thüre bleibt geschlossen und die Estrade leer. Seit frühem Morgen hatte diese ungeduldige Menge auf dreierlei gewartet: auf die Mittagsstunde, die flandrische Gesandtschaft und das heilige Mysterium. Jetzt, zu dieser Frist, war bloß die Mittagsstunde da.

Das war allzuviel für ein schaulustiges Publikum. Man wartet eine, zwei, drei, fünf Minuten, eine Viertelstunde, nichts zeigt sich. Die Estrade steht verlassen, das Theater bleibt stumm. Auf Ungeduld folgt jetzt Zorn. Erst leise, dann lauter, laufen trogige Reden von Mund zu Mund. „Das Mysterium! das Mysterium!“ murmelt man halblaut. Die Köpfe erhizen sich, der Sturm ist dem Ausbruche nahe. Jetzt wirft der Mühlens Hans den ersten Funken in den Zündstoff.

„Das Mysterium, und zum Teufel mit den Flamändern!“ ruft er aus voller Brust über den Haufen hin.

Tausend Hände klatschen ihm Beifall, und tausend Zungen wiederholen donnernd: „das Mysterium und zu allen Teufeln mit den Flamändern!“

„Das Mysterium, und zwar auf der Stelle,“ wiederholte der Student, „oder wir führen selbst ein christliches Schauspiel auf, und hängen den Hausmeister des Palastes an seine eigenen Pfosten.“

„Wohl gesprochen,“ schrie die Menge tobend, „und laßt uns gleich das Geschäft mit seinen Trabanten beginnen!“

Dieser Vorschlag wurde mit Beifall aufgenommen.

Die vier armen Teufel, auf solche Weise bedroht, wurden todesblaß und warfen sich ängstliche Blicke zu. Bereits drängte sich die Menge dem aufgeschlagenen Gerüste zu, das unter dem allgemeinen Andrang krachte und zu brechen drohte.

Der Augenblick war kritisch. „An den Strick! An den Strick!“ rief man von allen Seiten.

In diesem Augenblicke hoben sich die Tapeten, die das An-

kleidezimmer der Schauspieler bedeckten, und eine Person trat heraus, deren bloßer Anblick dem Andrang der Menge Einhalt that und, wie mit einem Zauberschlag, ihren Zorn in Neugierde verwandelte.

„Stille! Stille!“

Jene Person trat nicht sehr gefaßt und an allen Gliedern zitternd bis an den Rand der Marmorplatte vor, unter hundert Verbeugungen, die sich, nach Maßgabe ihres Vorschreitens, mehr und mehr in förmliche Kniebeugungen verwandelten.

Inzwischen hatte sich die Ruhe so ziemlich wieder hergestellt, und man vernahm nur noch jenes leichte Murmeln, das selbst bei dem Stillschweigen einer großen Menschenmasse immer hörbar ist.

„Meine Herren Bürger und meine Damen Bürgerinnen,“ sprach das Individuum, „wir werden die Ehre haben, vor Sr. Eminenz, dem Herrn Kardinal, aufzuführen und darzustellen ein sehr schönes moralisches Schauspiel, das den Namen führt: Das gute Urtheil der heiligen Jungfrau Maria. Ich spiele den Jupiter. Se. Eminenz befindet sich in diesem Augenblicke bei der Gesandtschaft des verehrtesten Herrn Herzogs von Oesterreich, welche eben jetzt an dem Thore Baudets von dem Herrn Rektor der Universität mit einer Anrede empfangen wird. Sobald Se. Eminenz der Herr Kardinal anlangt, werden wir das Stück beginnen.“

Es war allerdings nichts Geringeres als die Vermittlung des Donnergottes in eigener Person erforderlich, um die vier armen Trabanten des Hausmeisters zu retten. Wenn wir so glücklich gewesen wären, diese wahrhaftige Geschichte selbst zu erfinden, und mithin vor unserer Dame Kritik dafür verantwortlich zu sein, so könnte man in diesem Augenblicke gegen uns die klassische Vorschrift anwenden: *Nec Deus intersit*. Im Uebrigen war das Kostüm unseres Herrn Jupiters sehr schön

und hatte nicht wenig dazu beigetragen, die Menge zu beruhigen, indem es ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Der Donnergott trug ein mit goldenen Nägeln beschlagenes Panzerhemd, auf dem Haupte einen Helm mit silbernen und vergoldeten Knöpfen, und hätte er nicht einen ungeheuern Bart gehabt und etwas in seiner Hand getragen, das den Blitz vorstellen sollte, den er zu schleudern pflegt, so hätte man ihn für einen Bogenschützen der königlichen Leibwache halten können.

II.

Peter Gringoire.

Was des Donnergottes glänzender Anzug bei der ungeduldigen Menge gut gemacht hatte, das verdarb seine ungeschickte Anrede wieder, und als er zu der unglücklichen Stelle kam: „Sobald Se. Eminenz der Herr Kardinal anlangt, werden wir das Stück beginnen,“ verlor sich seine Stimme unter tausendfältigem Geschrei und Zischen.

„Gleich angefangen! Auf der Stelle! Das Mysterium! Sogleich das Mysterium!“ schrie man von allen Seiten. Mitten unter dem allgemeinen Getöse vernahm man deutlich die helle, gellende Stimme des Mühlens Hans: „Fort mit Jupiter und dem Kardinal Bourbon!“

„Sogleich das moralische Stück! Auf der Stelle! Den Strick für die Komödianten und den Kardinal!“ schrie die Menge ungeduldig.

Der arme Donnergott, vor Entsetzen bleich, ließ den Blitz fallen, nahm demüthig seinen Helm ab, grüßte zitternd mit hundert Verbeugungen das Volk und stotterte: „Se. Eminenz

... die Gesandten ... Frau Margareth von Oesterreich ...“ hier blieb er stecken, denn die Angst vor dem Strick schnürte ihm die Kehle zu. Fing er das Stück nicht an, so hängte ihn das Volk; fing er es an, so ließ ihn der Kardinal hängen: von beiden Seiten drohte ihm der Strick.

In diesem kritischen Moment trat ein langer hagerer Mann, in einem abgetragenen schwarzen Rock, auf die Bühne zu und sprach: „Jupiter, mein lieber Jupiter!“

Dem Donnergott war vor Angst Hören und Sehen vergangen. Da schrie ihm der Andere unter die Nase: „Michel Giborne!“

„Wer ruft mich?“ antwortete Jupiter wie aus einem Traume erwachend.

„Ich bin's,“ erwiderte der Schwarzrock.

„Ah, ah, ah!“ sagte Jupiter tief aufathmend.

„Fange sogleich an,“ sprach der Schwarze weiter. „Thue den Willen des Volkes, ich will den Hausmeister besänftigen, und dieser wird den Kardinal beschwichtigen.“

Diese Worte hauchten dem Vater der Götter und Menschen neues Leben ein, und er schrie mit einer jupiterähnlichen Donnerstimme: „Meine Herrn Bürger, das Stück wird sogleich beginnen.“

„Evoe, Jupiter! Plaudite, cives!“ riefen die Studenten.

„Hurrah! Hurrah!“ schrie das Volk.

Ein betäubendes Händeklatschen folgte, und der Saal ertönte noch von rauschendem Beifall, als Jupiter längst hinter der Tapete verschwunden war.

Inzwischen hatte sich die Person, die, gleich einem Zauberer, den Sturm so plötzlich in Sonnenschein verwandelt, bescheiden in den Schatten eines Pfeilers zurückgezogen und wäre vielleicht dort unbemerkt geblieben, wenn nicht zwei junge Damen das Zwiesgespräch zwischen ihm und Jupiter mit angehört hätten.

„Meister,“ rief eine derselben dem Manne zu, und gab ihm ein Zeichen, sich zu nähern.

„Was machst Du denn da, liebe Lienarde?“ sagte ihre junge reizende Nachbarin zu ihr, „das ist kein Geistlicher, sondern ein Laie, und man sagt zu ihm nicht „Meister,“ sondern „Herr.““

In Folge dessen rief ihm Lienarde zu: „Herr.“

Auf diesen Ruf näherte sich der Unbekannte der Balustrade mit den Worten: „Was steht Euch zu Dienst, meine Damen?“

„Oh!“ erwiderte Lienarde verwirrt, „nichts, meine Nachbarin Gisquette wünscht Euch zu sprechen.“

„Nein,“ unterbrach sie Gisquette erröthend, „Lienarde hat Euch zugerufen: Meister! und ich sagte ihr bloß, du mußt „Herr“ sagen.“

Die beiden jungen Mädchen schlugen die Augen nieder. Der Unbekannte betrachtete sie lächelnd und sagte: „Ihr habt mir also nichts zu sagen, meine Damen?“

„Ganz und gar nichts,“ antwortete Gisquette.

„Im geringsten nichts,“ sprach Lienarde.

Als hierauf der Unbekannte sich entfernen wollte, siegte die weibliche Neugierde und Gisquette rief ihm lebhaft nach: „Herr, Ihr kennt also den Soldaten, der in dem Mysterium die Rolle der heiligen Jungfrau spielen wird?“

„Ihr wollt sagen: die Rolle Jupiters?“ versetzte der Anonymus.

„Freilich, freilich, wie einfältig! Ihr kennt also den Jupiter?“ fiel Lienarde ein.

„Michel Giborne?“ antwortete der Unbekannte, „ja, den kenne ich.“

„Er hat einen gewaltigen Bart!“ sprach Lienarde.

„Ist es schön, was sie da sagen werden?“ fragte schüchtern Gisquette.

„Sehr schön,“ antwortete der Anonymus.

„Was ist es denn eigentlich?“ fragte Vienarde.

„Das gute Urtheil der heiligen Jungfrau, ein moralisches Stück, mit Euerm Wohlnehmen.“

„Ah, so!“ sagte Vienarde. Hierauf folgte eine kurze Pause, welche der Unbekannte mit den Worten unterbrach: „Es ist ein ganz neues moralisches Stück, das noch nie aufgeführt wurde.“

„Es ist also nicht das nämliche, das man vor zwei Jahren bei dem Einzug des Legaten gab, und worin drei schöne Mädchen auftraten, welche die Rolle . . .“

„Der Sirenen spielten,“ ergänzte Vienarde.

„Und zwar splitternacht,“ fügte der Unbekannte hinzu.

Vienarde schlug schamhaft die Augen nieder. Gisquette sah sie an und machte es ebenso.

Der Unbekannte fuhr lächelnd fort: „Das war lustig anzuschauen. Das heutige Schauspiel ist aber ein moralisches Stück, das man ausdrücklich für die Dame von Flandern gemacht hat.“

„Wird man auch Schäferliedchen singen?“ fragte Gisquette.

„Nicht doch,“ antwortete der Unbekannte, „das kommt in einem moralischen Stücke nicht vor. Man muß die Gattungen nicht verwechseln. Ja, wenn es eine Posse wäre, dann allerdings.“

„Das ist Schade,“ versetzte Gisquette. „Damals kamen Wilde, Männer und Weiber vor, die lustige Stückchen sangen.“

„Das ist schön genug für einen Legaten,“ sagte trocken der Unbekannte, „aber einer Prinzessin gehört etwas Anderes.“

„Und wie die Musik,“ sagte Vienarde, „so schöne Melodien spielte!“

„Und der Brunnen, aus dem Wein, Milch und süßer Wein floß, wo Jedermann so viel trinken konnte, als ihm beliebte.“

„Und die stumme Passion auf dem Dreifaltigkeitsplatze,“ fuhr Vienarde redselig fort.

Der Heiland am Kreuz und die zwei Schächer daneben,“ rief Gisquette aus.

Jetzt, nachdem die beiden Plaudertaschen einmal in Gang gekommen waren, floß der Strom ihrer Rede zumal und un-aufhaltsam.

„Und am Malerthor andere Personen, sehr reich gekleidet.“

„Und am Brunnen der unschuldigen Kindlein der Jäger, der unter großem Gebell der Hunde und unter dem Schalle der Jagdhörner ein Reh verfolgte!“

„Und als der Legat vorüberzog, lief man Sturm und hieb allen Engländern die Köpfe ab.“

„Und ließ mehr als zweihundert Duzend Vögel aller Art fliegen, das war sehr schön!“

„Heute wird es noch schöner!“ fiel ihnen der Anonymus ungeduldig in die Rede.

„Noch schöner!“ rief Gisquette verwundert aus!

„Allerdings,“ antwortete der Unbekannte mit Selbstgefühl, „Ihr erblickt in mir, meine Damen, den Verfasser des Stücks.“

„Den Verfasser!“ riefen die beiden jungen Mädchen.

„Ihn selbst!“ antwortete mit wichtiger Miene der Dichter; „d. h. wir sind unser zwei: Jean Marchand, der das Theater aufgeschlagen, und ich, der das Schauspiel verfertigt hat. Ich heiße: Peter Gringoire.“

Inzwischen hatte die zuvor so tobende Menge geduldig die Eröffnung des Schauspiels erwartet, aber noch immer blieb das Theater leer. Da rief Johannes Frollo mit lauter Stimme: „Holla! Heda! Jupiter, heilige Jungfrau, Gaukler der Hölle! Wo bleibt ihr denn! Das Stück! das Stück! Fangt an, ins Teufels Namen!“

Augenblicklich ließ sich im Innern des Gerüstes Musik hören,

der Vorhang hob sich; vier Personen stiegen die Leiter heran und stellten sich, nachdem sie mühsam auf die Bühne gelangt waren, in einer Reihe auf. Sie begrüßten mit demüthiger Verbeugung das gestrenge Publikum, die Symphonie schwieg, und nun nahm das heilige Mysterium seinen Anfang.

Hierauf wurde der Prolog gesprochen, den wir dem geneigten Leser schenken. Die Wahrheit zu sagen, wurde das damalige Publikum, wie das heutige noch, mehr von dem Costüm der Schauspieler, als von dem Text des Stückes angezogen. Unsere vier Personen trugen gleiche Röcke, halb gelb und halb weiß, und untereinander bloß durch die Gattung des Stoffs verschieden. Das erste Kleid war von Gold- und Silberstoff, das zweite von Seide, das dritte von Wolle, das vierte von Leinwand. Die erste der handelnden Personen trug in der rechten Hand ein Schwert, die zweite zwei goldene Schlüssel, die dritte eine Wage, die vierte einen Spaten; um dem Verständniß der Zuschauer, wenn sie sich die Bedeutung dieser Attribute nicht erklären konnten, zu Hülfe zu kommen, las man mit großen schwarzen Buchstaben unten an dem goldenen Kleide: „ich nenne mich Adel;“ unten an dem seidenen: „ich nenne mich Geistlichkeit;“ unten an dem wollenen: „ich nenne mich Kaufmannschaft;“ unten an dem leinenen: „ich nenne mich Landmann.“ Das Geschlecht der beiden männlichen und der beiden weiblichen Allegorien war durch die mehr oder minder lange Kleidung und den Kopfsputz angedeutet.

Durch den Prolog erfuhr man übrigens, daß Landmann mit der Kaufmannschaft, und Adel mit der Geistlichkeit vermählt sei, und daß beide glücklichen Paare gemeinschaftlich einen prächtigen goldenen Delfin (Dauphin) besaßen, den nur die Schönste der Schönen bekommen sollte. Zu diesem Ende waren sie durch die Welt aus- und eingezogen, die Schönste der Schönen zu suchen. Sie hatten aber dieselbe weder im

Königreich Golkonda, noch im Kaiserthum Trapezunt, noch sonst irgendwo in der Welt gefunden, waren so eben höchst ermüdet zu Paris angekommen, und ruhten auf der Marmorplatte im großen Saale des Justizpalastes aus, von wo herab sie einen Schwall von Sentenzen und heilsamen Lehren unter das lauschende Publikum warfen. Das Alles war schön anzuschauen und fein anzuhören.

Niemand lieb den Schauspielern und ihren Worten ein aufmerksames Ohr, als der Verfasser des Stücks, der Dichter, Peter Gringoire, der Poet. Da stand er hinter einem Pfeiler, rechte seinen langen Hals aus; schaute mit trunkenen Blicken auf die Bühne, und lauschte mit offenem Ohr den Worten der handelnden Personen. Der Beifall, der bei Eröffnung des Prologs von dem Publikum gezollt worden, hatte ihn bereits berauscht. Würdiger Peter Gringoire!

Bald jedoch, so wollte es das grausame Schicksal, sollte ein bitterer Tropfen in den Kelch seiner Freude fließen. Ein zerlumppter Bettler, der, eingekleilt in die Menschenmenge, kein Almosen fordern konnte, suchte irgend einen erhöhten Platz einzunehmen, wo er die Blicke auf sich ziehen und milde Gaben sammeln konnte. Zu diesem Ende stieg er auf einen Pfosten der Estrade, welche für die flämischen Gesandten errichtet war. Hier suchte er durch seinen zerlumpten Anzug und eine häßliche offene Wunde, die fast den ganzen rechten Arm bedeckte, die Blicke und das Mitleid der Menge auf sich zu ziehen. Im Uebrigen jedoch saß er schweigend da und hätte den Fortgang des Stücks nicht gestört, wenn er nicht zum Unglück dem mathwilligen Johannes Frollo, der von seinem Pfeiler umherschaute, in die Augen gefallen wäre. Dieser kümmerte sich wenig um die Unterbrechung des Schauspiels und rief mit tollem Gelächter: „Seht dort den armen Lazarus und werft ihm auch einen Brocken von dem Ueberflusse Eures Tisches zu!“

Wer jemals einen Stein in einen Froschteich geworfen, oder unter einen Flug Tauben geschossen hat, kann sich einen Begriff davon machen, welche Wirkung diese während der allgemeinen Aufmerksamkeit hingeworfenen Worte unter der Menge hervorbrachten. Der arme Peter Gringoire war wie vom Blige getroffen, denn der Prolog stockte plötzlich und alle Köpfe drehten sich stürmisch dem Bettler zu, der sich dadurch im geringsten nicht aus der Fassung bringen ließ, sondern vielmehr in diesem Zufall eine günstige Gelegenheit zu reichlicher Ernte erblickte; er schloß demnach die Augen zur Hälfte, machte ein Jammergehicht und sagte in kläglichem Tone: „ein Almosen, um Gotteswillen! kranker Mann! armer Mann!“

„Beim Teufel und meiner armen Seele,“ rief ihm Johannes Frollo zu, „das ist ja Clopin Trouillefou! Holla! guter Freund, hat Dich denn Deine Wunde am Schenkel gehindert, daß Du sie jetzt auf den Arm gemacht hast?“

So sprechend warf er ihm, mit der Geschicklichkeit eines Affen, eine Silbermünze in den schmutzigen Filz, den der Bettler mit seinem kranken Arm ausstreckte. Clopin Trouillefou nahm Almosen und Spott gleichmüthig hin und fuhr im nämlichen lamentablen Tone fort: „Kranker Mann, armer Mann! Ein Almosen, um Gotteswillen!“

Diese Episode hatte die Aufmerksamkeit der Zuhörer bedeutend gestört; viele von ihnen, Robin Poussépain und sämtliche Studenten an der Spitze, klatschten diesem seltsamen Duett, das der Mühlenhans mit seiner kreischenden Stimme und der Bettler mit seiner ewigen Litanei, als Schauspiel im Schauspiel, aufführten, stürmischen Beifall.

Der arme Verfasser des Stücks war sehr mißvergnügt. Nachdem er sich von seiner ersten Bestürzung erholt hatte, rief er den Schauspielern mit lauter Stimme zu: „Fortgefahren! In's Teufels Namen! Fortgemacht!“

In diesem Augenblicke zupfte ihn Jemand am Rock; er drehte sich um, es war der runde Arm der schönen Gisquette, die auf solche Art seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

„Herr,“ fragte das Mädchen, „werden sie wohl fortfahren?“

„Allerdings,“ antwortete der Dichter.

„In diesem Falle, mein Herr, werdet Ihr wohl die Güte haben, mir zu erklären . . .“

„Was sie weiter sagen werden?“ unterbrach sie der Dichter schnell. „Mit größtem Vergnügen werde ich . . .“

„Verzeiht, ich meine, was sie bis jetzt gesagt haben,“ erwiderte Gisquette.

Der verblüffte Dichter verzuckte das Gesicht wie ein Mensch, dessen wundesten Fleck man berührt. „Dummes, einfältiges Gänschen!“ murmelte er zwischen den Zähnen. Von dieser Minute an hatte es die schöne Gisquette, so reizend sie war, für immer mit ihm verdorben.

Inzwischen hatten die Schauspieler seinem Befehle Folge geleistet, und das Publikum hörte ziemlich aufmerksam zu. Der Störenfried, Johannes Frollo, verhielt sich ruhig, der Bettler zählte die gesammelten Pfennige in seinen alten Hut, und das Stück hatte seinen ungestörten Fortgang.

Es war aber auch ein sehr schönes Stück, und man könnte vielleicht heute noch Gebrauch davon machen, wenn man dort Etwas wegschnitte und hier Etwas zusetzte. Die Einleitung, zwar etwas lang und etwas langweilig, war einfach, und Peter Gringoire, in der Aufrichtigkeit seines Herzens, bewunderte ihre Klarheit. Man kann sich denken, daß die vier allegorischen Reisenden, nachdem sie drei Welttheile durchwandert hatten, ohne auf eine angemessene Weise sich ihres goldenen Delphins entledigen zu können, etwas ermüdet waren. Sie hatten demnach, während sie ausruhten, volle Muße, das Lob dieses wunderbaren Fisches zu singen und dabei tausend seine Anspie-

lungen auf den jungen Bräutigam Margarethens von Flandern anzubringen, der damals in seinem traurigen Neste Amboise gewiß nicht daran dachte, daß Landmann und Geislichkeit, Adel und Kaufmannschaft so eben von einer Reise um die Welt zurückgekommen waren, welche sie in seinen Geschäften gemacht hatten. Besagter Delphin war, wie man aus dem Munde des allegorischen Frankreichs, das sich auf dem Theater bewegte, vernahm, jung, schön, tapfer, und vor Allem (glorreicher Ursprung aller königlichen Tugenden!), war er der Sohn des Löwen von Frankreich. Diese Metapher war kühn und einzig in ihrer Art; auf der Bühne, besonders an einem allegorischen Tage, wo von Hochzeiten, Geburtsfesten zc. großer Herren die Rede ist, nimmt man es mit der Naturgeschichte nicht so genau und stoßt sich nicht an einem Fisch, welcher der Sohn eines Löwen ist; gerade diese seltsamen pindarischen Mischungen deuten auf wahren Enthusiasmus. Allerdings hätte der Dichter diesen schönen Gedanken in etwas weniger als zweihundert Versen entwickeln können, aber man muß bedenken, daß, laut Verordnung des Herrn Prévot, das Stück von der Mittagstunde bis vier Uhr Abends dauern sollte, und in vier Stunden läßt sich Vieles sagen.

Das Stück war, zur Freude des Dichters, in vollem Gange, als es zu seinem Verdrusse auf's Neue gestört wurde. Als eben die Kaufmannschaft und der Adel in einem Streite begriffen waren, und der gute Bauersmann, von dem Löwen von Frankreich sprechend, mit Entzücken ausrief:

Dort brüllt er durch den Wald, und schüttelt seine Mähnen!
 öffnete sich die Thüre der bisher verschlossenen Estrade, und der Thüristeher verkündete mit tönender Stimme: „Se. Eminenz, unser gnädigster Herr Cardinal von Bourbon!“

III.

Der Kardinal.

Armer Peter Gringoire! Der Donner von zwanzig Kanonen und hundert Büchsen hätte deinen Ohren nicht so wehe gethan, als die in diesem feierlichen dramatischen Augenblicke vom Munde eines Thürstehers ausgegangenen Worte: Se. Eminenz, der gnädigste Herr Kardinal von Bourbon!

Nicht als ob Peter Gringoire den Kardinal gefürchtet oder mißachtet hätte: er hatte weder jene Schwäche, noch diese Vermessenheit. Ein wahrhafter Eklektiker, gehörte Peter Gringoire zu jenen erhabenen und festen, gemäßigten und ruhigen Geistern, welche sich stets in der Mitte aller Dinge zu halten wissen (*stare in dimidio rerum*), und die der reinen Vernunft, der liberalen Philosophie, der theoretischen Freiheit und Allem, was groß und edel ist, huldigen, bei dem Allem aber Minister, Kardinäle, Bischöfe und Staatsräthe sind und bleiben. Ein kostbares Geschlecht praktischer Philosophen, das sich ununterbrochen fortgepflanzt hat vom Anfang der Dinge, und dem der Himmel den Knäuel der Klugheit verliehen hat, durch den es im Labyrinth aller Zeiten und Ereignisse stets einen erwünschten Ausgang findet! Zu allen Epochen ist und war dieses Geschlecht sich selbst gleich: es weiß sich in alle Zeiten zu schicken.

Nicht also aus Haß gegen den Kardinal oder aus Mißachtung war ihm dessen Eintritt unangenehm, sondern weil er eine neue Störung des Stücks fürchtete. Die Besorgniß des Dichters verwirklichte sich nur allzusehr. Der Eintritt Sr. Eminenz zog die ganze Schaulust des Publikums auf sich. Alle Köpfe drehten sich der Estrade zu. „Der Kardinal! Der Kardinal!“ wiederholten tausend Stimmen. Der unselige Prolog

gerieth abermals in Stocken. Der Kardinal blieb einen Augenblick auf der Schwelle der Estrade stehen und warf einen ziemlich gleichgültigen Blick auf die Zuschauer im Saale. Die Gährung stieg, jeder wollte die Eminenz sehen.

• In der That war auch diese Eminenz ein Herr von großer Gestalt und ebenso sehenswerth, als manches andere Schaustück. Karl, Kardinal von Bourbon, Erzbischof und Graf von Lyon, Primas der Gallier, war mit Ludwig XI. und Karl dem Kühnen verwandt, mit Jenem durch seinen Bruder Peter von Beaujeu, der die älteste Tochter des Königs geheirathet hatte, mit Diesem durch seine Mutter, Agnes von Burgund. Der Hauptzug im Charakter des Primas der Gallier war jener Höflingsgeist, jene Ergebenheit gegen die herrschende Macht, wie wir sie heute noch, so sehr wir uns auch der Fortschritte unserer Civilisation rühmen, tausend- und hunderttausendfältig sehen. Man kann sich denken, in welche zahllose Verlegenheiten ihn diese doppelte Verwandtschaft brachte, und welche weltliche Klippen sein geistliches Schifflein zu umsegeln hatte, um weder an Ludwig noch an Karl zu scheitern, dieser Scylla und Charybdis, die den Herzog von Nemours und den Connetable Saint-Pol verschlungen hatten. Unter dem Beistand des Himmels hatte er die Durchfahrt glücklich vollendet und war in dem Hafen zu Rom angelangt, um den rothen Hut, als Preis seiner Bemühungen, in Empfang zu nehmen. Aber obgleich er jetzt im sichern Hafen war, und gerade eben deshalb, dachte er niemals ohne Unruhe an die verschiedenen Wechselfälle seines politischen Lebens, das so lange Zeit stürmisch und thatenreich war.

Im Uebrigen war der Kardinal, was man einen guten Mann heißt; er führte ein lustiges Leben, wie die hohe Geistlichkeit pflegte, trank seinen schäumenden Champagner, war einem feinen Nönnchen nicht abgeneigt, gab lieber hübschen Mädchen als alten Weibern Almosen, und war deshalb, als

ein munterer, leutseliger Herr, wohl gelitten beim Volke von Paris. So oft er öffentlich erschien, umgab ihn ein Schwarm junger Geistlicher, die so galant waren, als heutige Stutzer, und so liederlich, als man nur immer wünschen mochte. Mehr als einmal, wenn alte Betschwestern Abends am erleuchteten Palast des Kardinals vorübergingen, hörten sie zu ihrem Entsetzen die nämlichen Stimmen, die ihnen erst noch in der Kirche zur Vesper gesungen, das bächische Lied Benedikts XII. anstimmen: *Bibamus papaliter*.

Ohne Zweifel war es diese so wohl erworbene Popularität, die dem Kardinal bei seinem Eintritt einen schlimmen Empfang von Seiten der Menge ersparte, welche eben noch so unzufrieden gewesen war, und wenig geneigt schien, an dem Tage, wo sie einen Pabst wählte, mit einem Kardinal viele Umstände zu machen. Es ist ein guter Schlag Leute um diese Pariser, sie vergessen und vergeben gerne, und zudem hatten sie ja, da sie das Stück aus eigener Machtvollkommenheit beginnen ließen, einen Sieg über den Kardinal davon getragen, und dieser Triumph genügte ihnen. Ueberdies war der Herr Kardinal von Bourbon ein großer, stattlicher Herr, trug einen sehr schönen Scharlachmantel, wußte sich eine vornehme Haltung zu geben, und hatte mithin den einflußreichsten Theil des Publikums, die Weiber, für sich. Es wäre aber auch die höchste Ungerechtigkeit und Gemeinheit, einen Kardinal auszuzeichnen, weil er im Schauspiel auf sich warten ließ, wenn dieser Kardinal ein stattlicher Herr ist, einen Scharlachmantel trägt und eine vornehme Haltung hat.

Der Kardinal trat demnach ein und grüßte die Versammlung mit jenem fürstlichen Lächeln, das den Großen gegen das Volk immer zu Gebote steht, und das sich, gleich Krone und Scepter, von Vater auf Sohn vererbt. Hierauf setzte er sich mit abgemessenen Schritten gegen den rothsammt'nen Lehnstuhl.

in Bewegung, der für ihn bereit gestellt war. Ihm auf dem Fuße folgte sein geistlicher Generalstab, dessen Erscheinen den Lärm und die Neugierde im Parterre verdoppelte. Man deutete mit Fingern auf jeden Einzelnen und nannte seinen Namen.

Das Volk, und besonders die Studenten, machten vollen und ungemessenen Gebrauch von den Privilegien, die ihnen das heutige Narrenfest verlieh. Nichts war zu gemein und frech, daß es nicht an diesem Tage gestattet und fast geheiligt gewesen wäre. Jeder wählte sich unter dem geistlichen Generalstab des Kardinals eine schwarze, graue, weiße oder violette Mütze zur Zielscheibe seines Wizes aus. Damit war aber Johannes Frollo de Molendino, als Bruder eines Archidiaconus, noch nicht zufrieden, sondern griff kühnlich den rothen Hut selbst an, indem er freche Blicke auf den Cardinal warf und aus vollem Halse sang: *Cappa repleta mero!*

Alle diese Einzelheiten, welche wir hier zur Erbauung des Lesers mittheilen, verloren sich so sehr unter dem allgemeinen Geräusch, daß fast keine Spur von ihnen bis zur Estrade gelangte. Im Uebrigen würde sie der Cardinal geduldig hingenommen haben, weil die Freiheiten dieses Tages ganz in den Sitten jener Zeit lagen. Zudem lag ihm noch etwas ganz Anderes auf dem Herzen, nämlich die Gesandtschaft von Flandern. Nicht als ob er ein großer Politiker gewesen wäre, den die möglichen Folgen einer Verbindung Margarethens von Burgund mit dem Erben von Frankreich schreckten, sondern bloß weil er den flämischen Gesandten Feste geben und Höflichkeiten erweisen mußte, er, Karl von Bourbon, gemeinen Bürgern, er, der Cardinal, ungehobelten flämischen Schöppen, er, ein artiger und lustiger Franzose, niederländischen Bierlummeln! Mit solchen Leuten öffentlich zu erscheinen, war eine harte Probe, welche nur die geprüfte Königsliebe eines geprüften Höflings zu bestehen vermochte.

Als nun die Thüre sich mit Geräusch öffnete und der Thürsteher mit lauter Stimme ausrief: „Die Herren Gesandten des Herrn Herzogs von Oesterreich!“ wendete der Kardinal mit der zärtlichsten Miene von der Welt (so sehr hat ein Höfling sich in der Gewalt) sein Gesicht der Eingangspforte zu.

Jetzt erschienen paarweise mit ernstem Wesen, das in auffallendem Gegensatz zu dem muthwilligen geistlichen Generalstab Karls von Bourbon stand, die achtundvierzig Gesandten Maximilians von Oesterreich, an ihrer Spitze der sehr ehrwürdige Vater in Gott, Jehan, Abt von Saint-Bertin, Kanzler des Ordens vom goldenen Vlies, und Jakob Van Goy, Herr zu Dauby, Bürgermeister von Gent. Die Versammlung im Saale hörte mit halb ersticktem Lachen die fremdartigen Namen und die bürgerlichen Qualifikationen der flandrischen Gesandten an, die der Thürsteher, wie Kraut und Rüben, entstellt und verstümmelt von der Estrade unter das Publikum warf. Da hörte man die für ein französisches Ohr barbarisch klingenden Namen: Lops Roelof, Schöppe der Stadt Löwen; Paul Baeust, Präsident der Provinz Flandern; Jehan Coleghens, Bürgermeister der Stadt Antwerpen; Meister Georg van Moeren, erster Schöppe der Stadt Gent; Meister Geldolf van der Haagen, Schöppe gedachter Stadt; Jehan Pinnol u. s. w., lauter gute, dicke, wohlgenährte flämische Figuren.

Ein einziger derselben machte eine Ausnahme von der Regel. Das war ein feines, verständiges, verschmitztes Gesicht, gegen welches der Kardinal drei Schritte vorwärts und eine tiefe Verbeugung machte, obgleich dasselbe bloß einem gewissen Wilhelm Rym, Rathsherrn der Stadt Gent, angehörte. Wenigen war es damals bekannt, welche Bedeutung dieser Wilhelm Rym hatte; ein seltener Geist, der in stürmischen Zeiten, wie wir sie erlebt haben, an der Spitze einer Revolution erschienen wäre, im fünfzehnten Jahrhundert aber zum Handlanger der

lichtscheuen Ränke jener Zeit verdammt war. Ludwig XI., der erste Maulwurf des damaligen Europa's, wußte ihn in seinen geheimen Aufträgen gar wohl zu gebrauchen. Das war aber dem großen Haufen im Saale gänzlich unbekannt, und er ergökte sich daher nicht wenig an den Höflichkeitsbezeugungen, die, seiner Meinung nach, der Kardinal an die unscheinbare Figur eines flandrischen Stadtraths verschwendete.

IV.

Meister Jakob Coppenole.

Während der Rathsherr von Gent und die Eminenz tiefe Verbeugungen wechselten und einige leise Worte mit einander flüsterten, trat ein Mann von hoher Gestalt, breiten Schultern und kräftigem, fast plumpem Gesichte, zu gleicher Zeit unter die Thüre. Man konnte einen Bullenbeißer neben einem Fuchs zu sehen glauben. Seine einfache Filzkappe und sein ledernes Koller nahmen sich schlecht aus in der Mitte seiner Umgebungen, die von Gold, Sammt und Seide starrten. Der Thürsteher, der ihn für irgend einen Troßknecht hielt, der sich eindringen wolle, verwehrte ihm den Eintritt.

„Geda, guter Freund! Hier wird nicht passirt.“

Der Mann im ledernen Koller faßte den Thürsteher mit kräftiger Faust an der Schulter und rief mit einer Donnerstimme, die den ganzen weiten Saal erfüllte: „Was willst Du, Bengel? Siehst Du nicht, daß ich auch dazu gehöre?“

„Euer Name?“ fragte der Thürsteher.

„Jakob Coppenole.“

„Eure Qualitäten?“

„Strumpfw Weber zu den drei Ketten in Gent.“

Der Thürsteher prallte vor Schrecken drei Schritte zurück. Bürgermeister und Schöppen anzukündigen, das ging noch an, aber einen Strumpfw Weber, das war allzu hart. Der Kardinal saß auf Nadeln. Alles Volk horchte und schaute. Seit zwei Tagen bereits hatte sich die Eminenz alle Mühe gegeben, diese flämischen Bären etwas glatt zu ledern, um sie für das Publikum möglichst präsentabel zu machen, und nun kam dieser Akt dazwischen! Wilhelm Rym näherte sich, um den Kardinal aus der Verlegenheit zu ziehen, dem Thürsteher mit seinem feinen Lächeln und flüsterte ihm in die Ohren: „Verkündiget Meister Jakob Coppenole, Schreiber des Schöppentuhls der Stadt Gent.“

„Thürsteher,“ wiederholte der Kardinal mit lauter Stimme, „verkündiget Meister Jakob Coppenole, Schreiber des Schöppentuhls der erlauchten Stadt Gent.“

Das war ein Fehler; Wilhelm Rym, für sich allein, hätte die Schwierigkeit beseitigt, jetzt aber hatte Jakob Coppenole die Worte des Kardinals vernommen.

„Nein, beim heiligen Kreuz!“ schrie er mit seiner Donnerstimme. „Jakob Coppenole, Strumpfw Weber. Hörst Du's, Thürsteher? Kein Wort mehr noch weniger. Beim heiligen Kreuz! Strumpfw Weber, das ist genug. Der Erzherzog hat schon mehr als einmal seinen Handschuh in meinem Strumpfladen geholt.“ *

Diesen kräftigen Worten folgte stürmischer Beifall und schallendes Gelächter der Menge. Ein Wortspiel fällt in Paris nie unbeachtet auf den Boden.

Dazu kam noch, daß Coppenole ein Mann aus dem Volke

* Unübersetzbar. Gant, Handschuh. Gand, Gent. L'archiduc a plus d'une fois echerché son Gant dans mes chausses, darauf anspielend. daß ihm, dem Strumpfw Weber, der Erzherzog mehr als einmal den Bestig von Gent verdankte.

war, und das Publikum, das ihn umgab, war auch vom Volk. Das gegenseitige Verständniß war folglich hergestellt. Das trozige Wort des flämischen Strumpfwegers, das den Hof demüthigte, hatte in allen plebejischen Herzen ein gewisses Gefühl von Würde erweckt, das freilich im fünfzehnten Jahrhundert noch vag und unbestimmt war. Es war ein bloßer Bürger, einer ihresgleichen, der hier dem Kardinal die Spitze bot! Dies war ein sehr süßes Gefühl für unterthänig gehorsamste Spießbürger, die selbst die Bedienten des Schlosses und der Großen mit Respekt zu betrachten und zu behandeln pfliegen.

Jakob Coppenole grüßte mit stolzer Miene den Kardinal, der dem allmächtigen Bürger von Gent, welchen selbst Ludwig XI. fürchtete, seinen Gruß höflich erwiderte. Wilhelm Rym folgte ihnen mit einem ironischen Lächeln, in welchem sich das Bewußtsein seiner Ueberlegenheit über beide kundgab; sie traten an ihre Plätze, der Kardinal außer Fassung und nachdenklich, Coppenole ruhig und trozig, und bei sich erwägend, daß sein Strumpfwerebstitel noch so viel werth sei als ein anderer, und daß Maria von Burgund, die Mutter der Margarethe, die er jetzt verheirathete, ihn weniger gefürchtet hätte, wenn er nur Kardinal und nicht Strumpfwereber gewesen wäre, denn niemals hätte ein Kardinal vermocht, so wie er, die Bürger von Gent gegen die Günstlinge der Tochter Karls des Kühnen in Aufruhr zu bringen und mit einem einzigen Worte sie gegen die Bitten und Thränen der Fürstin von Flandern zu verhärten, so daß dieselbe am Fuße des Schaffots vergebens um das Leben ihrer Rätthe flehte, während der Strumpfwereber bloß seinen lebernen Handschuh zu erheben brauchte, um zwei erlauchete Köpfe, Guy d'Hymercourt's und Guillaume Hugonet's Haupt, fallen zu machen.

Inzwischen hatte sich das Unglück an diesem armen Kardinal noch nicht erschöpft, und er sollte den Kelch der

schlechten Gesellschaft, worin er sich befand, bis auf die Hefe leeren.

Der geneigte Leser wird sich wohl des unverschämten Bettlers noch erinnern, der beim Beginnen des Prologs auf einen der Pfosten der gesandtschaftlichen Estrade gestiegen war. Er hatte sich durch die Ankunft der erlauchten Gäste im geringsten nicht stören lassen, und während die Prälaten und Gesandten, gleich wahrhaften niederländischen Häringen, sich in den Logen drängten, saß er mit gekreuzten Beinen auf seinem Balken, als ob er ein anerkanntes Recht auf diesen Sitz hätte. Niemand kümmerte sich um ihn und seine Unverschämtheit, weil die allgemeine Aufmerksamkeit anderswohin gerichtet war. Er seinerseits nahm keinen Antheil an Allem, was im Saale vorging; er wiegte, mit der Gleichgültigkeit eines Lazzarone, sein Haupt hin und her und wiederholte von Zeit zu Zeit, mitten im Geräusch, mit einer gleichsam mechanischen Gewohnheit: „Kranker Mann, armer Mann! Ein Almosen um Gotteswillen!“ Und sicherlich war er der Einzige in der ganzen Versammlung, der bei dem Streit zwischen Jakob Coppenole und dem Thürsteher nicht einmal den Kopf nach jener Seite drehte. Nun wollte der Zufall, der so ziemlich Alles in der Welt regiert, daß der Meister Strumpfweber von Gent, mit dem das Volk bereits so lebhaft sympathisirte, und auf den Aller Augen gerichtet waren, gerade in die erste Logenreihe der Estrade, oberhalb dem Bettler, zu sitzen kam, und man war nicht wenig verwundert, als man sah, daß der flämische Gesandte, nachdem er den unter ihm sitzenden Burschen näher in Augenschein genommen hatte, seine Hand freundschaftlich auf dessen zerlumpte Schulter legte. Der Bettler wendete sich um. Staunen, Wiedererkennen, vor Freude strahlende Gesichter von beiden Seiten! Hierauf unterhielten sich der diplomatische Strumpfweber und der zerlumpte Bettler, ohne sich im mindesten um die Zuschauer zu kümmern,

mit leiser Stimme und Hand in Hand unter einander, und die Lumpen von Clopin Trouillesou, die neben dem Galastoff der Estrade herabhingen, sahen gerade aus, wie wenn eine graue Raupe auf einer goldgelben Pomeranze kriecht.

Die Neuheit dieser sonderbaren Scene erregte ein so tolles, lustiges Geräusch im Saale, daß es dem Kardinal nicht entgehen konnte; er neigte sich mit halbem Leibe vorwärts, und da er von seinem Plage aus die schmäbliche Gestalt des Bettlers nur unvollständig wahrnehmen konnte, so glaubte er natürlich, daß er ein Almosen fordere, und rief, empört über diese Frechheit: „Hausmeister des Palastes, laßt mir doch diesen Schuft in den Fluß werfen.“

„Beim heiligen Kreuz! Herr Kardinal,“ schrie Jakob Coppenole, ohne Clopin's Hand loszulassen, „er ist mein Freund, und das lasse ich nicht geschehen.“

„Hurrah! Hurrah!“ schrie die jubelnde Menge, und von diesem Augenblicke an war der Handschuhmacher von Gent zu Paris ebenso populär, als in seiner Vaterstadt.

Der Kardinal biß sich in die Lippen, wandte sich zu seinem Nachbar, dem Abt von St. Genovesa, und sprach mit halblauter Stimme zu ihm: „Saubere Gesandtschaft, die uns der Erzherzog hier schickt, um uns Madame Margaretha anzukündigen!“

„Eminenz,“ antwortete der Abt, „Ihr werft Eure Perlen vor die Schweine. Das sind flämische Säue, an welche alle Höflichkeit vergebens verschwendet ist. Margarita ante porcos.“

„Sagt vielmehr,“ erwiederte der Kardinal lächelnd: „Porcos ante Margaritam.“

Der ganze kleine geistliche Hof ergoß sich in Bewunderung dieses Wortspiels, wodurch sich die Eminenz in etwas getröstet fand. Der Kardinal war nun quitt mit dem Strumpfweber, denn sein Duodlibet war auch bellatscht worden.

Mögen nun diejenigen unserer Leser, welche sich, wie man im Styl des Tags zu sagen pflegt, eine umfassende Ansicht eines Bildes oder einer Idee zu machen vermögen, uns die Frage erlauben, ob sie sich wohl eine deutliche Vorstellung von dem Schauspiel machen können, das der Riesenaal des Justizpalastes in diesem Augenblicke darbot: In der Mitte des Saals, angelehnt an die westliche Mauer, eine breite und mit Goldstoff prachtvoll verzierte Estrade, auf welche durch eine kleine Bogenthüre die Eintretenden eingeführt und durch die schnarrende Stimme des Thürstehers angemeldet werden. Auf den ersten Bänken bereits viele ehrwürdige Figuren, in Hermelin, Sammt und Scharlach gekleidet; rings um die Estrade, die ernst und schweigsam bleibt, unten, gegenüber, um und um, eine sich drängende Menge und großes Geräusch. Tausend Blicke auf jedes Gesicht der Estrade gerichtet, tausendfaches Richern bei jedem Namen, der genannt wird. Seltsames Schauspiel, das gewiß die ganze Aufmerksamkeit der Zuschauer verdiente! Dort unten aber, an der Bühne, sehen wir die lange, dürre schwarze Figur des armen verlassenen Schauspielers bleichen Angeichts stehen. Armer Peter Gringoire, was machst du und dein Prolog? Beide sind vergessen, und das ist das Schlimmste, was einem Dichter begegnen kann!

Von dem Eintritt des Cardinals an hatte der Dichter Alles aufgeboten, die Aufmerksamkeit auf sich und sein Schauspiel zu ziehen. Erst gebot er den handelnden Personen, ihre Stimme zu erheben; damit sie den Lärm der Zuschauer überbiete; als er sah, daß Niemand auf seinen Prolog hörte, ließ er die Schauspieler innehalten, und seit der Viertelstunde, welche jetzt die Unterbrechung dauerte, hörte er nicht auf, mit dem Fuß auf den Boden zu stampfen, geberdete sich wie rasend, rief Gisquette und Lienarde, forderte seine Nachbarn links und rechts auf, dem Schauspiel zuzuhören, Alles vergebens! Armer

Poet! Niemand wendet seine Blicke von dem Kardinal, den Gesandten und der Estrade ab. Was verlangten die Zuschauer auch Besseres! Auf der Estrade, wie auf der Marmorplatte, wurde das gleiche Schauspiel aufgeführt: der Conflict zwischen Landmann und Geistlichkeit, zwischen Adel und Kaufmannschaft. Was Wunder, daß die Zuschauer lieber die wirklichen Schauspieler, in Fleisch und Bein, dargestellt in dieser flandrischen Ambassade und in diesem erzbischöflichen Hofstaat, unter dem Purpurmantel des Kardinals und unter dem ledernen Koller des Strumpfweybers von Gent, schauen wollten, als die fragenhaften allegorischen Figuren in ihren gelben und weißen Röcken, mit denen sie der poetische Peter Gringoire ausgestattet hatte!

Unser Poet jedoch verzweifelte noch nicht, und als er die Ruhe nothdürftig hergestellt sah, ersann er eine Kriegslift, die sein Stück retten konnte.

„Mein Herr,“ sprach er zu einem seiner Nachbarn, einem ehrlichen, dicken Bürgermann, aus dessen Zügen Ruhe, Ergebung, Geduld sprachen, „wie wäre es, wenn man von vorn anfinge?“

„Was?“ fragte der Nachbar.

„Um, das Mysterium,“ sagte Gringoire.

„Wie es Euch gefällig ist,“ erwiderte der Nachbar.

Diese halbe Billigung genügte dem Dichter, und da er seine Geschäfte selbst machen mußte, so schrie er, während er sich möglichst unter der Menge verbarg, aus vollem Halse: „Von vorn angefangen das Mysterium! Von vorn!“

„Was Teufels,“ rief der Mühlhans, „was singen sie denn da unten für ein Lied? (Der Dichter machte ein Geschrei, als ob es ihrer ein Duzend wären.) Ist denn das Mysterium noch nicht zu Ende? Sie wollen es von vorn anfangen. Ist das billig? Sprecht, Kameraden?“

„Nein, nein,“ schrieen alle Studenten, „fort, fort mit dem Mysterium!“

Als Gringoire dieses hörte, verdoppelte er seinen Eifer und schrie noch lauter: „Bon vorn! Bon vorn!“

Dieses Geschrei zog die Aufmerksamkeit des Kardinals auf sich.

„Herr Hausmeister des Palastes,“ sprach er zu einem langen, schwarz gekleideten Manne, der in seiner Nähe stand, „riechen diese Teufel das Weihwasser, daß sie einen solchen höllischen Lärm machen?“

Der Hausmeister des Palastes war gewissermaßen ein amphibischer Beamter, eine Art Fledermaus des richterlichen Standes, dem Mäusegeschlecht und dem Vogelgeschlecht zumal angehörend, ein Richter und ein Soldat.

Er näherte sich der Eminenz und stattete, nicht ohne einige Angst, Bericht ab von der Unverschämtheit des Volkes, das die Schauspieler gezwungen habe, das Stück anzufangen, ehe der Herr Kardinal angekommen sei.

Der Kardinal, weit entfernt sich zu erzürnen, schlug ein helles Gelächter auf und sprach: „Meiner Treu, daran haben sie wohl gethan, und wenn es nur der Rektor der Universität auch so gemacht hätte! Was sagt Ihr dazu, Meister Wilhelm Rym?“

„Gnädigster Herr,“ erwiderte dieser, „wir wollen zufrieden sein, daß wir der Hälfte der Komödie entgangen sind. So viel wenigstens haben wir gewonnen.“

„Sollen die Schufte da unten in ihrem Possenspiel fortmachen?“ fragte der Hausmeister.

„Fortmachen!“ versetzte der Kardinal gähnend. „Meinetwegen! Ich will inzwischen in meinem Brevier lesen.“

Der Hausmeister trat an den Rand der Estrade, gebot durch ein Zeichen der Hand Stille und rief: „Bürger, In-sassen und Einwohner, um Diejenigen, welche wünschen, daß

man von vorn anfangen, und Diejenigen, welche wollen, daß man schließe, gleichmäßig zu befriedigen, befiehlt Se. Eminenz, daß man fortfahre, wo man stehen geblieben ist."

Man mußte sich von beiden Seiten diesem Gebote fügen. Die Schauspieler fuhren demnach in der unterbrochenen Handlung fort, und der Dichter hoffte, daß er wenigstens für den Rest seines Werkes ein aufmerksames Publikum finden werde. Das Stillschweigen hatte sich zwar so ziemlich hergestellt, aber durch die neuen Ankömmlinge, welche der Thürsteher jeden Augenblick von der Estrade herab mit lauter Stimme anmeldete, wurde gleichwohl der Gang des Stücks immer gestört.

So eben waren die vier allegorischen Personen in grausamer Verlegenheit, wie sie ihres goldenen Delphins los werden sollten, und ergossen ihren Jammer in kläglichen Versen, da erschien ihnen, vom Himmel gesandt, Venus in eigener Person, und zwar in einem Rocke von Goldstoff, auf welchem das Wappen der Stadt Paris prangte. Sie nahm, als die Schönste der Schönen, den goldenen Delphin für sich in Anspruch. Jupiter, der von der Leiter herauf Blitze schleuderte, unterstützte ihre Ansprüche, und die Göttin war auf dem Punkt, zu siegen und den goldenen Delphin davonzutragen. Da erschien plötzlich ein junges Mädchen, in weißen Damast gekleidet und ein Gänseblümchen * in der Hand tragend (deutliche Anspielung auf Margareth von Flandern), den Kampf um den goldenen Delphin mit der Göttin der Liebe und Schönheit zu bestehen. Hierauf erfolgte ein hitziger Streit zwischen den beiden Nebenbuhlerinnen, welcher Gelegenheit zu vielen trefflichen Versen gab und mit der Uebereinkunft endigte, die heilige Maria zur Schiedsrichterin zu bestellen. Als dieselbe eben in Begleitung des Königs von Mesopotamien auf dem Theater angekommen war und der Dichter jetzt zum Knalleffekt seines Stücks zu gelangen

* Marguerite, Gänseblümchen. Margarethe von Flandern.

hoffte, erhob sich plötzlich der Strumpfw Weber von Gent und hielt mit seiner Donnerstimme folgende Standrede an das Publikum: „Ihr Herren Bürger und Juntherren von Paris! Ich sehe, beim heiligen Kreuz, nicht ein, was wir hier machen. In jenem Winkel dort, auf dem Gerüste, erblicke ich zwar einige Leute, die, wie es scheint, sich boren wollen. Ich weiß, zum Teufel, nicht, ob das das Mysterium sein soll, von dem ich hier immer sprechen höre, aber verflucht langweilig ist es, denn sie streiten nur mit der Zunge, und nicht mit den Fäusten. Jetzt sitze ich schon eine Viertelstunde da und warte immer auf den ersten Faustschlag, aber da könnte ich lange warten, bis diese feigen Hunde an einander gerathen. Ihr hättet sollen Boxer aus London oder Rotterdam kommen lassen, da wären Schläge gefallen, die man bis draußen auf dem Plage gehört hätte. Aber die Leute da unten dauern einen! Wenn sie doch wenigstens einen Mohrentanz oder irgend eine andere Mummerei aufgeführt hätten! Zum Henter auch, man hat mir was ganz Anderes versprochen: ein Narrenfest und die Wahl eines Narrenpabstes. Wir haben zu Gent auch unser Narrenfest, und, beim heiligen Kreuz, wir stehen hierin Niemand nach. Aber wir machen es ganz anders. Wenn ein Hausen versammelt ist, wie hier, steckt jeder seinen Kopf durch ein Loch und schneidet den Anderen Gesichter, und wer die häßlichste Grimasse macht, der wird zum Pabst gewählt. So machen wir's, und das ist sehr lustig. Wollt Ihr nun Euren Pabst nach der Weise meines Landes wählen, so werdet Ihr mehr Freude dabei haben, als wenn Ihr den Schwäzern da unten zuhört. Wenn sie an die Lucke kommen und ihre Grimasse machen wollen, so dürfen sie auch mitspielen. Was sagt Ihr dazu, Ihr Herren Bürger von Paris? Es gibt hier eine so hinreichende Auswahl von häßlichen Gesichtern beider Geschlechter, daß wir eine Ausbeute belustigender Grimassen hoffen dürfen.“

Der Vorschlag des Strumpfwegers von Gent wurde von den Parifern Bürgern, welche sich sehr geschmeichelt fühlten, daß man sie Junkherren genannt hatte, mit rauschendem Beifall aufgenommen. Dem verzweifelnden Poeten blieb keine Hoffnung übrig, sein unseliges Stück zu Ende gebracht zu sehen. Bestürzung und Unwille verschlossen ihm den Mund; er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

V.

Quaestmodo.

In einem Augenblicke war Alles bereit, Jakob Coppenole's Vorschlag in Ausführung zu bringen. Die kleine Kapelle, der Marmorplatte gegenüber, wurde zum Schauplatz der Grimassen gewählt. Man schlug eine Fensterscheibe über der Thüre ein, und durch diese Oeffnung sollten die Concurrenten um die dreifache Krone ihre verzerrten Gesichter zeigen. Man mußte zu diesem Ende auf zwei Fässer steigen, welche man eilig herbeigeschafft hatte. In einem Augenblicke war die Kapelle mit Candidaten des heiligen Stuhls angefüllt, und die Thüre schloß sich hinter ihnen.

Der Strumpfweger von Gent ordnete von seinem Platze aus mit lauter Stimme Alles an und führte den Vorsitz bei der Wahl des Narrenpabstes. Der Kardinal, eben so sehr außer Fassung, als der arme Peter Gringoire, hatte sich, unter dem Vorwand von Geschäften, mit seinem ganzen Gefolge entfernt. Das Volk, das eben erst durch seinen Eintritt so sehr aufgeregt worden, nahm seinen Abgang kaum wahr. Die ganze Aufmerksamkeit der Menge war auf die Pabstwahl gerichtet.

Die Grimassen nahmen ihren Anfang. Unter der Lupe

erschien ein Gesicht mit weit geöffneten Augenlidern, die das Rothe zeigten, einem offenen Munde, der dem Rachen eines Raubthieres glich, und einer mit tausend Runzeln bedeckten Stirne. Der Anblick dieses Schlaraffengesichts erregte ein schallendes Gelächter. Ihm folgte ein zweites, ein drittes, ein viertes u. s. w. und mit jedem neuen stieg der Jubel der Menge, bis er zur wahren Orgie wurde. Es gab keine Gesandte, keine Studenten, keine Bürger, keine Männer, keine Weiber mehr, keinen Clopin Trouillesou; keinen Gilles Lecornu, keinen Johannes Frollo, keinen Robin Poussépain: Alles vermischte sich in der allgemeinen Zügellosigkeit. Der weite Umkreis des Saals war nur noch ein großer Brennpunkt der Jovialität und Schamlosigkeit, jeder Mund war ein Schrei, jedes Auge ein Blick, jedes Gesicht eine Grimasse, jedes Individuum ein Hanswurst: Alles schrie und heulte bunt durcheinander. Die verzerrten Gesichter, die nacheinander durch die Luke das Publikum angrinsten, waren wie Jackeln, die man auf einen Holzstoß wirft; sie schürten das Feuer der Zügellosigkeit unter der Menge bis zur höchsten Glut.

„Holla! Heda! Donnerwetter!“

„Seht einmal dieses Gesicht an!“

„Es taugt nichts!“

„Ein anderes! Ein anderes!“

„Guillemette, sieh doch einmal diesen Stierkopf an, es fehlen ihm nur die Hörner. Es ist nicht Dein Mann.“

„Ein Anderer! Ein Anderer!“

„Beim Bauch des heiligen Vaters! Seht einmal diese Grimasse da!“

„Holla! Heda! Das ist betrogen! Man darf nur das Gesicht zeigen!“

„Diese verfluchte Perrette Callebotte! Sie ist im Stande, uns statt des Gesichts . . .“

„Hurrah! Hurrah!“

„Hört auf! Hört auf! Ich ersticke vor Lachen!“

„Da kommt Einer, der die Ohren nicht durch die Oeffnung bringt,“ u. s. w.

Inzwischen, nachdem die erste Abspannung vorüber war, hatte unser Dichter frischen Muth gefaßt. „Fahrt fort,“ sprach er zum drittenmale zu seinen redenden Maschinen, den Comödianten. Er selbst ging mit großen Schritten vor der verlassenen Bühne auf und ab. Da kam ihm der Gedanke, selbst an der Lude aufzutreten und der undankbaren, für das Kind seines Geistes fühllosen Menge ein Gesicht zu schneiden. Aber nein, sagte er zu sich selbst, das wäre eines Dichters unwürdig. Keine Rache, sondern Kampf auf Leben und Tod. Die Dichtkunst übt eine magische Kraft auf die Herzen des Volks, ich werde es zur Bühne zurückführen. Bald soll sich zeigen, wer siegt: die Grimassen oder die Wissenschaften.

Leider aber hatten die Schauspieler in diesem Augenblicke nur noch zwei Zuschauer: den Dichter selbst und den obengenannten dicken geduldigen Bürgersmann.

Peter Gringoire war tief gerührt von der unwandelbaren Treue seines einzigen Zuschauers. Er näherte sich ihm und gab ihm einen leichten Druck auf den Arm, denn der wackere Bürger hatte sich an eine Säule gelehnt und schlummerte ein wenig.

„Mein Herr,“ sprach der Dichter zu ihm, „ich danke Euch!“

„Wofür, mein Herr?“ antwortete der Dicke.

„Ich sehe,“ erwiderte der Poet, „daß dieser Lärm Euch zum Ekel ist, weil er Euch hindert, dem Gang des Stücks mit Ruhe zu folgen; aber beruhigt Euch, Euer Name wird auf die Nachwelt kommen. Wie heißt Ihr, wenn ich fragen darf?“

„Renauld Chateau, Salzmesser in dieser guten Stadt Paris, Euch zu dienen.“

„Mein Herr,“ sprach Gringoire weiter, „Ihr seid in dieser großen Versammlung der einzige Repräsentant der Musen.“

„Ihr seid allzu gütig, mein Herr,“ erwiderte der Salzmesser.

„Ihr seid der Einzige,“ fuhr der Dichter fort, „der meinem Stücke ein aufmerksames Ohr geliehet hat. Wie findet Ihr es?“

„He, he!“ antwortete der Bürger, „recht lustig.“

Der arme Dichter mußte sich mit diesem mäßigen Lobspruche begnügen, denn eben kündigte ein donnernder Beifallsruf an, daß der Narrenpabst gewählt sei.

„Hurrah! Hurrah!“ schrie die Menge von allen Seiten.

Es war in der That eine bewundernswerthe Grimasse, welche sich in diesem Augenblicke unter der Lupe zeigte, und sie allein war würdig, zum Pabst gewählt zu werden: diese abgeplattete Nase, dieser Hufeisenmund, das kleine linke Auge mit rothen Borsten bedeckt, das rechte Auge unter einer ungeheuern Warze gänzlich verschwindend, diese monströsen Zähne, die den Hauern eines Keulers glichen, dieses gabelförmige Kinn, dieses ganze Gesicht, ein Gemisch von Bosheit, Blödsinn und Trübsinn.

Der Anblick dieses Gesichtes erregte den stürmischen Beifall der Menge, und der glückliche Besitzer desselben wurde einstimmig zum Narrenpabst gewählt. Man stürzte in die Kapelle und führte den neuen Pabst im Triumph heraus. Ueberraschung und Staunen erreichten jetzt ihren höchsten Grad: die Grimasse war kein wirkliches Gesicht, oder vielmehr seine ganze Person war eine Grimasse: ein dicker Kopf, mit buschigem rothem Haar bedeckt, hinten und vorn ein Höcker, sichelförmige Beine, Klumpfüße, lange Arme mit gewaltigen Fäusten, und bei all dieser Unförmlichkeit ein gewisses Furcht einflößendes Zeichen von Kraft, Behendigkeit und Muth, seltsame Ausnahme von der ewigen Regel, nach welcher Kraft und Schönheit aus Harmonie entspringen. Dies war der neugewählte Narrenpabst,

man konnte ihn einen zertrümmerten und schlecht wieder zusammengefügten Riesen nennen.

Als dieser Cyclope auf die Schwelle der Kapelle trat, unbeweglich, mit seiner untersehten Gestalt, fast eben so breit als lang, erkannte ihn das Volk alsbald, und von allen Seiten wurde gerufen:

„Es ist Quasimodo, der Klöckner!“

„Quasimodo, der Großbuckel von Notre-Dame!“

„Quasimodo, der Einäugige!“

„Quasimodo, der Krummbein!“

„Hurrah! Hurrah!“

„Schwangere Weiber weg,“ schrieen die Studenten.

„Oder die es werden wollen,“ fügte der Mühlens Hans hinzu.

In der That wendeten auch die Weiber ihre Blicke von der Mißgeburt ab.

„Oh! der garstige Affe!“ sagte die Eine.

„Er ist eben so boshaft als häßlich!“ fügte eine Andere hinzu.

„Er ist der Teufel selbst!“ fuhr eine Dritte fort.

„Ich wohne bei der Liebfrauentirche, bei Nacht hört man ihn über Dächer und Dachrinnen spazieren.“

„Wie ein alter Kater!“

„Er ist immer auf unsern Dächern!“

„Er wirft uns Zauberzettel durch das Kamin herab!“

„Er fährt zum Hexentanz, neulich ließ er einen Besen auf meiner Dachrinne liegen!“

„Oh! der garstige, bucklige, trummbeinige, einäugige Hexenmeister!“

So sprachen die Weiber; die Männer dagegen waren ganz verliebt in ihren neuen Papst.

Quasimodo, dieser Mann des Tages, stand unbeweglich unter der Thüre der Kapelle, ernst und trübsinnig, wie er war.

Robin Pouffepain, der naseweise Student, trat hart auf ihn zu und lachte ihm unter die Nase. Der riesenhafte Zwerg ergriff ihn, ohne ein Wort zu sagen, am Gürtel und warf ihn mit der Kraft seines athletischen Armes zehn Schritte von sich mitten unter die Menge.

Hieran hatte Meister Coppenole, der Strumpfw Weber von Gent, eine große Freude. Er näherte sich dem Zwerg und sprach: „Beim heiligen Kreuz, heiliger Vater! Du bist so schön häßlich, wie ich in meinem Leben Niemand gesehen habe, und verdienstest nicht bloß zu Paris, sondern auch zu Rom Papst zu sein.“

Mit diesen Worten legte er seine breite Faust vertraulich auf die Schulter des Zwerges. Quasimodo rührte sich nicht, und der Strumpfw Weber fuhr fort: „Wahrhaftig, guter Bursche, Du gefällst mir ausnehmend, und ich habe große Lust, mit Dir tüchtig zu schmausen, sollte es mich auch ein Duzend neue Thaler kosten. Was meinst Du?“

Quasimodo antwortete nicht.

„Beim heiligen Kreuz!“ sagte der Strumpfw Weber, „bist Du denn taub, guter Freund?“

Der Zwerg war wirklich taub, und da er den Meister Coppenole nicht verstand und sich durch seine Zudringlichkeit belästigt fand, wendete er plötzlich seinen dicken Kopf gegen ihn und blöckte die Zähne auf eine so furchtbare Art, daß der flämische Riese vor ihm zurückschreckte, wie ein Bullenbeißer vor einer Rahe.

Nun bildete sich um die seltsame Person des Narrenpapstes ein Zirkel, der sich in der respektvollen Entfernung von zwölf Schritten hielt. Ein altes Weib belehrte den Strumpfw Weber von Gent, daß der heilige Vater taub sei.

„Taub!“ rief Meister Coppenole lachend aus. „Beim heiligen Kreuz! das ist der Papst, wie er sein sollte!“

Johannes Frollo trat hinzu und begrüßte den Narrenpapst

mit den Worten: „Guten Tag, Quasimodo, der Du die Glocken meines heiligen Bruders, des Erzpriesters der Liebfrauenkirche, läutest!“

„Teufelskerl!“ sagte Robin Boussepain, dem die Rippen von seinem Falle noch knackten, „bucklige, krummbeinige, einäugige, taube Bestie! Was macht denn der Hund mit seiner Zunge, daß er nicht spricht?“

„Er spricht, wann es ihm beliebt,“ belehrte ihn die Alte: „er ist nicht taubstumm, sondern durch das Geläute der Glocken taub geworden.“

„Dieser Vorzug geht ihm allein ab,“ sagte Johannes Frollo.

„Auch hat er ein Auge zu viel,“ fügte Robin Boussepain hinzu.

„Nicht doch,“ erwiderte der Mühlenhans, „ein Einäugiger ist viel mangelhafter, als ein Blinder, denn er weiß, was ihm fehlt.“

Jetzt brachte man die papierene dreifache Krone und die phantastische Simarre des Narrenpapstes herbeigetragen. Der Zwerg ließ sich, mit einer Art stolzer Fügsamkeit, ankleiden. Hierauf setzte man ihn auf einen buntschekigen Tragsessel. Zwölf Hausbeamte von der Gesellschaft der Narren hoben ihn auf ihre Schultern. Als der Cyklope so dasaß und alle die Köpfe wohlgestalteter und gerade gewachsener Menschen unter seinen sichel förmigen Weinen erblickte, stieg auf seinem mürrischen Gesichte ein Strahl bitterer und gehässiger Freude auf. Nun setzte sich die Prozession in Bewegung, um erst durch die Galerien des Palastes und dann auf die öffentlichen Plätze und Straßen zu ziehen.

VI.

Die Esmeralda.

Während dieses ganzen Austrittes hatte Peter Gringoire sein Schauspiel beharrlich fortsetzen lassen. Immer noch hoffte er, daß sich doch am Ende das Publikum ihm zuwenden werde. Dieser Hoffnungsstrahl belebte sich, als er den Narrenpabst mit seinem ganzen Gefolge unter großem Geräusch aus dem Saale ziehen sah.

„Gut,“ sprach er für sich, „daß diese Störenfriede endlich abziehen!“

Leider aber waren diese Störenfriede das gesammte Publikum, und in einem Nu war der ganze weite Saal leer, bis auf einige Weiber, alte Männer, oder Kinder, die da und dort noch um die Pfeiler stehen blieben. Einige Studenten saßen noch auf dem Fenstergesimse und schauten auf den Platz hinaus.

Je nun, dachte der Poet, es sind ihrer schon genug, um die Entwicklung meines Stückes zu hören; obwohl klein an der Zahl, ist es ein um so ausgewählteres, wissenschaftliches Publikum.

Der Dichter blickte mit Selbstgefühl nach der Bühne hin, wo eben eine Symphonie die Ankunft der heiligen Jungfrau Maria verkünden sollte. Doch keine Musik ließ sich hören, sie war mit der Prozession des Narrenpabstes abgezogen. „Nur weiter! Immer fortgefahren!“ sprach der Poet mit stoischem Gleichmuth.

In diesem Augenblicke schrie einer der Studenten, die unter dem Fenster saßen: „Die Esmeralda! Die Esmeralda da unten!“

Dieses Wort brachte eine magische Wirkung hervor. Wer

noch im Saale war, stürzte den Fenstern zu, um auf den Platz hinunter zu schauen, und Alle wiederholten mit Einer Stimme: „Die Esmeralda! die Esmeralda!“

Zu gleicher Zeit hörte man von außen rauschenden Beifallsruf.

„Was will das heißen: die Esmeralda?“ sprach der trostlose Poet mit gefalteten Händen. „Jetzt schauen sie gar auf die Straße, weil es im Saal keinen Spektakel mehr gibt!“

Er wendete sich seiner Bühne zu und sah, daß die Vorstellung unterbrochen war. Eben sollte Jupiter mit dem Blitz in der Hand auftreten. Der gute Jupiter stand aber unbeweglich unten am Gerüste.

„Michel Giborne,“ rief ihm der erzürnte Poet zu, „was machst Du da unten? Ist das Deine Rolle? Steige herauf!“

„Ich kann nicht,“ erwiderte der Donnergott kläglich, „ein Student hat mir die Leiter genommen.“

„Und warum denn?“ fragte der Poet.

„Um die Esmeralda zu sehen,“ erwiderte Jupiter.

Das war der letzte Schlag, der unsern armen Dichter traf; er gab das Stück verloren und sprach zu den Schauspielern: „Pact Euch zum Teufel! Wenn ich bezahlt werde, will ich Euch auch bezahlen.“

Hierauf entfernte er sich mit gesenktem Haupte und murmelte, während er die Wendeltreppe des Palastes hinabstieg, für sich: Esel, Dummköpfe, diese Pariser! Sie kommen, ein Mystereium zu hören, und hören nicht darauf! Sie achten auf Alles, was außer der Bühne vorgeht, auf Clopin Trouillefou, auf den Kardinal von Bourbon, auf Jakob Coppensle, auf Quasimodo den Großbucel, aber auf das Schauspiel und die heilige Jungfrau Maria nicht! Hätte ich das gewußt, so würde ich euch was Anderes gekocht haben, als die heilige Jungfrau Maria, ihr Lummel! Ich, ein Dichter, will strahlende Gesichter sehen, die vor Freude und Bewunderung meines Stücks glän-

zen, und erblicke nichts als die Rücken eines rohen und unwissenden Hausens! Doch ein Poet muß sich an Mißgeschick gewöhnen. Homer bettete von einem griechischen Dorfe zum andern und Ovidius Naso starb in der Verbannung am unwirthlichen Gestade Pannoniens. Aber was Teufels wollen sie denn mit ihrer Esmeralda! Was ist das für ein Wort? Es ist ägyptisch!

VII.

Von der Charybdis in die Scylla.

Im Januar wird es bald Nacht. Es war schon finster auf der Straße, als Gringoire aus dem Palaste trat; er suchte irgend eine abgelegene Straße zu erreichen, wo er in der Stille nachdenken und das Pflaster der Philosophie auf die Wunde legen konnte, die der Dichter empfangen hatte. Die Philosophie war allerdings seine einzige Zuflucht, denn er hatte nicht einmal die Lonne des Diogenes zur Wohnung, und wußte nicht, wohin er sein Haupt legen sollte. Nach dem schmähhlichen Durchfall, den sein theatralischer Versuch erlitten hatte, wagte er nicht, in seine alte Wohnung zurückzukehren, weil er die sechsmonatliche Miethe, die 12 Sous betrug, noch schuldig war und den Hausbesitzer auf die gehoffte Einnahme von seinem Stück vertröstet hatte. Als er in diesen düsteren Gedanken über den Platz des Palastes ging, um sich in das Labyrinth der Altstadt zu werfen, stieß er auf die Prozession des Narrenpabstes, die mit brennenden Fackeln, Musik und lautem Geschrei einherzog. Dieser Anblick riß die Wunden seiner Eigenliebe wieder auf; er floh davon und schlug den Weg nach der St. Michelsbrücke ein. Hier liefen Kinder mit Fackeln herum und ließen Feuerwerk los.

„Hole der Teufel alles Licht und mache die Welt so schwarz wie die Nacht!“ fluchte der grämliche Poet und schlug einen anderen Weg ein. Da stieß er auf ein illuminirtes Haus, die Portraits des hohen Brautpaares glänzten in bunten Farben. Der Dichter lehrte ihnen den Rücken und wendete seine Schritte einer dunkeln Straße zu, die vor ihm lag. So erreichte er den westlichen Theil der Stadt. Als er auf den Gräveplatz kam, fand er ihn von einer großen Menschenmenge erfüllt. Ein junges Mädchen tanzte vor einem Kreise von Zuschauern, der sie umgab. War es ein menschliches Wesen oder eine Fee, oder ein Engel, das wußte sich Peter Gringoire, obgleich skeptischer Philosoph, im ersten Augenblicke nicht zu sagen, so sehr hatte ihn diese glänzende Erscheinung ergriffen.

Die Tänzerin war nicht groß, sie schien es aber, so fein und schlank war ihr Wuchs, ihr Gesicht war braun, aber ihre Haut hatte jenen schönen, goldenen Widerschein der Andalusierinnen und Römerinnen; ihr Fuß war klein und niedlich; sie tanzte, wendete, drehte sich auf einem persischen Teppich herum, der nachlässig unter ihre Füße geworfen war, ihre großen schwarzen Augen strömten Blicke aus.

Alle Blicke waren auf die Tänzerin geheftet, und in der That, wenn man sie so schweben sah, mit hoherhobenem Tambourin in ihren runden Armen, schlank und lebendig wie eine Wespe in ihrem goldenen Mieder, ihrem mit Bändern besetzten Rocke, ihren nackten Schultern, ihren schwarzen Haaren und blitzenden Augen, so konnte man sie für ein übermenschliches Wesen halten.

Nicht anders, dachte Peter Gringoire bei sich, es ist ein Salamander, eine Nymphe, eine Göttin, eine Bacchantin!

In diesem Augenblicke ging eine der Locken auf dem Haupte der Nymphe auf, und das Kupferblech, das sie zusammengehalten hatte, fiel zur Erde.

Boz tausend! verbesserte sich der Poet, es ist eine Zigeunerin.

Alle Illusion war auf einmal verschwunden.

Die Zigeunerin tanzte jetzt mit zwei bloßen Säbeln auf der Stirne. Obwohl entzaubert, hatte doch der Anblick des ganzen Gemäldes, das sich ihm darbot, etwas Magisches für unsern Dichter: das Freudensfeuer, das auf dem Platze brannte, erhellte ihn mit einem rothflammenden Scheine, der sich auf den Gesichtern der Menge und auf der braunen Stirne der jungen Tänzerin abspiegelte. Unter den tausend Gesichtern, welche diese Flamme beleuchtete, erschien eines, das, noch mehr als alle andern, in die Betrachtung der Tänzerin vertieft war. Es war das ernste, ruhige und düstere Gesicht eines Mannes. Dieser Mann, dessen Kleidung man wegen der ihn umgebenden Menge nicht sehen konnte, schien nicht über 35 Jahre alt, obwohl er kahl war und nur noch einzelne, schon ergraute Haare sein Haupt nothdürftig deckten; seine hohe und breite Stirne war von Runzeln gefurcht; in seinen tiefliegenden Augen aber leuchtete das Feuer der Jugend und heftiger, tiefer Leidenschaften. Er hatte fortwährend seine Blicke auf die Zigeunerin gerichtet; sie wurden immer düsterer, und von Zeit zu Zeit flog ein schmerzliches, unheimliches Lächeln über seine Lippen.

Jetzt hörte das Mädchen auf zu tanzen, und das Volk klatschte ihr Beifall.

„Djali,“ sagte die Zigeunerin.

Auf diesen Ruf kam eine schöne kleine Ziege mit vergoldeten Hörnern, vergoldeten Füßen und einem vergoldeten Halsbande.

„Djali,“ sagte die Tänzerin, „jetzt ist es an dir.“

Sie setzte sich und hielt der Ziege ihren Tambourin hin.

„Djali,“ fuhr sie fort, „in welchem Monat des Jahres sind wir?“

Die Ziege hob ihren Vorderfuß und gab einen Schlag damit auf das Tambourin. Die Menge staunte und klatschte Beifall.

„Djali,“ fuhr die Zigeunerin fort, „den wie vielen Tag des Monats haben wir?“

„Die Ziege hob ihren kleinen vergoldeten Fuß und gab damit sechs Schläge.

„Djali, wie viel Uhr ist es jetzt?“

Die Ziege gab sieben Schläge, und in demselben Augenblicke zeigte die Thurmuhhr die siebente Stunde an

Die Menge staunte und war bezaubert.

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu, das ist Hexerei,“ sagte der Kahlkopf, der die Zigeunerin nicht aus den Augen ließ, in finsterem Tone.

Beim Klang dieser Stimme schauderte das Mädchen zusammen, aber der stürmische Beifall der Menge gab ihr wieder frischen Muth.

„Djali,“ fuhr sie fort, „mach einmal den Meister Guichard Grand-Nemp bei der Prozession an Mariä Reinigung.“

Die Ziege setzte sich auf die Hinterfüße, fing an zu blöcken und marschirte so gravitatisch im Kreise herum, daß alle Zuschauer laut auflachten.

„Djali,“ fuhr das Mädchen, durch den steigenden Beifall ermuntert, fort, „wie predigt der Meister Jakob Charmolue?“

Die Ziege setzte sich auf das Hintertheil, fing an zu blöcken und socht mit den Vorderfüßen so eifrig durch die Luft, daß man einen orthodoxen Pfarrer auf der Kanzel zu sehen glaubte.

Die Menge schlug ein wieherndes Gelächter auf.

„Kirchenschändung! Entweihung des Heiligen!“ rief die Stimme des Kahlkopfs.

Die Zigeunerin wandte sich gegen ihn und sagte: „Oh, der garstige Mensch!“ warf den Mund auf, drehte sich auf dem

Abfaß herum und hielt den Tambourin hin, um die Gaben der Zuschauer einzusammeln. Als sie an die Stelle kam, wo unser armer Dichter stand, fuhr er mechanisch in die Tasche und fand sie leer. Das schöne Kind stand vor ihm, betrachtete ihn mit ihren schwarzen Augen, hielt den Tambourin in der ausgestreckten Hand und wartete der Gabe. Der unglückliche Poet schwitzte große Tropfen. Hätte er Peru in der Tasche gehabt, er würde es hingegeben haben; aber Peter Gringoire hatte Peru nicht, und Amerika war noch nicht entdeckt. Glücklicherweise kam ein unerwarteter Zufall dem armen Dichter zu Hülfe.

„Willst Du dich packen, ägyptische Heuschrecke?“ rief eine kreischende Stimme aus dem dunkelsten Winkel des Platzes. Die Tänzerin wendete sich erschrocken um. Es war nicht die Stimme des Kahlkopfs, sondern eine Weiberstimme, die Stimme einer bösen, garstigen Betschwester.

Dieser Zuruf, der die Zigeunerin erschreckte, erweckte ein Hellauß unter einem Rudel Kinder, die sich auf dem Platz herumtrieben.

„Die alte Klausnerin vom Rolandsturm!“ riefen sie mit lautem Lachen. „Die alte Hexe brummt! Hat sie nicht zu Nacht gegessen? Wir wollen ihr etwas von den Ueberresten des Buffet der Stadt zutragen.“

Der ganze Haufen stürzte sich zumal der Tafel zu, an welcher heute die Stadt Paris öffentlich speisen ließ.

Diesen Zwischenakt hatte der Dichter benützt, um sich von der Tänzerin wegzuschleichen. Das Geschrei der Kinder brachte ihm in Erinnerung, daß er auch noch nicht gespeist habe. Er lief demnach dem Buffet zu; aber die kleinen Spitzbuben hatten flinkere Beine als er, und als er ankam, hatten sie bereits die Tafel geleert.

Es ist ein böses Ding, hungrig zu Bette zu gehen; noch

Schlimmer ist es aber, wenn man weder Nachteffen noch Bett hat. In diesem Falle befand sich unser Poet. Kein Brod, kein Obdach, Mangel an Allem! Er hatte schon lange die Entdeckung gemacht, daß Jupiter die Menschen in einem Anfall von Misanthropie geschaffen, und daß der Weise sein ganzes Leben lang mit den Tücken eines feindlichen Schicksals zu kämpfen habe.

Aus diesen düsteren Gedanken weckte ihn ein, obgleich lieblicher, doch seltsam klingender Gesang. Die junge Zigeunerin war es, die ihn angestimmt hatte. Die Worte, welche sie sang, gehörten einer unserem Dichter unbekanntem Sprache an. Gleichwohl wurde er von der Lieblichkeit derselben ganz hingeworfen, und dies war seit mehreren Stunden der erste Augenblick, wo er weder Hunger noch Durst fühlte.

Dieser Moment war nur kurz. Die nämliche Weiberstimme, welche den Tanz der Zigeunerin unterbrochen hatte, unterbrach auch ihren Gesang.

„Willst Du wohl schweigen, Du höllische Grille?“ schrie sie aus dem nämlichen dunkeln Winkel.

Die arme Grille hielt plötzlich inne. Peter Gringoire hielt sich die Ohren zu und rief: „Verdammte, schnarrende Säge, welche die Leier zermalmt!“

Die übrigen Zuschauer murrten gleich ihm. „Zum Teufel mit der alten Klosterschwester!“ riefen mehrere Stimmen, und die geifernde Betschwester hätte vielleicht ihre Ausfälle gegen die Zigeunerin zu bereuen gehabt, wenn nicht in diesem Augenblicke die Prozession des Narrenpabstes, nachdem sie zuvor durch hundert Gassen gezogen, mit Fackeln und großem Geräusch auf dem Grèveplatz erschienen wäre.

Diese Prozession hatte sich, seit sie den Justizpalast verlassen, vollständig organisiert und Alles an sich gezogen; was die Stadt Paris an disponiblen Gaunern, Dieben und Land-

streichern besaß. Sie bot daher, als sie auf dem Grèveplatz ankam, einen sehr respektablen Anblick dar.

Voran marschirte Aegyptenland. Der Herzog von Aegypten zu Pferd an der Spitze, neben ihm her seine Grafen zu Fuß, Steigbügel und Zaum seines Rosses haltend; hinter ihnen Aegypter und Aegypterinnen, mit ihren schreienden Kindern auf der Schulter, in bunter Mischung.

Hierauf kam das Königreich Kauderwelsch, d. h. sämtliche Diebe von Frankreich, nach Stand und Würden geordnet; die Geringsten an Stand und Würde zogen voran, je vier und vier mit den verschiedenen Insignien ihrer Grade in dieser seltsamen Fakultät. Zuletzt kam, von den Großwürdenträgern seines Reiches umgeben, der König des Königreichs Kauderwelsch in einem kleinen Wagen, den zwei große Hunde zogen. Dann kam das Kaiserreich Galiläa mit seinem Kaiser in der Mitte seines Hofstaats. Endlich erschien, im Mittelpunkt dieses Gewimmels, auf seinem von hundert Kerzen erhellten Tragesessel der Narrenpabst, von den Großwürdenträgern seines Reichs auf den Schultern getragen. Dieser Pabst, auf seinem glänzenden Sessel sitzend, die dreifache Krone auf dem Haupt, St. Peters Stab in der Hand, war der Glöckner der Liebfrauenkirche, Quasimodo der Budlige.

Das häßliche und düstere Gesicht des Zwergs hatte einen Anflug von Selbstgefühl und Wohlbehagen angenommen. Dies war der erste Genuß seiner Eigenliebe, den er jemals empfunden. Bis auf diese Stunde hatte er bloß Demüthigung, Verachtung seines Gewerbes, Ekel an seiner Person erfahren. Obgleich taub, schlürfte er doch, wie ein wahrer und wirklicher Pabst, den Beifallsruf der Menge behaglich ein. Ob sein Volk ein zusammengeraffter Haufe von Narren, Gaunern, Dieben und Bettlern war, was lag daran! Es war immer ein Volk und er ein Souverän. Der Zwerg nahm die ironischen Bei-

fallsbezeugungen, die man ihm erwies, als vollen Ernst auf. Man muß jedoch gestehen, daß sie nicht ohne eine Beimischung von Furcht dargebracht wurden, denn der Budlige war stark, der Krummbeinige behend und der Taube böseartig; lauter Eigenschaften, die den Scherz dämpfen.

Im Uebrigen glauben wir nicht, daß der neue Narrenpabst von den Gefühlen, die er empfand und einflößte, sich selbst Rechenschaft ablegen konnte. Der Geist, der in diesem verwahrlosten Körper wohnte, hatte natürlich auch etwas Unvollständiges und Mangelhaftes. Was der Zwerg in diesem Augenblicke fühlte, war für ihn durchaus unklar und unbestimmt. Nur das ließ sich erkennen, daß die Freude auf seinem Gesichtschimmerte und der Hochmuth auf seiner Stirne thronte.

Nicht ohne Staunen und Schrecken sah man daher, als Quasimodo in der Trunkenheit seiner Macht triumphirend einherzog, einen Mann aus der Menge auf ihn zustürzen und ihn mit zorniger Geberde den vergoldeten Stab, den er als Zeichen seines Pabstthums in der Hand trug, entreißen. Dieser Verwegene war der Kahlkopf, der kurz zuvor das arme Zigeunermädchen durch seine drohenden Worte erschreckt hatte. Er trug eine geistliche Kleidung. Im Augenblicke, da er aus der Menge trat, erkannte ihn Peter Gringoire, der ihn bis jetzt nicht bemerkt hatte, und rief erstaunt: „Das ist ja mein Meister in Hermes, Don Claude Frollo, Archidiaconus! Was Teufels will er von diesem garstigen Einäugigen? Hat er etwa Lust, sich von ihm mit den Zähnen zerreißen zu lassen?“

In der That erhob sich eben auch ein Schrei des Entsetzens. Der furchtbare Zwerg war schnell von dem Tragsessel herabgestürzt, und die Weiber wendeten bereits ihre Augen ab, denn sie glaubten nicht anders, als daß er den Archidiaconus mit Haut und Haar auffressen würde.

Quasimodo hatte mit einem mächtigen Satze den Angreifer

erreicht, blickte ihm verwundert ins Gesicht und fiel dann auf die Kniee nieder. Der Priester riß ihm seine dreifache Krone ab und zerschlug seinen vergoldeten Stab. Quasimodo blieb mit gesenktem Haupte und gefalteten Händen auf den Knieen liegen.

Jetzt erhob sich zwischen den Beiden ein seltsames Zwiegespräch von Zeichen und Geberden, denn weder der Eine noch der Andere redete. Der Priester, aufrecht, zornig, drohend, gebieterisch; Quasimodo bestürzt, demüthig, flehend!

Endlich faßte der Priester den Zwerg an seiner mächtigen Schulter rauh an und gab ihm ein Zeichen, aufzustehen und ihm zu folgen. Quasimodo erhob sich.

Jetzt wollte die Bruderschaft der Narren, nachdem sie von ihrer Ueberraschung zurückgekommen war, ihren so plötzlich entthronten Pabst vertheidigen. Das Königreich Aegypten und ganz Kauderwelsch stürzten auf den Priester los.

Da stellte sich der Zwerg vor ihn hin, ballte seine mächtigen Fäuste und grinste mit den Zähnen, wie ein erboßter Tiger. Der Priester gab ihm ein Zeichen und wendete sich stillschweigend von der Menge ab. Der Zwerg schritt vor ihm her und öffnete ihm links und rechts einen Weg.

Ein Haufe Neugieriger und Müßiger folgte ihnen schreiend nach. Jetzt deckte der Zwerg den Rückzug des Priesters. Als ihn die Menge so erblickte, in seiner untersehten kräftigen Gestalt, mit seinem düstern, unglückverkündenden Gesichte, seine unförmlichen Glieder zum Kampf anspannend, gleich einem Keuler des Waldes seine Hauer leidend, grinsend wie ein wildes Thier, hielt sie sich in gemessener Entfernung.

Bald hatten Priester und Zwerg eine enge finstere Gasse erreicht, wohin ihnen Niemand zu folgen wagte, so sehr schreckte schon der Gedanke an das grinsende Thier Quasimodo Jeden zurück.

„Seltsam! Sonderbar!“ sprach Peter Gringoire, der diesem Austritt angewohnt hatte, „aber wo Teufels werde ich etwas zu essen finden?“

VIII.

Wie Peter Gringoire zur Nachtzeit einem schönen Mädchen nachstrich, und wie es ihm übel erging.

Peter Gringoire hatte gesehen, daß das schöne Zigeunermädchen mit ihrer Ziege in die Messerschmiedstraße einlenkte; er nahm denselben Weg.

Und warum denn nicht? sprach er zu sich selbst.

Peter Gringoire, der alle Gassen von Paris mit seinen langen Füßen gemessen hatte, war zu der sublimen Entdeckung gelangt, daß nichts poetischer sei, als einem schönen Mädchen auf dem Fuße zu folgen, ohne daß man weiß, wohin sie geht. Es lag, wie er behauptete, in dieser freiwilligen Verzichtleistung auf den eigenen Willen, in dieser Phantasie, welche sich einer anderen Phantasie unterordnet, eine Mischung phantastischer Unabhängigkeit und blinden Gehorsams, ein Mittelding zwischen Sklaverei und Freiheit, das unserem Dichter, der sich gerne in der Mitte der Dinge hielt, wohl gefiel. Schade, daß Peter Gringoire todt ist, wie schön könnte er nicht, wenn er noch lebte, die richtige Mitte zwischen Klassikern und Romantikern halten!

Unser guter Dichter, der ohnedies nicht wußte, wo er die Nacht zubringen sollte, folgte der schönen Zigeunerin, welche flüchtig einherschritt und ihre Ziege an der Hand mit sich führte,

auf dem Fuße. Als dieser Wettlauf, denn Peter Gringoire folgte ihr eben so rasch, ohne sie je zu erreichen, kein Ende nehmen wollte und Straße auf, Straße ab führte, wurde unser Dichter nachdenklich und sprach für sich: Nun, irgendwo muß sie doch wohnen! Diese Zigeunermädchen sind gutmüthig . . . wer weiß!

An dieses „wer weiß!“ schienen sich allerhand angenehme Ideen zu knüpfen; denn, trotz Hunger und Durst, verklärte sich das Gesicht des Poeten durch ein freundliches, bedeutungsvolles Lächeln.

Die Hausbewohner schlossen ihre Thüren und löschten ihre Lichter. Die Straßen wurden allmählig finsterner und einsamer. Nur selten noch fand man einen verspäteten Nachtwanderer, oder sah an irgend einem Fenster noch ein Lichtlein brennen. Die Zigeunerin und ihre Ziege schritten rüstig vorwärts; Peter Gringoire folgte ihnen immer gleich rasch auf dem Fuße. Jetzt hatten sie sich in das Labyrinth der unzähligen Gassen und Winkel der Altstadt verirrt. Das Zigeunermädchen schien den Weg genau zu kennen, denn sie schritt immer eilig vorwärts, ohne einen Augenblick anzuhalten.

Seit kurzem erst schien sie den Mann bemerkt zu haben, der ihr beständig nachging; sie drehte einige Male den Kopf nach ihm um und besflügelte dann ihre Schritte, wie Jemand, den die Angst weiter treibt. Jetzt verschwand das Mädchen um eine Ecke, und in demselben Augenblicke hörte unser Dichter einen durchbringenden Schrei. Er eilte schnell vorwärts und sah beim Schein einer Lampe, die vor einem Muttergottesbilde brannte, wie das Zigeunermädchen sich gegen zwei Männer wehrte, welche sie umfaßt hielten und ihr Geschrei zu ersticken suchten. Die arme kleine Ziege stand dabei, senkte die Hörner und blökte jämmerlich.

„Halt, Ihr Gaudiebe!“ schrie unser Dichter ritterlich und stürzte tapfer auf sie los. Einer der Männer drehte sich

gegen ihn um. Es war das scheußliche Angesicht des einäugigen Zwergs.

Peter Gringoire floh nicht, aber er wagte keinen Schritt weiter vorwärts. Der Zwerg hob den mächtigen Arm und schleuderte ihn mit einem einzigen Stoß vier Schritte von sich auf das Pflaster, ergriff dann das Mädchen und trug sie so leicht davon, als ob er eine Flaumfeder auf dem Arme hätte. Sein Spießgeselle folgte ihm und hinter beiden rannte mit kläglichem Blöken die Ziege.

„Räuber! Mörder!“ schrie das unglückliche Zigeunermädchen.

„Halt, Ihr Schufte! laßt das Mädchen los!“ schrie plötzlich mit einer Donnerstimme ein Reiter, der um die nächste Ecke kam.

Es war ein Hauptmann der königlichen Bogenschützen, vom Kopf bis zum Fuß gepanzert und die eingelegte Lanze in der Faust.

Der Reiter entriß das Zigeunermädchen dem bestürzten Zwerg und nahm sie vor sich auf den Sattelnopf. Von seinem ersten Schrecken zurückgekommen, stürzte der furchtbare Zwerg auf den Reiter los, um ihm seinen Raub wieder abzunehmen; aber in demselben Augenblicke sah er sich von einem Duzend Lanzenreitern umringt, die ihrem Offizier auf dem Fuße gefolgt waren. Quasimodo wurde gepackt und geknebelt. Er heulte, er schäumte vor Wuth und biß mit den Zähnen um sich. Sein Spießgeselle war während des Kampfes entflohen.

Das Zigeunermädchen richtete sich mit Grazie auf dem Sattel empor, blickte den Offizier mit ihren schalkhaften Augen an und fragte mit dem ganzen Wohlklang ihrer Stimme: „Wie heißt Ihr, Herr Gendarm?“

„Hauptmann Phöbus de Chateaupers, Euch zu dienen, mein schönes Kind!“ erwiderte der Offizier, und während er sich im Sattel aufrichtete und behaglich seinen Schnurrbart strich,

gleitete die behende Zigeunerin rasch vom Pferde herab und entfloß mit der Schnelligkeit des Windes.

„Beim Nabel des heiligen Vaters!“ sagte der Offizier, „ich hätte lieber das Mädchen behalten als den garstigen Zwerg. Schnallt dem Schuft die Riemen fester.“

„Je nun, Herr Hauptmann,“ erwiderte einer der Gendarmen, „die Grasmücke ist davon geflogen und die Fledermaus zurüdgeblieben!“

Inzwischen lag der arme Peter Gringoire noch immer auf dem Pflaster vor der Lampe, welche die Nische des Muttergottesbildes erhellte, und wohin ihn die kräftige Faust des Zwerges geschleudert hatte. Allmählig kam er wieder zu sich. Anfangs zwischen Traum und Wachen schwebend, vermischten sich in seinem Geiste die schlanken Figuren des Zigeunermädchens und der Ziege mit der gewichtigen Faust des Zwerges, die ihn zu Boden geschleudert hatte. Dieser Zustand war vorübergehend. Eine empfindliche Kälte am unteren Theile seines Körpers brachte ihn bald völlig zu sich; er lag mit dem halben Leibe in dem Bach, der durch diese Gasse rieselte.

Der arme Dichter versuchte aufzustehen, aber alle seine Glieder waren wie gelähmt. Verfluchter budliger Cyclop! brummte er zwischen den Zähnen.

Der Name des Zwerges führte ihm das Bild des Archidiaconus Claude Frollo, des Begleiters von Quasimodo, in's Gedächtniß zurück. Die gewaltsame Scene, welcher er angewohnt hatte, schwebte an ihm vorüber; er erinnerte sich, daß es zwei Männer waren, gegen welche sich das Zigeunermädchen wehrte, und das finstere, hochmüthige Gesicht des Archidiaconus trat verwirrt vor den Blick seines Geistes.

Das wäre doch seltsam! dachte er bei sich selbst, und auf den Grund dieses Gedankens baute er eine Menge Hypothesen, deren eine immer sonderbarer war als die andere. Nässe und

Kälte weckten ihn aus seinen Träumen zur rauhen Wirklichkeit: Mich hungert! mich dürstet! mich friert! seufzte er in kläglichem Tone.

Ein Haufe jener kleinen Halbwilden, die halbnacht gehen, und von jeher zu Paris unter dem Namen Gamins bekannt waren und noch sind, lief unter lautem Geschrei und Lachen der Stelle zu, an welcher unser armer Dichter ausgestreckt lag. Sie zogen einen Strohsack hinter sich nach, und das bloße Geräusch ihrer Holzschuhe hätte einen Todten erwecken können. Peter Gringoire, der noch etwas Leben in sich spürte, erhob sich mit halbem Leibe.

„Suche! Suche!“ schriean die Jungen aus voller Kehle, „der alte Gustach Moubon, der Hufschmied an der Ecke ist gestorben. Wir wollen mit seinem Strohsack ein Freudenfeuer machen!“

Mit diesen Worten warfen sie den Strohsack gerade auf den unglücklichen Poeten, in dessen Nähe sie gekommen waren, ohne ihn zu sehen. Zugleich nahm einer der Jungen eine Handvoll Stroh, um es an der Lampe der heiligen Jungfrau anzuzünden.

Hunger! Durst! Kälte! Hitze! soll ich durch alle Qualen der Hölle gehen und zuletzt noch den Feuertod sterben? seufzte der geängstigte Dichter, raffte sich, von Todesfurcht getrieben, gewaltsam auf und warf den Strohsack mitten unter den Haufen der Gamins.

„Heilige Jungfrau! Der todte Hufschmied!“ schriean die Jungen und liefen über Hals und Kopf davon.

Der Dichter entfloß nach der andern Seite und der Strohsack blieb Meister des Schlachtfeldes. Am andern Morgen wurde er gefunden und mit großem Pomp in die Kirche Sainte-Opportune gebracht. Man konnte dort bis auf die neuesten Zeiten aus dem Munde des Sakristans das Wunder verneh-

men, welches das Marienbild im Winkel der Straße Mautconseil in der ewig denkwürdigen Nacht vom 6. auf den 7. Januar 1482 verrichtet hatte, indem es den verstorbenen Hufschmied Moubon, den der Teufel in seinen Strohsack gebannt hatte, durch seine bloße Gegenpart aus demselben herausbeschwor.

IX.

Der zerbrochene Krug.

Der geängstigte Dichter durchrannte mit langen Beinen manche Straße und manchen Winkel; ein panischer Schrecken trieb ihn fort, bis ihm der Athem ausging. Jetzt gewann die Philosophie des Dichters über die blinde Furcht wieder die Oberhand, und er stellte sich folgendes Dilemma: Meister Peter Gringoire, sprach er zu sich selbst, indem er mit dem Finger an seinen Hirnkasten klopfte, es scheint mir, daß Ihr davon gelaufen seid, wie ein Narr. Die Teufelsjungen hatten sicherlich vor Euch, eben so viel Angst, als Ihr vor ihnen. Habt Ihr denn nicht das Klappern ihrer Holzschuhe gehört, als sie gegen Süd davon liefen, während Ihr nach Nord entlohet? Eines von beiden: entweder haben sie die Flucht ergriffen, und dann ist der Strohsack, den sie in ihrem Schrecken auf dem Platze ließen, gerade das gastliche Bett, nach dem Ihr Euch schon so lange seht, und das Euch jetzt die heilige Jungfrau so wunderbar zuschickt, um Euch für das moralische Stück zu belohnen, welches Ihr zu ihren Ehren gedichtet habt; oder aber die Jungen haben nicht die Flucht ergriffen, und in diesem Falle haben sie Feuer an den Strohsack gelegt, und das ist gerade das Feuer, dessen

Ihr benöthigt seid, um Euch zu wärmen und zu trocknen. In beiden Fällen also, gutes Feuer oder gutes Bett, bleibt immer der Strohsack ein Geschenk, das Euch der Himmel verliehen hat. Vielleicht hat die gebenedeite Jungfrau Maria an der Straßenecke Mauconseil den Hufschmied Gustach Moubon bloß darum sterben lassen, um Euch für diese Nacht eine Lagerstätte zu verschaffen, und es wäre sehr undankbar von Euch, wenn Ihr diese himmlische Gabe verschmähen wölltet. Reißt also nicht ferner aus, wie ein Burgunder vor einem Franzosen, und sucht nicht vor Euch, was Ihr hinter Euch laßt! Und kurz und gut, Meister Peter Gringoire, Ihr seid ein Esel!

Nachdem unser Dichter dieses Selbstgespräch gehalten hatte, und zu besagtem Schlusssatz gekommen war, kehrte er um, den ersehnten Strohsack zu suchen. Er irrte jedoch vergebens in dem verworrenen Knäuel dieser Gassen und Winkel herum, und konnte keinen Ausgang aus ihnen finden. Verflucht seien die Sackgäßchen und Straßenwinkel! rief er unmuthig aus. Der Teufel hat sie nach dem Bilde seiner höllischen Ofengabel gemacht!

In diesem Augenblicke blendete seine Augen ein röthlicher Schein, der aus dem Ende einer langen und engen Straße kam. Gelobt sei Gott! sprach Peter Gringoire freudig, dort unten brennt mein Strohsack. *Salve, Salve, maris stella!*

Mit diesen Worten schritt er rasch vorwärts in der engen ungepflasterten Straße, die immer kothiger und abschüssiger wurde. Sie war nicht einsam und verlassen; da und dort bewegten sich, in ihrer ganzen Länge, undeutliche und unförmliche Gestalten, die alle ihre Richtung nach dem röthlichen Scheine nahmen, der vom äußersten Ende der Straße leuchtete, jenen schwerfälligen Insekten gleich, die bei Nacht, von einem Grashalm zum andern, dem Feuer eines Hirten zusliegen.

Peter Gringoire schritt rasch vorwärts und hatte bald eine

dieser Larven erreicht, welche sich mühsam hinter den andern herschleppte; es war ein elendes krüppelhaftes Wesen, dem die Beine fehlten und das auf den Händen fortrutschte. Als er verwundert stehen blieb, rief ihm eine klägliche Menschenstimme zu: „La buona mancia, Signor! La buona mancia, Signor!“

„Hol' mich der Teufel,“ sagte unser Dichter, und ging weiter, „wenn ich verstehe, was Du willst!“

Bald stieß er auf eine andere dieser wandelnden Massen. Es war ein Lahmer, hinkend und einarmig, und zwar so einarmig und so hinkend, daß das verwickelte System der Krüden und hölzernen Füße, auf denen er wandelte, ihm das Ansehen eines vorwärts schreitenden Mauergerüstes gab. Unser Dichter, welcher klassische Vergleichen liebte, nannte ihn in Gedanken den lebenden Dreifuß des Neptun.

Dieser lebende Dreifuß erhob seinen Hut bis zur Höhe des Kinns unseres Poeten und schrie ihm in die Ohren: „Sennór caballero, para comprar un pedaso de pan!“

Es scheint, sprach Peter Gringoire für sich, daß diese Mißgeburt auch eine Sprache hat, aber der Teufel verstehe sie!

Er verdoppelte den Schritt. Ein Blinder ging vor ihm her, mit einem langen Bart, mit einem Knotenstock vor sich hintappend und von einem großen Hunde geführt. „Facitote caritatem!“ rief ihm der Blinde in nieselndem Tone zu.

„Endlich,“ sagte der Poet, „treffe ich doch Einen, der eine christliche Sprache spricht. Ich muß ein sehr mildthätiges Aussehen haben, daß man bei der gänzlichen Schwindsucht meiner Börse doch Almosen von mir bettelt. Mein Freund, ich habe vergangene Woche mein letztes Hemd verkauft, oder, weil Du doch nur Ciceros Sprache verstehst: Vendidi hebdomade nuper transita meam ultimam chemisam.“

Mit diesen Worten kehrte er dem Blinden den Rücken

und setzte seinen Weg fort. Der Blinde aber holte auf einmal weit aus und schritt so rasch vorwärts, wie Einer, der zwei gute Augen hat. Zu gleicher Zeit erhoben sich die Lahmen und Hinkenden und rannten mit großer Geschwindigkeit und unter furchtbarem Geräusch ihrer Krücken und hölzernen Beine hinter ihm her.

„Caritatem! La buona mancia! Un pedaso de pan!“ gellte es in die Ohren des geängstigten Poeten.

„O babilonische Sprachverwirrung!“ rief er aus und rannte davon; der Blinde und die Lahmen rasch hinter ihm her; und rund um ihn, so lang und breit die Straße war, wimmelte es von Blinden, Lahmen, Einarmigen, Einäugigen und Ausfägigen, die sich alle vorwärts nach der röthlichen Flamme bewegten. Der arme Peter Gringoire, immer noch von den drei Mißgeburten verfolgt, und in der Mitte dieser sonderbaren, fremdartigen Wesen wandelnd, wußte nicht, was aus ihm werden sollte.

Der Gedanke kam ihm, einen Versuch zu machen, ob er nicht umkehren könne, aber es war zu spät, die ganze Legion der Mißgeburten hatte sich hinter ihm geschlossen. Er schritt demnach vorwärts, getrieben von der unwiderstehlichen Fluth seiner Verfolger und von seiner eigenen Angst, wie auch von einem Schwindel ergriffen, der ihm die ganze Scene als ein furchtbares Traumgesicht erscheinen ließ.

Endlich erreichte er das äußerste Ende der Straße, die an einen ungeheuern freien Platz grenzte, auf welchem, da und dort, in dem düstern Nebel der Nacht, viele tausend zerstreute Lichter und Feuer ihren flackernden Schein von sich warfen. Peter Gringoire hoffte durch die Schnelligkeit seiner Beine den drei Mißgeburten zu entgehen, die ihn wie sein Schatten verfolgten.

„Onde vas, hombre!“ schrie ihm der Lahme zu, indem

er seine Krücken wegwarf und ihm mit den besten zwei Beinen nachlief, die je das Pflaster von Paris betreten hatten.

Die Mißgeburt ohne Beine stand jetzt aufrecht auf ihren Füßen und hing dem Dichter ihre schwere Krücke um den Hals, während ihn der Blinde mit weit geöffneten, flammenden Augen betrachtete.

„Wo bin ich denn?“ rief der arme Poet schreckensvoll aus.

„Im Hofe der Wunder,“ antwortete ein viertes Gespenst, das sich zu ihnen gesellt hatte.

„Bei meiner armen Seele, die Blinden sehen, und die Lahmen gehen, aber wo ist der Heiland, der diese Wunder wirkt?“

Hierüber lachten die magischen Gestalten aus vollem Halse.

Der arme Poet blickte verwundert umher. Er befand sich wirklich in jenem furchtbaren Hofe der Wunder, in den noch niemals ein ehrbarer Mann um diese Stunde gekommen war, in dessen magischem Zirkel die Polizeibeamten, welche sich dahin wagten, spurlos verschwanden, in dieser Stadt der Räuber und Diebe, aus der jeden Morgen ein Strom von Lastern, Bettelei und Landstreicherei sich über die Straßen von Paris ergoß und jeden Abend zu seiner Quelle zurückkehrte; in diesem ungeheuren Bienenstock, in den jede Nacht alle Raubbienen des Staates mit ihrer Beute zurückkehrten, wo der ausgetretene Mönch und der liederliche Student, die Laugenichtse aller Nationen und aller Religionen, Spanier, Italiener, Deutsche, Juden und Christen, Muhamedaner und Gözendiener, bei Tag Bettler und Beutelschneider, sich zur Nachtzeit in Straßenräuber verwandelten; in diesem unermesslichen Ankleidezimmer, wo sich damals sämtliche Schauspieler jener ewigen Komödie aus- und anzogen, welche Raub und Mord, Diebstahl und Betrug, kurz jede Art von Laster, unausgesetzt auf dem Pflaster von Paris ausübten.

Es war ein ungeheuer weiter Platz, unregelmäßig und schlecht gepflastert, wie alle Plätze des damaligen Paris. Einzelne Feuer, um welche es von seltsamen Gruppen wimmelte, brannten da und dort. Geräusch, Geschrei, Gelächter, Stimmen von Männern, Weibern und Kindern, Gehen und Kommen, Sitzen und Stehen, Alles floß vor den Augen und Ohren bunt durcheinander. In dem flackernden, röthlichen Feuer, das einen ungewissen Schein in die Schatten der Nacht warf, sah man unbestimmte, seltsame Gestalten hin und her wandeln. Die Grenzen der Geschlechter und Gattungen schienen sich in diesem seltsamen Pandämonium zu verwischen. Man konnte einen Hund sehen, der fast ein Menschengesicht hatte, und einen Menschen, der beinahe einem Hunde glich.

Männer, Weiber, Thiere, Alter, Geschlecht, Gesundheit und Krankheit, Alles schien unter diesem Volke gemeinsames Erbtheil, Alles floß in bunter Mischung durcheinander.

Das schwache und schwankende Licht, das die Feuer von sich warfen, zeigte dem verblüfften Dichter, rings um den unermesslichen Platz, ein häßliches Gemisch alter, halb verfallener Häuser. Das Ganze erschien ihm wie eine neue Welt, unbekannt, unerhört, mißgestaltet, phantastisch, kriechend und wimmelnd.

Der unglückselige Poet, den die drei Gauner fest hielten, den hundert andere bizarre Gesichter, gleich Masken, anstarrten, um den hundert Stimmen heulten und bellten, suchte vergebens seinen Geist zu sammeln. Der Faden seines Gedächtnisses war wie abgeschnitten; er zweifelte an der Wirklichkeit, zweifelte an seinem eigenen Dasein und sagte bei sich: wenn ich bin, ist dieses? wenn dieses ist, bin ich?

Jetzt erhob sich unter der ihn umgebenden Menge der allgemeine Ruf: „Führt ihn vor den König! führt ihn vor den König!“

Heilige Jungfrau! murmelte der Dichter, der König dieses Reichs muß ein Boß sein.

„Zum König! zum König!“ wiederholten hundert Stimmen. Man riß ihn fort.

Während er über den furchtbaren Platz hinschritt, kehrte sein Bewußtsein zurück. Die Wirklichkeit, auf die er mit jedem Schritte stieß, zerstörte den furchtbaren Traum, den seine kranke Einbildungskraft geschaffen hatte. Er nahm endlich wahr, daß er noch lebe, daß er nicht an den Ufern des Styr, sondern im Straßentoth wandle, daß nicht Dämonen, sondern Räuber und Diebe ihn geleiten, daß es nicht auf seine arme Seele, sondern auf sein Leben abgesehen sei, denn ihm fehlte das Einzige, was einen Banditen mit einem ehrlichen Manne versöhnen kann: ein voller Beutel.

Man brachte ihn in ein altes, wurmstichiges, durchlöcheretes Haus. In einem großen Zimmer oder Saale standen in bunter Unordnung einige morsche Tafeln, unreinlich, von verschüttetem Wein und Bier triefend, um welche her viele bacchische Gesichter saßen, die vom Feuer der Trunkenheit glänzten. Rund umher schallendes Gelächter und unzüchtiger Gesang, Anstoßen der Kannen und Gläser, Streit und Zank. Dazwischen saßen Hunde umher und Kinder spielten auf dem Boden. In dem Kamin brannte ein großes Feuer und daneben stand ein umgestürztes Faß. Auf dem Faße saß ein Bettler. Dieser Bettler war der König, und dieses Faß sein Thron.

Man brachte den Gefangenen vor den Thron des furchtbaren Hauptes dieses gefürchteten Staats. Peter Gringoire wagte weder zu athmen, noch die Augen zum Throne des Königs der Gauner zu erheben.

Der König richtete von der Höhe seiner Tonne herab folgende Worte an den armen Patienten: „Was ist das für ein Schuft?“

Dem zitternden Dichter schien diese Stimme bekannt, er schlug schüchtern die Augen auf: es war Clopin Trouillefou, der auf dem Throne saß.

Clopin Trouillefou, mit den Zeichen seiner königlichen Würde bekleidet, hatte weder einen Lumpen mehr noch weniger am Leibe, als diesen Morgen, wo er im Saale des Justizpalastes als Bettler figurirte. Seine offene Wunde am Arme war bereits verschwunden. Er führte eine Peitsche in der Hand und trug auf dem Kopfe eine runde, oben geschlossene Mütze, die man eben so gut für einen Kinderbausch, als für eine Königskrone halten konnte, so sehr glichen beide einander. Peter Gringoire faßte, ohne zu wissen warum, einige Hoffnung, als er in dem König der Diebe den vermaledeiten Bettler im großen Saale des Justizpalastes wieder erkannte.

„Meister, gnädigster Herr, Sire, Euer Majestät . . . ich weiß in der That nicht, welchen Titel ich Euch beizulegen habe,“ stotterte der verlegene Poet.

„Gnädigster Herr, Euer Majestät, oder Kamerad, nenne mich, wie Du willst; aber spute Dich,“ erwiederte der Bettelkönig barsch. „Was hast Du zu Deiner Bertheidigung zu sagen?“

„Zu Deiner Bertheidigung! das gefällt mir nicht,“ murmelte Peter Gringoire zwischen den Zähnen und fuhr stammelnd fort: „ich bin der Nämliche, der diesen Morgen . . .“

„Bei den Klauen des Teufels!“ unterbrach ihn der König der Diebe, „Deinen Namen will ich wissen, Du Schuft, und weiter nichts. Hör' einmal! Du stehst vor drei mächtigen Herrschern: vor mir, Clopin Trouillefou, souveränem König des Königreichs Kauderwelsch; vor Matthias Hungadi Spicali, Herzog von Aegyptenland, und Wilhelm Rousseau, Kaiser von Galiläa. Du bist in das Königreich Kauderwelsch eingebrungen, ohne ein Unterthan des Reiches zu sein; Du hast die geheiligten Vorrechte unserer Stadt verletzt. Dafür verdienst Du Strafe,

es wäre denn, daß Du in dem Reiche der sogenannten ehrlichen Leute ein Dieb, Bettler oder Landstreicher wärest. Bist Du etwas dieser Art? Rechtfertige Dich und nenne Deine Eigenschaften."

"Ich bitte tausendmal um Verzeihung," erwiderte der geängstigte Dichter, "aber ich habe nicht die Ehre, das eine oder andere der benannten drei Gewerbe zu treiben. Ich bin vielmehr der Verfasser . . ."

"Gut," unterbrach ihn der Bettelkönig trocken, "so wirst Du also gehängt werden. Das ist ganz einfach, Ihr ehrbaren Herren Bürger! wie Ihr die Unsrigen bei Euch behandelst, so behandeln wir die Eurigen bei uns. Das Gesetz, das Ihr gegen die Landstreicher anwendet, wenden die Landstreicher gegen Euch an. Ist es ungerecht, so sind wir nicht Schuld daran. Es ist erquidlich, von Zeit zu Zeit ein ehrbares Bürgergesicht auf der Galgenleiter Fragen schneiden zu sehen. Das gibt der Sache selbst einen ehrenvollen Anstrich. Mache Dich gefaßt zur letzten Reise, guter Freund, und vertheile Dein Geld und Deine Kleider nach Gefallen unter die ehrlichen Leute des Königreichs Kauderwelsch. Bedarfst Du vor Deinem seligen Hintritt noch einiger geistlichen Mummerei, so findest Du dort unten einen steinernen Herrgott, den wir zu diesem Gebrauche zu St. Peter am Schlachthause gestohlen haben. Du hast vier Minuten Zeit, ihm Deine arme Seele an den Kopf zu werfen."

Das war ein sehr tröstlicher Zuspruch, der dem Kaiser von Galiläa wohl gefiel; denn er rief über die Tafel herüber: "Beim heiligen Peter und seinem Fischerring! unser König Clopin Trouillefou predigt wie der heilige Vater selbst."

Als sich die Dinge so drohend gestalteten, kehrten Bewußtsein und Festigkeit in die Seele des armen Dichters zurück: "Meine Herren Kaiser und Könige," sprach er kaltblütig, "Ihr denkt vermuthlich nicht daran, daß ich der nämliche Peter Grin-

goire bin, dessen moralisches Stück man diesen Morgen im großen Saale des Justizpalastes aufgeführt hat."

"Beim Teufel, ja, Du bist es, Meister!" rief der Bettelkönig aus. "Ich war dabei, so wahr mich Gott geschaffen hat! aber, lieber Freund, weil Du uns diesen Morgen Langeweile gemacht hast, sollen wir Dich diesen Abend nicht hängen lassen? Dazu ist kein Grund vorhanden."

Ich werde Mühe haben dem Strick zu entrinnen, dachte der Poet bei sich. Gleichwohl wollte er noch einen letzten Versuch machen, sich diesem schmachlichen Tode zu entziehen.

"Ich sehe nicht ein," sagte er, "warum man die Poeten nicht unter die Landstreicher rechnet. Aesop war ein Vagabund, Homer ein Bettler und Merkur ein Dieb."

"Willst Du uns dumm machen mit Deinem Gesalbader?" unterbrach ihn der König der Gauner. "Mache nicht so viele Umstände, sondern laß Dich hängen!"

"Verzeiht, gnädigster Herr König der Landstreicher," erwiderte Peter Gringoire, "es ist hier von keiner Kleinigkeit die Rede; Ihr werdet mich doch nicht verurtheilen, ohne mich zuvor gehört zu haben."

Der gerechte König des Königreichs Kauderwelsch ließ sich diese Einwendung zu Herzen gehen. Se. Majestät beriefen den Herzog von Aegypten, den Kaiser von Galiläa und den gesammten Staatsrath ihres Reiches vor sich. Diese hochansehnliche Versammlung bildete einen Halbkreis um das Faß, von welchem herab Clopin Trouillefou das Königreich der Beutelschneider regierte. In der Mitte dieses furchtbaren Kreises stand der arme Peter Gringoire als Delinquent. Clopin Trouillefou, der Doge dieses Senats, der König dieses Oberhauses, der Pabst dieses Conclave, thronte auf seinem Faße in furchtbarer Majestät.

"Hör' einmal," sagte er zu dem Dichter, "ich sehe nicht

ein, warum man Dich nicht hängen sollte. Es scheint Dir zwar unangenehm zu sein, und ich will es gerne glauben, denn ihr ehrlichen Bürger seid nicht daran gewöhnt, ihr macht Euch eine viel zu schauerliche Vorstellung von der Sache. Im Uebrigen wollen wir Dir nicht übel, und es gibt ein Mittel, Deinen Hals aus der Schlinge zu ziehen. Willst Du ein Bürger des Königreichs Kauderwelsch werden?"

Peter Gringoire ergriff unbedenklich diesen letzten Rettungsbalken und erwiderte hastig: „Ob ich will? Mit Freuden will ich!“

„Du willigst also ein, in die Reihen der Leute von der Blendlaterne zu treten?“

„Von der Blendlaterne, ja wohl,“ wiederholte Peter Gringoire mechanisch.

„Du erkennst Dich als Mitglied der Freibürgergesellschaft an?“

„Der Freibürgergesellschaft,“ wiederholte der Dichter.

„Unterthan des Königreichs Kauderwelsch?“

„Unterthan des Königreichs Kauderwelsch.“

„Landstreicher?“

„Landstreicher.“

„Mit Leib und Seele?“

„Mit Leib und Seele.“

„Sehr brav,“ fuhr der Bettelkönig fort, „aber ich muß Dir bemerken, daß Du darum nicht minder gehängt werden wirst.“

„Teufel auch!“ rief der Poet erschrocken und fuhr drei Schritte zurück.

„Nur,“ sprach Clopin Trouillefou weiter, „wirst Du später gehängt werden, mit mehr Feierlichkeit, auf Kosten der guten Stadt Paris, an einen schönen steinernen Galgen, und durch die ehrlichen Leute. Das ist allerdings ein Trost.“

„Ganz gewiß,“ sagte Peter Gringoire.

„Du erlangst noch andere Vortheile. Als Freibürger hast Du kein Pflastergeld, keine Armentaxe, kein Laternengeld zu bezahlen, womit die ehrlichen Leute der Stadt Paris belegt sind.“

„Amen!“ sprach der Poet. „Ich bin Landstreicher, Freibürger, Unterthan des Königreichs Kauderwelsch, Blendlaterne, Alles, was Eure Majestät aus mir machen will, und ich war es im Voraus schon, gnädigster Herr König, Euch zu dienen, denn ich bin Philosoph, *et omnia in philosophia, omnes in philosopho continentur*, wie Ihr selbst wißt.“

Der Bettelkönig runzelte die Stirne und erwiderte zornig: „Für wen hältst Du mich, Freund, daß Du mir da in Deiner ungarischen Judensprache vorleierst? Ich kann nicht hebräisch, und wer ein Bandit ist, ist noch lange kein Jude. Ich stehe sogar nicht mehr, ich stehe höher, ich morde.“

„Verzeihung, gnädigster Herr König,“ versetzte demüthig der Poet, „es ist nicht hebräisch, sondern lateinisch.“

„Halt's Maul,“ erwiderte zornig der Bettelkönig; „ich sage Dir noch einmal, daß ich kein Jude bin, und wenn Du nicht schweigst, so lasse ich Dich hängen.“

Peter Gringoire schwieg weislich, worauf der König ruhig fortfuhr: „Du willst also ein Unterthan unseres Reiches werden, Du Spitzbube?“

„Allerdings,“ antwortete der Poet.

„Der Wille allein thut es nicht,“ sprach der König, „der schafft keine Zwiebel weiter in die Suppe und taugt zu nichts, als in's Paradies zu kommen; das Paradies und das Königreich Kauderwelsch sind aber zwei verschiedene Dinge. Im Paradies ist gut faullenzen, aber im Königreich Kauderwelsch muß man zu Etwas tauglich sein, und deßhalb muß Du vor allen Dingen dem Gliedermann die Taschen leeren.“

„Alles will ich leeren, was Euch beliebt, Herr König,“ entgegnete der Poet.

Auf ein Zeichen des Königs wurde ein tragbarer hölzerner Galgen herbeigebracht.

„Sie werden doch nicht gar des Teufels sein?“ sprach Peter Gringoire mit innerlicher Angst.

Ein Glockengeläute, das er in diesem Augenblicke hörte, machte seiner Furcht ein Ende; es war der Gliedermann, den man am Strick des Galgens befestigte. Die tausend Glöckchen, mit denen er bedeckt war, hallten noch nach, so lange die Schwingung des Stricks dauerte, bis sie allmählig ganz schwiegen.

Hierauf deutete der Bettelkönig auf einen alten schwankenden Schemel, der unterhalb des Gliedermanns stand, und sprach zu Peter Gringoire: „Steig da hinauf, guter Freund.“

„Lob und Hölle!“ rief der Dichter, „da muß ich den Hals brechen. Euer Schemel hinkt, wie ein Distichon von Martial; er hat einen Fuß Hexameter und einen Fuß Pentameter.“

„Steig hinauf!“ wiederholte Clopin Trouillefou.

Jetzt faßte sich der Dichter ein Herz und gelangte, nicht ohne einige Schwankungen des Hauptes und der Arme, auf die Höhe des Schemels, wo er den Centralpunkt seines Gleichgewichts wieder fand.

„Jetzt,“ fuhr der König fort, „drehe Deinen rechten Fuß um Dein linkes Bein und richte Dich auf der Spitze des linken Fußes in die Höhe.“

„Gnädigster Herr,“ versetzte der Poet, „Ihr wollt also durchaus, daß ich den Hals breche?“

Clopin Trouillefou schüttelte den Kopf und sprach: „Höre, guter Freund, Du plauderst mir zu viel. Ich will Dir mit zwei Worten sagen, um was es sich hier handelt. Du richtest Dich, wie ich Dir schon gesagt, auf der linken Zehenspitze in die Höhe, um die Tasche des Gliedermanns mit ausgestreckter

Hand erreichen zu können, Du ziehst den Beutel heraus, der darin steckt; und wenn dieses vollbracht ist, ohne daß der Ton einer Glocke hörbar wird, so hast Du wohlgethan und bist ein Unterthan unseres Königreichs Raubermwelsch. Dann bleibt uns nichts mehr übrig, als Dich acht Tage lang tüchtig durchzuprügeln."

"Und wenn sich eine Glocke bewegt?" fragte unser Dichter.

"Dann wirst Du gehängt. Verstehst Du?"

"Ganz und gar nicht," antwortete Peter Gringoire in der Angst seines Herzens.

"So höre noch einmal: Du ziehst dem Gliedermann die Börse aus der Tasche, und wenn dabei ein einziges Glöckchen sich hören läßt, so wirst Du gehängt. Verstehst Du das?"

"Wohl, ich verstehe es jetzt. Und hernach?"

"Nimmst Du die Börse, ohne daß man eine Glocke hört, so bist Du Unterthan unseres Reiches und wirst acht Tage hintereinander tüchtig durchgeprügelt. Verstehst Du es jetzt?"

"Nein, Herr König, das verstehe ich nicht. Welchen Vortheil habe ich denn? In dem einen Falle gehängt, in dem andern halbtodt geschlagen!"

"Und unser Unterthan, Unterthan des Königreichs Raubermwelsch, ist das nichts?" fragte mit ernster Stimme Clopin Trouillefou, der König der Diebe. "Wirst Du geschlagen, so geschieht es bloß zu Deinem eigenen Besten, - damit Du Dich gegen Schläge abhärtest."

"Schönen Dank!" erwiederte der Poet.

"Jetzt spute Dich," sprach der König ungeduldig und stampfte mit dem Fuß auf seinen Thron, "frisch an's Werk, und wenn eine einzige Glocke läutet, so hängt man Dich an den Platz des Gliedermanns."

Der königliche Staatsrath und die Zuschauer bei diesem offenen Gericht klatschten den Worten des Königs Beifall und

reiheten sich unter wildem Gelächter um den Galgen. Es blieb nun unserem Patienten nichts Anderes übrig, als das große Werk zu vollbringen. Er betrachtete mit angsterfüllter Seele den Gliedermann, und die tausend Glöckchen, die an ihm hingen, mit ihren kleinen kupfernen Zungen, erschienen ihm wie lauter Rattern mit offenem Munde, jeden Augenblick bereit, zu pfeifen und zu beißen.

Oh! sprach er leise für sich, soll mein Leben an der geringsten Schwingung des kleinsten dieser Glöckchen hängen? Oh! fügte er mit gefalteten Händen hinzu, ihr Glöcken läutet nicht, ihr Schlegel, rührt euch nicht!

Noch einmal machte er einen Versuch auf die Barmherzigkeit des Bettelkönigs.

„Und wenn,“ fragte er, „ein plötzlicher Windstoß käme?“

„So wirst Du gehängt,“ erwiderte Clopin Trouillefou ohne Zaudern.

Da nun alle Mittel, aus diesem Labyrinth zu gelangen, erschöpft waren, ergab sich unser Dichter in sein unabwendbares Schicksal, drehte den rechten Fuß um das linke Bein, richtete sich auf der linken Bebenspitze in die Höhe und streckte den Arm aus; in dem Augenblicke aber, wo er den Gliedermann berührte, schwankte sein Körper, der nur noch auf einem Fuße stand, auf dem Schemel, der nur drei Füße hatte; mechanisch wollte er sich an dem Gliedermann halten, verlor das Gleichgewicht und stürzte schwerfällig zu Boden, während der Ton von tausend Glöcken in seinen Ohren wiederhallte.

„Verflucht!“ rief er im Fallen, und blieb, das Gesicht der Erde zugekehrt, wie todt auf dem Boden liegen. In diesem schrecklichen Augenblicke gellte der Schall der Glöcken todverkündend in seinen Ohren; er hörte das teuflische Gelächter der diebischen Rotte und vernahm des Bettelkönigs Stimme: „Hebt mir diesen. Schuft auf und hängt ihn an den Galgen!“

Peter Gringoire erhob sich vom Boden, und als er aufblickte, sah er, daß man bereits den Gliedermann abgenommen hatte, um ihm Platz zu machen.

Man ließ ihn auf den Schemel steigen, der König in eigener Person legte ihm den Strick um den Hals, klopfte ihm freundlich auf die Schulter und sprach: „Gott befohlen, mein Herzenssohn! Du kannst jetzt dem Stricke nimmer entgehen, und wenn Du auch mit dem Magen des Papstes verdauest.“

Das Wort Gnade! erstarb auf den Lippen unseres armen Dichters; er blickte trostlos um sich her, denn auf keinem dieser grinsenden Gesichter erblickte er einen Funken von Mitgefühl.

„Bellevigne de l'Etoile,“ sprach der König zu einem Vagabunden von riesenhafter Gestalt, „steig auf den Querbalken.“

Schnell und gewandt stieg der Riese hinauf, und mit Entsetzen sah ihn Peter Gringoire über seinem Haupte schweben.

„Jetzt,“ fuhr Clopin Trouillefou fort, „sobald ich in die Hände klatsche, wirfst Du, Andry le Rouge, den Schemel um, Du, François Chante-Prune, hängst Dich an die Füße des armen Sünders, und Du, Bellevigne de l'Etoile, steigst auf seine Schultern, und alle Drei zumal, hört Ihr's?“

Dem armen Peter Gringoire lief es eiskalt über den Rücken hinab.

„Seid Ihr fertig?“ fragte der Bettelkönig. Der letzte Augenblick des armen Dichters war nahe.

„Seid Ihr fertig?“ wiederholte Clopin Trouillefou und schickte sich an, mit den Händen zu klatschen. Noch eine Sekunde, und es war um unsern Poeten geschehen.

Plötzlich hielt Clopin Trouillefou, wie von einem schnellen Gedanken ergriffen, inne.

„Halt!“ sagte er, „fast hätte ich vergessen . . . Es ist unter uns gebräuchlich, daß wir keinen Mann hängen, ohne zuvor bei den Weibern Umfrage zu halten, ob ihn eine von ihnen

will. Kamerad, das ist Dein letztes Rettungsmittel, ein Bettelmensch zum Weibe oder den Strick."

Peter Gringoire schöpfte frischen Athem. Zum zweitemale, seit einer halben Stunde, kehrte er in's Leben zurück. Es war aber noch nicht allzusehr darauf zu bauen.

"Holla!" schrie Clopin Trouillefou mit lauter Stimme, „holla! Ihr Weiber und Weiblein, ist unter Euch irgend eine alte oder junge Hexe, die diesen Schlingel zum Manne will? Holla! Kommt und schaut! Ein Mann umsonst! Wer will ihn?"

Unser Peter Gringoire, in seinem kläglichen Zustande, bot nicht den reizendsten Anblick dar; auch schienen die Damen des Königreichs Kauderwelsch den Antrag ihres gnädigsten Souveräns wenig zu beachten.

"Nein! nein!" antworteten viele Stimmen, „knüpft ihn lieber auf, dann haben doch Alle einen Genuß davon!"

Ein Trio dieser Damen trat jedoch aus dem Haufen, den Brautwerber zu beschauen. Die Erste derselben, ein dickes Bettelmensch mit viereckigem Gesicht, musterte ihn und seinen abgeschabten Anzug. Sie warf das Maul auf und sprach: „Alte Wetterfahne! wo hast Du Deinen Mantel?"

„Ich habe ihn verloren,“ erwiderte mit kläglicher Stimme der Poet.

„Deinen Hut?"

„Man hat mir ihn genommen.“

„Deine Börse?"

„Es ist kein Pfennig mehr darin.“

„So laß Dich hängen und bedanke Dich schön dafür!“ sagte die Bettlerin und wendete ihm den Rücken.

Die Zweite, alt, runzlig, von Rauch und Schmutz geschwärzt und so häßlich, daß sie selbst in dem Hofe der Wunder Aufsehen machte, umschlich ihn wie eine Katze, betrachtete ihn

von allen Seiten und entfernte sich dann mit den Worten: „den dürrn Häring mag ich nicht!“

Die Dritte war ein junges Mädchen, ziemlich frisch und nicht allzuhäßlich.

„Rette mich!“ rief ihr der arme Teufel mit gedämpfter Stimme zu.

Sie betrachtete ihn einen Augenblick mit anscheinendem Mitleid, schlug die Augen nieder, spielte an ihrer Schürze und war unschlüssig.

Peter Gringoire folgte allen diesen Bewegungen, die ihm für Leben und Tod entscheidend waren, mit gierigen Blicken.

„Nein!“ sprach endlich das Mädchen, „nein! Guillaume Longue-Joue würde mich prügeln!“ Mit diesen Worten trat sie in den Haufen zurück.

„Kamerad,“ sprach Clopin Trouillesou, „Du hast Unglück!“ Hierauf erhob sich der Bettelkönig aufrecht auf seinem Throne und rief mit der Stimme eines Ausrufers: „Wer will ihn haben? Ist Niemand da? Wer will ihn haben? Zum ersten . . . zweiten . . . zum . . . zum . . . drittenmal!“

Bei diesen Worten machte er einen Knix gegen den Galgen und sagte: „Zum dritten- und letztenmal!“

Bellevisne de l’Etoile, Andry le Rouge und François Chante-Prune näherten sich dem Patienten.

In diesem Augenblicke erhob sich der allgemeine Ruf: „die Esmeralda! die Esmeralda!“

Peter Gringoire schauderte zusammen und wendete das Haupt nach der Seite, woher der Ruf kam. Die Menge öffnete sich, und man erblickte die reizende Gestalt des schönen Zigeunermädchens.

Die Esmeralda! seufzte der arme Poet, dem dieses magische Wort alle Erinnerungen des vergangenen Tages ins Gedächtniß zurückführte.

Dieses seltsame Geschöpf schien bis in den Hof der Wunder die Herrschaft ihres Liebreizes zu erstrecken. Männer und Weiber bildeten eine Reihe, durch welche sie leichten Schrittes hinschwebte, und ihre finsternen Gesichter erheiterten sich bei dem Anblick dieses lieblichen Geschöpfes.

Sie trat auf den armen Peter Gringoire zu, der mehr todt als lebendig war, betrachtete ihn einen Augenblick stillschweigend und sprach dann ernst zu Clopin Trouillefou: „Du willst diesen Menschen hängen lassen?“

„Ja, Schwester,“ erwiderte der Bettelkönig, „es wäre denn, daß Du ihn zum Manne nähmest.“

„Ich nehme ihn,“ sagte sie.

Als unser Dichter dies hörte, glaubte er steif und fest, daß es ihm seit diesem Morgen bloß geträumt habe, und daß er jetzt aus dem Schlaf erwache.

Man nahm ihm den Strick ab und ließ ihn vom Schemel steigen. Er war so erschöpft, daß er sich setzen mußte.

Der Herzog von Aegypten brachte, ohne ein Wort zu sagen, einen irdenen Krug. Das Zigeunermädchen bot ihn dem Dichter mit den Worten dar: „Wirf ihn zu Boden!“

Der Krug zerbrach in vier Stücke.

„Bruder,“ sprach jetzt der Herzog von Aegypten, indem er beiden die Hände auf die Stirne legte, „sie ist Dein Weib; Schwester, er ist Dein Mann, auf vier Jahre.“

X.

Eine Hochzeitnacht.

Nach wenigen Minuten befand sich unser Dichter in einem kleinen gewölbten Zimmer, das gegen den Zugang der Luft wohl verwahrt und wohl geheizt war, und saß vor einem Tische, der zwar noch nicht besetzt war, aber die Aussicht auf einen an der Wand hängenden Speiseschrank darbot, aus dem man nur für die Tafel entnehmen durfte; ein gutes Bett stand in der Ecke, und er befand sich unter vier Augen mit einem schönen Mädchen. Seliger Peter Gringoire! Dieser Wechsel der Dinge gleich einer wahren Verzauberung. Unser Poet begann im Ernst sich für eine Art irrenden Ritters zu halten, an dessen Person die Feen und Zauberer guten und schlimmen Antheil nehmen. Er blickte von Zeit zu Zeit um sich, um den mit zwei geflügelten Genien bespannten Feenwagen zu suchen, der allein vermocht hatte, ihn mit so reißender Schnelligkeit aus dem Tartarus in den Olymp zu bringen. Dann, um diesen magischen Schwung abzufühlen und sich in die Wirklichkeit zurückzusetzen, sah er wieder seinen abgeschabten, zerrissenen Rock an, und dies war der einzige Faden, an dem seine schwankende Vernunft noch festhielt.

Das schöne Zigeunermädchen schien gar nicht auf ihn zu achten; sie ging, kam, verrichtete Dieses und Jenes, plauderte mit ihrer Ziege. Endlich setzte sie sich an den Tisch, und unser Dichter konnte sie mit Muße betrachten.

Je mehr und mehr in seine Träumereien versinkend und nur von Zeit zu Zeit einen Seitenblick auf das Mädchen werfend, sprach er zu sich selbst: Das ist also die Esmeralda! Fürwahr ein himmlisches Geschöpf! Sie tanzt zwar auf der Straße,

aber gleichviel! Sie ist es, die heute meinem Mysterium den Garaus gemacht hat, sie ist es, die diesen Abend mein Leben gerettet hat. Mein böser Genius! Mein guter Engel! In der That ein schönes Weib, und die ganz rasend in mich verliebt sein muß, da sie mich auf solche Weise geheirathet hat! Poß tausend! fügte er, sich besinnend hinzu, ich bin also ihr Mann, obgleich ich nicht recht weiß, wie das zugegangen ist.

Diese Idee im Kopfe und in den Augen, näherte er sich dem Mädchen mit einer so legitimen Galanterie, daß sie vor seinen Blicken zurückwich.

„Was willst Du von mir?“ fragte sie.

„Kannst Du fragen, angebetete Esmeralda?“ antwortete Peter Gringoire mit einem so leidenschaftlichen Ausdrucke, daß er sich über sich selbst wundern mußte.

Das Zigeunermädchen öffnete ihre großen, schwarzen Augen und sprach: „Ich weiß nicht, was Du damit sagen willst.“

„Nun, wahrlich!“ erwiderte der Poet, der immer hitziger wurde und zu bedenken anfing, daß er am Ende doch nur eine Tugend, wie sie im Hofe der Wunder zu finden waren, vor sich habe, „bin ich nicht Dein, bist Du nicht mein, mein süßes Mädchen?“

Mit diesen Worten umfaßte er sie ohne Umstände. Das Nieder der Zigeunerin glitschte in seiner Hand, wie die Haut eines Aals, den man abzieht. Das Mädchen sprang wie eine Gemse von einem Ende des Zimmers zum andern, einen kleinen Dolch in der Hand, stolz und zürnend, mit aufgeworfenen Lippen und offenen Nasenflügeln, mit vor Scham und Wuth brennenden Wangen und Augen, die Blitze von sich schleuderten. Zu gleicher Zeit stellte sich die Ziege auf die Hinterbeine, blöcte und bedrohte unsern Dichter mit ihren spitzen Hörnern. Alles dies war das Werk eines Augenblicks.

Unser Philosoph war wie verzaubert und festgebannt, und

betrachtete mit stieren Blicken bald die Ziege, bald das Zigeunermädchen. Heilige Jungfrau, sprach er für sich, die beiden muß der Teufel gemacht haben!

„Du bist ein fecker Bursche!“ sprach die Zigeunerin zu ihm.

„Aber warum, in's Teufels Namen, hast Du mich denn geheirathet?“

„Sollte ich Dich hängen lassen?“

„Also,“ versetzte der in seinen verliebten Hoffnungen getäuschte Poet, „hattest Du keinen andern Gedanken dabei, als mich vom Galgen zu retten?“

„Welchen andern Gedanken hätte ich denn haben sollen?“

Peter Gringoire biß sich vor Verdruß in die Lippen und sagte: „Ich bin also noch nicht so sieghaft in Cupido's Reiche, wie ich glaubte; aber wozu hat es denn jetzt genügt, den armen Krug zu zerbrechen?“

Inzwischen waren die Hörner der Ziege und Esmeralda's Dolch noch immer zur Vertheidigung gerüstet.

Als unser Philosoph seine Bemühungen fruchtlos sah, ergab er sich mit stoischer Gleichmüthigkeit in den Willen des Schicksals, gedachte in seinem Herzen, daß er ein hungriger Poet sei, und sprach: „Ich schwöre Dir, daß ich Dich ohne Deinen Willen mit keinem Finger berühren will, aber gib mir etwas zu Nacht zu essen.“

Peter Gringoire war ein Philosoph in der Liebe, wie in allen andern Dingen; er konnte capituliren und temporisiren, und ein gutes Nachtessen unter vier Augen schien ihm, besonders wenn er Hunger hatte, ein herrlicher Zwischenakt zwischen dem Prolog und der Entwicklung eines verliebten Abenteuers.

Das Zigeunermädchen antwortete nicht, sie warf den Mund spöttisch auf, hob das Haupt, brach in ein Gelächter

aus, und plötzlich war der kleine Dolch verschwunden, ohne daß unser Dichter sehen konnte, wohin die Biene ihren Stachel versteckte.

Gleich darauf ward die Tafel mit Roggenbrod, einem Stück Speck, einigen gebratenen Äpfeln und einem Krüge Bier besetzt.

Unser Dichter machte sich mit Heißhunger darüber her, und wenn man das Geklapper von Messer und Gabel hörte, die er mit reißender Schnelligkeit handhabte, so hätte man glauben können, die Liebe sei ihm in den Magen gefahren.

Das junge Mädchen, das neben ihm saß, sah ihm stillschweigend zu und war sichtbarlich mit einem andern Gedanken beschäftigt, der bisweilen ein stilles Lächeln auf ihre Lippen brachte, während ihre zarte Hand das kluge Haupt der Ziege streichelte, welche sich zwischen ihre Kniee gepreßt hatte.

Ein gelbes Wachslicht beleuchtete diese Scene der Gefräßigkeit und des träumerischen Nachsinnens.

Nachdem die dringendsten Forderungen des Magens befriedigt waren, schämte sich unser Dichter, daß er von dem ganzen Mahl nur einen einzigen Apfel zurückgelassen habe.

„Willst Du denn gar nichts essen?“ fragte er, freilich allzu spät, das Mädchen.

Sie antwortete mit einem verneinenden Kopfnicken und blickte gedankenvoll zur Decke des Zimmers hinauf.

An was denkt sie wohl? sagte Peter Gringoire für sich und folgte der Richtung ihrer Blicke. Das Fragegesicht des steinernen Zwergs da, der in der Wölbung eingegraben ist, kann doch nichts so Anziehendes für sie haben. Beim Teufel! mit Dem halte ich die Vergleichung noch aus!

Er rief ihr laut zu: „Esmeralda!“

Sie schien ihn nicht zu hören.

Er rief noch lauter: „Esmeralda!“

Vergebens, ihr Geist war anderswo, und Peter Gringoire's Stimme hatte nicht die Macht, ihn zurückzurufen. Glücklicherweise nahm sich die Ziege der Sache an; sie zupfte ihre Gebieterin sanft am Aermel.

„Was willst du, Djali?“ fragte Esmeralda, wie plötzlich aus einem Traume erwachend.

„Sie wird Hunger haben,“ antwortete der Poet im Namen der Ziege.

Esmeralda bröckelte Brod und gab es dem Thier in ihrer hohlen Hand zu fressen.

Damit das Mädchen nicht wieder in ihre Träumereien versinke, wagte unser Peter Gringoire eine kluge Frage: „Du willst mich also nicht zu Deinem Manne haben?“

Esmeralda fixirte ihn mit den Augen und sagte trocken: „Nein!“

„Oder zu Deinem Liebhaber?“

Sie warf den Mund höhniſch auf und sagte: „Nein!“

„Auch nicht zu Deinem Freunde?“

Sie sah ihm fest in die Augen und erwiderte nach augenblicklichem Nachdenken: „Vielleicht!“

Dieses Vielleicht, das den Philosophen so theuer ist, ermythigte unseren Dichter: „Weißt Du,“ fragte er, „was Freundschaft ist?“

„Ja,“ erwiderte das Mädchen, „sie ist Bruder und Schwester, zwei Seelen, die sich berühren, ohne in einander zu fließen, zwei Finger einer Hand.“

„Und die Liebe?“ fuhr der Dichter fort.

„Die Liebe!“ wiederholte sie, und ihre Stimme zitterte und ihr Auge strahlte, „die Liebe macht aus zwei Wesen eines, einen Mann und ein Weib, die sich in einen Engel auflösen, das ist der Himmel.“

Die Straßentänzerin bot in dem Augenblicke, als sie diese

Worte sagte, einen Anblick himmlischer Schönheit dar, die unseren Dichter um so mehr bezauberte, da sie in vollkommenem Einklang mit dem fast orientalischen Schwung ihrer Worte stand. Ihre rosigen Lippen waren halb geöffnet, ihre reine, freie Stirne umwölkte sich je und je nach dem Gange ihrer Gedanken, wie ein Spiegelglas vom Hauche getrübt wird; und unter ihren zu Boden gehsteten schwarzen Augenbraunen schimmerte ein unauslöschbares Licht hervor, das ihrem Profil jene ideale Lieblichkeit gab, welche inzwischen Raphael auf dem Punkt des mystischen Durchschnitts der Jungfräulichkeit, der Mütterlichkeit und der Göttlichkeit wiedergefunden hat.

Der Dichter fuhr zu fragen fort: „Wie muß man denn beschaffen sein, um Dir zu gefallen?“

„Man muß ein Mann sein.“

„Und ich, was bin ich denn?“

„Ein Mann hat den Helm auf dem Haupt, das Schwert in der Faust und goldene Sporen an den Fersen.“

„Gut,“ sprach unser Peter, „ohne Roß kein Mann! Liebst Du irgend Einen?“

„Lieben?“

„Ja, lieben!“

Sie dachte einen Augenblick nach und sagte dann mit eigenthümlichem Ausdruck: „Ich werde das bald wissen.“

„Und warum nicht diesen Abend schon?“ versetzte der zärtliche Poet. „Und warum nicht mich?“

Sie warf ihm einen ernststen Blick zu und sagte: „Ich liebe nur einen Mann, der mich zu schützen vermag.“

Peter Gringoire erröthete, denn augenscheinlich spielte sie auf den geringen Beistand an, den er ihr vor wenigen Stunden in einer bedenklichen Lage zu leisten vermochte. Plötzlich erinnerte er sich der Abenteuer dieser Nacht, schlug sich vor die Stirne und sprach: „Wie dumm! Eigentlich hätte ich damit



anfangen sollen: „Wie bist Du denn den Klauen des garstigen Zwergs entkommen?“

Bei dieser Frage schauderte Esmeralda zusammen: „O, der scheußliche Zwerg!“ sagte sie und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

„Scheußlich ist er,“ fuhr der Poet fort, „aber sage mir, wie Du ihm entkommen bist?“

Esmeralda lächelte, seufzte und schwieg.

„Weißt Du, warum er Dir gefolgt ist?“ fuhr Peter Gringoire fort, um auf einem Umweg auf seine Frage zurückzukommen.

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte sie und fügte lebhaft hinzu: „Aber Du selbst, warum bist Du mir nachgefolgt?“

„Meiner Treu!“ antwortete der ehrliche Peter, „ich weiß es auch nicht.“

Es trat eine Pause ein. Der Dichter klimperte mit dem Messer auf dem Tisch, und die Zigeunerin streichelte ihre Ziege.

„Du hast da ein schönes Thier,“ sagte Peter Gringoire.

„Es ist meine Schwester.“

„Warum nennt man Dich Esmeralda?“

„Ich weiß es nicht.“

Sie zog aus ihrem Busen ein längliches Säckchen, das an einer Kette um ihren Hals hing; dieses Säckchen hatte eine starke Ausdünstung von Campher, war mit grüner Seide bedeckt, und in seiner Mitte hatte es ein großes grünes Glas, das einen Smaragd (émeraude) vorstellte. „Es ist vielleicht deshalb,“ sagte sie, indem sie ihm das Säckchen hinhielt.

Peter Gringoire wollte es mit der Hand fassen.

Sie zog es hastig zurück: „Rühre es nicht an, es ist verzaubert. Du würdest dem Zauber schaden, oder der Zauber Dir.“

„Wer hat es Dir gegeben?“ fragte der neugierige Poet. Sie legte einen Finger auf den Mund und verbarg das Amulet in ihrem Busen.

„Was heißt das Wort: Esmeralda?“

„Ich weiß es nicht!“

„Welcher Sprache gehört es an?“

„Es ist ägyptisch, glaube ich.“

„Das dachte ich doch, Du bist nicht aus Frankreich?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wie alt warst Du, als Du nach Frankreich kamst?“

„Ganz klein.“

„Wann kamst Du nach Paris?“

„Im vergangenen Jahre. Als wir durch die päpstliche Pforte einzogen, sah ich die röthliche Grasämde durch die Luft streichen; es war Ende August und ich sagte: Wir werden einen strengen Winter bekommen.“

„Das war er auch,“ rief der Poet aus, „und ich habe mir mehr als einmal in die Hände gehaucht. Du besitzest also die Gabe der Weissagung?“

„Nein!“

„Ist der Mann, den Ihr den Herzog von Aegypten nennt, das Haupt Eures Stammes?“

„Ja!“

„Nun, und dieser Nämliche hat uns verheirathet,“ sagte der Poet und warf einen schüchternen Blick auf die Schöne.

Sie machte die ihr eigene höhnische Geberde: „Ich weiß nicht einmal Deinen Namen!“

„Oh, wenn es nur daran liegt! Peter Gringoire, Dir zu dienen!“

„Da weiß ich einen schönern,“ sagte sie.

„Verdammte Hexe!“ fuhr der Poet fort, „doch gleichviel, ich will nicht zornig werden. Vielleicht lernst Du mich lieben,

wenn Du mich erst besser kennst; und überhaupt will ich Dir meine Geschichte erzählen."

"Wisse also, daß ich Peter Gringoire heiße und der Sohn eines Pächters aus der Amtei Conesse bin. Als man vor zwanzig Jahren Paris belagerte, haben die Burgunder meinen Vater gehängt, und die Picarden meiner Mutter den Bauch aufgeschnitten. Im sechsten Jahre also, denn ich bin jetzt sechs- undzwanzig Jahre alt, lief ich als eine vater- und mutterlose Waise mit bloßen Füßen auf dem Pflaster von Paris. Wie ich die Zeit vom sechsten bis zum sechzehnten Jahre zugebracht habe, weiß ich mich kaum mehr zu erinnern. Hier warf mir eine Obsthändlerin eine Pflaume, dort eine Gemüsehändlerin einen halbverfaulten Kohlkopf zu; Abends ließ ich mich von der Polizei auffangen, die mich über Nacht einsteckte, und im Gefängniß fand ich einen Bund Stroh zum Liegen. So wurde ich groß und blieb mager, wie Du siehst. Im sechzehnten Jahre dachte ich daran, Etwas zu werden. Ich machte allerlei Versuche: ich wurde Soldat, aber es fehlte mir an Muth; ich wurde Mönch, aber ich war nicht fromm genug; ich wurde Zimmermann, da fehlte es mir an Stärke; ich wollte ein Schulmeister werden, aber ich konnte weder lesen noch schreiben. Nach einiger Zeit nahm ich wahr, daß es mir zu Allem an Etwas fehlte, und da ich einsah, daß ich zu Nichts tauglich sei, so wurde ich ein Dichter. Man kann Poet und Bagabund zugleich sein. Zu meinem Glück lernte ich eines Tages Don Claude Frollo, den hochwürdigen Archidiaconus der Liebfrauenkirche, kennen; er nahm Antheil an mir, und ihm danke ich es, daß ich jetzt ein wahrer Gelehrter bin, der das Latein von Cicero's Officien an bis zum Leichengesang der hochwürdigen Cölestiner aus dem Grunde versteht. Ich bin der Verfasser des Mystariums, das man heute, unter großem Zulauf und Beifall des Volks, im großen überfüllten Saale des Justizpalastes aufgeführt hat. Ich

habe auch ein Buch von sechshundert Seiten über den wunderbaren Kometen des Jahres 1456 geschrieben, worüber ein Mensch närrisch geworden ist. Ich verstehe mich auch ein wenig auf das Geschütz und habe an dem großen Mörser geholfen, der, als man den ersten Versuch damit machte, auf der Brücke von Charenton zersprungen ist und achtzig Personen getödtet hat. Du siehst also, daß ich ein Mann bin, den man brouchen kann, und demnach keine so üble Partie für Dich wäre. Ich verstehe auch allerlei Kunststücke, die Deiner Ziege wohl zu Statten kommen werden, z. B. den Bischof von Paris nachzumachen, und derlei Dinge. Auch werde ich ein schönes Stück Geld für mein Mysterium einnehmen, wenn man mich anders bezahlt. Somit bin ich zu Deinem Befehl, meine Person, mein Geist, meine Wissenschaft, Alles nach Deinem Gefallen, züchtig oder lustig, Mann und Frau, wenn Du willst, oder Bruder und Schwester, wenn es Dir so lieber ist."

Der Philosoph schwieg und wartete auf den Erfolg, den seiner Meinung nach seine wohlgesetzte Rede unfehlbar hervorgebracht haben mußte. Das Mädchen hob ihre schwarzen Augen vom Boden und sagte halb träumend: Phöbus! Hierauf wandte sie sich dem Dichter zu mit den Worten: „Phöbus, was bedeutet das?“

Peter Gringoire, der gerne seine Gelehrsamkeit glänzen ließ, antwortete auf der Stelle: „Das ist ein lateinisches Wort und bedeutet Sonne.“

„Sonne!“ wiederholte sie.

„Es ist der Name eines schönen Bogenschützen, der ein Gott war,“ fügte der Dichter hinzu.

„Ein Gott!“ wiederholte Esmeralda, und in ihrem Tone lag etwas Nachdenkliches und Leidenschaftliches.

In diesem Augenblicke entfiel ihr eines ihrer Armbänder. Der galante Poet bückte sich hastig darnach. Als er den Kopf

wieder erhob, war das Mädchen mit der Ziege verschwunden, und er hörte von Außen den Riegel schließen.

„Hat sie mir doch wenigstens ein Bett dagelassen?“ sagte unser Philosoph.

Er machte die Runde im Zimmer und fand nur eine nicht sehr lange hölzerne Kiste, auf deren Deckel hölzerne Figuren in erhabener Arbeit ausgeschnitten waren. Als er sich auf derselben zum Schlaf ausstreckte, hatte er ungefähr die nämliche Empfindung, wie der Riese Mikromegas, als er die Alpen in ihrer ganzen Länge zur Ruhestätte wählte. Nun, sprach er mit Ergebung, man muß sich begnügen. Es ist freilich eine sonderbare Brautnacht. Schade, es lag in dieser Verheirathung mittelst eines zerbrochenen Kruges etwas Ungefünsteltes und Antediluvianisches, das mir wohlgefiel.

XI.

Claude Frollo.

Sechzehn Jahre vor dem Anfang dieser Geschichte war am Sonntag Quasimodo in der Liebfrauentirche zu Paris, auf dem Brett vor dem Bilde des heiligen Christoph, ein lebendes Geschöpf ausgesetzt worden. An diesem Plage pfl egte man die Findelkinder auszusetzen, bis ein barmherziger Samariter kam, der sie zu sich nahm. Daneben stand ein Opferbeden, in das man Almosen für die verlassenen Geschöpfe warf.

Das lebende Wesen, das am Sonntag Quasimodo des Jahres 1467 auf diesem Brette lag, schien die Neugierde der Gruppe, welche sich um dasselbe gesammelt hatte, in hohem Grade zu erregen. Sie gehörte meist dem schönen Geschlechte an, bestand jedoch fast aus lauter alten Weibern.

In der vordersten Reihe standen vier solche Weiber, die ihrer Kleidung nach irgend einer frommen Gesellschaft angehörten. „Was ist das, Schwester?“ fragte die eine, indem sie auf das kleine Geschöpf deutete, das, durch den Anblick so vieler fremden Gesichter erschreckt, sich auf dem Brett unruhig hin und her wälzte.

„Ich verstehe mich nicht auf Kinder,“ erwiderte die Andere, „aber es ist gewiß eine Sünde, ein solches in Sünden erzeugtes Wesen nur anzusehen.“

„Es ist ein Kind,“ fiel die Dritte ein.

„Es ist ein halber Affe,“ sagte die Vierte.

Jetzt fingen sie Alle zumal an zu reden:

„Ein wahres Scheusal an Häßlichkeit!“

„Es schreit, daß man taub werden möchte!“

„Das ist kein Mensch, aber auch kein Thier; ich glaube fast, daß es von einem Juden und einer Sau ist, irgend etwas Unchristliches, das man in's Wasser oder Feuer werfen sollte.“

„Ich glaube nicht, daß irgend ein Mensch es annehmen wird.“

In der That war dieses kleine Geschöpf, das bereits wenigstens vier Jahre zählte, ein wirkliches Ungeheuer an Häßlichkeit. Seine unförmliche Masse steckte in einem Sack, der ihm bis an den Hals ging; der Kopf war sichtbar, er zeigte einen Wald rother Borsten, ein Auge, einen Mund und Zähne. Das Auge trof, der Mund schrie und die Zähne schienen beißen zu wollen. Der Körper stämpfte unruhig in dem Sack, zur großen Belustigung der Zuschauer.

Eine vornehme, reichgekleidete Dame, ihre sechsjährige Tochter an der Hand, bückte sich zu dem unförmlichen Wesen hinab, wandte den Blick mit Ekel ab und sagte: „In der That, ich glaubte, man setze hier bloß Kinder aus.“ — Sie warf ein Silberstück in das Opferbeden und ging.

Ein ernster, wohlgekleideter Mann, von der sogenannten hohen Bürgerschaft, schritt vorüber. „Findelkind!“ sagte er und bückte sich zu dem Wesen hinab; als er es angesehen hatte, fügte er hinzu: „Offenbar an den Ufern des Flusses Phlegeton gefunden!“

„Es hat nur ein Auge und auf dem andern eine Warze,“ bemerkte eine der Betschwestern.

„Es ist keine Warze,“ erwiderte der Bürger mit großem Ernst, „sondern ein Ei, in dem ein anderer kleiner Teufel steckt, der wieder ein kleines Ei hat, in dem wieder ein kleiner Teufel steckt, und so fort.“

Die Betschwestern wunderten sich darüber sehr und eine derselben fragte: „Was prophezeit Ihr uns von diesem angeblichen Findelkinde?“

„Das größte Unglück,“ versetzte er.

„So wäre es besser,“ riefen viele Zuschauer zumal, „diesen kleinen Höllenbrand ins Wasser oder ins Feuer zu werfen.“ Einige machten bereits Anstalten, diesen Vorschlag zu vollziehen.

Da trat plötzlich ein junger Priester von ernstem Ansehen hinzu, legte die Hand auf das kleine Geschöpf und sprach: „Ich nehme dieses Kind an.“

Er wickelte es in seinen Priesterrock und ging. Eine der Betschwestern neigte sich zu dem Ohre einer andern und sprach: „Habe ich es nicht gesagt, daß dieser junge Priester Claude Frollo ein Herrenmeister ist?“

Claude Frollo gehörte einer jener Familien an, die man hohe Bürgerschaft oder kleinen Adel nannte. Er war von seiner Kindheit an für den geistlichen Stand bestimmt; man lehrte demnach das Kind lateinisch lesen, die Augen niederschlagen und leise reden. Hierauf, als er ein Knabe wurde, mauerte man ihn in das Collegium von Torchi ein. Dort wuchs er mit dem Meßbuch und dem Lexicon auf.

Claude Frollo war ein ernsthafter, fast düsterer Knabe, der eifrig lernte und schnell begriff; er mischte sich selten unter die Spiele seiner Mitschüler und nahm nur lauen Antheil an denselben; dagegen lag er um so fleißiger seinen Büchern ob, und im sechzehnten Jahre hatte er die mystische, die kanonische und die scholastische Theologie inne. Hierauf ging er zum Studium der Rechtsgelehrsamkeit, sodann zu dem der Arzneikunde und der schönen Wissenschaften über. Die alten Sprachen, Lateinisch, Griechisch und Hebräisch, verstand er, was damals eine Seltenheit war, vollkommen. Er hatte ein wahres Fieber, Schätze der Wissenschaft anzuhäufen.

Etwa um diese Zeit führte der außerordentlich heiße Sommer des Jahres 1466 jene große Pest herbei, die allein in der Grafschaft Paris mehr als 40,000 Menschen hinraffte. In der Universitätsstadt verbreitete sich das Gerücht, daß die Straße Tirechappe, wo Claude Frollo's Eltern wohnten, besonders heftig von der Krankheit heimgesucht sei. Der junge Student, durch diese Nachricht bestürzt, lief eilends dem väterlichen Hause zu. Sein Vater und seine Mutter waren bereits den Tag zuvor gestorben, und in der Wiege schrie verlassen ein kleines Kind, sein Bruder. Dies war Alles, was von seiner Familie übrig blieb. Er nahm das Kind auf den Arm und trug es fort.

Bis jetzt hatte der junge Mensch bloß in der Wissenschaft gelebt. Diese Katastrophe führte ihn in das wirkliche Leben ein und war für ihn eine Krisis in seinem Dasein. Waise und Familienhaupt zugleich in seinem neunzehnten Jahre, sah er sich von den Träumereien der Schule in die Wirklichkeiten des Lebens gewaltsam weggezogen. Er, der bis jetzt bloß Bücher geliebt hatte, lernte jetzt andere Gefühle kennen und widmete seine ganze Liebe dem verlassenen Säugling.

Diese Neigung entwickelte sich in seinem so unerfahrenen Herzen bis zu einem seltsamen Grade, sie glich fast einer ersten

Liebe. Von Kindheit an von seinen Eltern getrennt, die er kaum gekannt hatte, festgebannt an seine Bücher, heißhungrig im Lernen, ausschließlich sich den Fortschritten in der Wissenschaft widmend, hatte bis jetzt der arme Schüler noch nicht Zeit gehabt zu untersuchen, ob er auch ein Herz habe. Dieser vater- und mutterlose junge Bruder, dieses kleine Kind, das ihm wie vom Himmel zugefallen war, machte ihn zu einem neuen Menschen. Er überzeugte sich, daß es noch etwas Anderes in der Welt gebe, als theologische Streitfragen und Homerische Verse; daß der Mensch zur Liebe geschaffen sei, und daß ein Leben ohne Liebe und Zärtlichkeit nur ein trockenes, kreischendes Räderwerk ist, das eintönig von der Wiege bis zum Sarge führt. Dies fühlte er jetzt; da er aber noch immer in dem Alter war, wo eine Täuschung bloß durch eine andere verdrängt wird, so bildete er sich ein, daß die Neigungen der Blutsverwandtschaft die einzig nothwendigen seien, und daß die Liebe zu einem kleinen Bruder das ganze Dasein eines Menschen ausfüllen könne.

Der kleine Johannes Frollo war noch ein Säugling, als er seine Mutter verlor. Die Familie besaß in der Nähe des Schlosses Winchester auf einem Hügel eine Mühle; hieher brachte er den Säugling und übergab ihn der Müllerin, die ein Kind von gleichem Alter säugte. Nun theilte er seine Zeit zwischen dem Knaben und seinen Büchern. Seine Fortschritte in den Wissenschaften, seine Verdienste und Glücksstände öffneten ihm alle Pforten der Kirche, und im zwanzigsten Jahre wurde er durch besondere Dispensation des heil. Stuhles zum Priester geweiht. Seine wissenschaftlichen Kenntnisse und sein ernstes Wesen erwarben ihm schnell die Achtung und Bewunderung des Klosters, und von da aus hatte sich sein Ruf als ausgezeichnete Gelehrter unter das Volk verbreitet, das ihn, was damals häufig war, wie jeden ungewöhnlichen Mann, für eine Art Hexenmeister hielt.

Dies war der junge Priester, der zum Erstaunen der Bet-
schweftern den mißgestalteten Findling zu sich nahm. Als er
ihn aus dem Sack zog, fand er ein wahres Ungeheuer an
Häßlichkeit, krumm, verwachsen, einäugig; doch kündigte sein
Geschrei, obgleich man nicht unterscheiden konnte, in welcher
Sprache er stammelte, Gesundheit und Kraft an. Er ließ den
Findling taufen und nannte ihn Quasimodo, entweder weil er
ihn an diesem Tage gefunden hatte, oder um anzudeuten, bis
zu welchem hohen Grade das arme, kleine Geschöpf unvollstän-
dig und gleichsam bloß aus dem Groben geschnitten sei. In
der That war auch unser Quasimodo ein wahrer Quasimodo.

Im Jahre 1482 war Quasimodo, trotz seiner Mißgestalt,
kräftig und lebendig. Seit einigen Jahren war er Glöckner in
der Liebfrauenkirche, Dank seinem Adoptivvater Claude Frollo,
der Archidiaconus derselben geworden war, Dank Herrn Louis
de Beaumont, welcher im Jahre 1472 Bischof von Paris war,
Dank seinem Beschützer Olivier, dem Teufel, Barbier Lud-
wigs XI., der durch die Gnade Gottes König von Frank-
reich war.

Quasimodo war demnach Glöckner in der Liebfrauentirche.
Die Zeit bildete zwischen dem Glöckner und der Kirche ein ge-
wisses inniges Band. Durch seine unbekannte Geburt und
seine Mißgestalt von der übrigen Welt abgeschnitten, hatte sich
der Unglückliche daran gewöhnt, die heiligen Mauern, die ihn
in ihren Schatten aufgenommen, als seine Welt anzusehen.
Die Liebfrauenkirche war für ihn, so wie er allmählig heran-
wuchs, sein Ei, sein Nest, sein Haus, sein Vaterland, seine
Welt. Er kannte jeden Winkel des weiten Gebäudes; es gab
keine Tiefe und keine Höhe der Kirche, wohin der Zwerg nicht
schon gekommen war. Durch die Gewohnheit, alle Räume und
Höhen des gigantischen Gebäudes zu durchklettern und zu über-
springen, war er halb Affe, halb Gemse geworden.

Noch niederer, als sein mißgestalteter Körper, stand die Seele des Zwergs. Mit großer Mühe und Geduld hatte ihn Claude Frollo sprechen gelehrt. Ein neues Unglück und eine neue Gebrechlichkeit trafen ihn im vierzehnten Jahre; das Geläute der Glocken hatte ihn taub gemacht. Die einzige Thüre, welche ihm die Natur nach außen offen gelassen hatte, war jetzt plötzlich und für immer geschlossen. Von nun an konnte kein Strahl von Licht und Freude mehr in die Seele des Zwergs fallen, und sie sank in finstere Nacht. Die Melancholie des elenden Wesens war unheilbar und vollständig, wie seine Mißgestalt. Seine Taubheit machte ihn gewissermaßen stumm, denn von dem Augenblicke an, wo er taub wurde, faßte er, um nicht Andern zum Gelächter zu dienen, den festen Entschluß, nicht mehr zu sprechen, und brach dieses Stillschweigen selten anders, als wenn er allein war. Daher kam es, daß, wenn ihn die Nothwendigkeit zum Reden trieb, seine Zunge ungeschmeidig und schwerfällig war, gleich einer Thüre, deren Angeln eingetrostet sind.

Der Geist verkrüppelt in einem mißgestalteten Körper. Quasimodo fühlte kaum etwas in sich, das von Ferne einer Seele glich. Die äußeren Eindrücke erlitten eine bedeutende Strahlenbrechung, bevor sie zu seinem Denkvermögen gelangten. Nachdem eine Idee durch seinen Kopf gegangen war, kam sie ganz verwirrt aus demselben heraus. Die Betrachtung, die aus dieser eigenthümlichen Strahlenbrechung hervorging, war nothwendig divergent und abschweifend. Daher tausend optische Täuschungen, tausend Verwirrungen im Urtheil, tausend Abschweifungen des Gedankens, bald unklug, bald stumpfsinnig. Die erste Wirkung dieser unglücklichen Organisation war, daß sie den Blick trübte, den er auf die Dinge warf. Er erlangte fast nie eine unmittelbare Berührung mit denselben. Die Außenwelt erschien ihm um Vieles weiter entfernt, als uns.

Die zweite Wirkung seines Unglücks war, daß es ihn böseartig machte. Er war böseartig, weil er roh, er war roh, weil er häßlich war. Es war eine Logik in seiner Natur, wie in der unseren.

Seine auf so außerordentliche Weise entwickelte Stärke war eine weitere Ursache seiner Böseartigkeit. *Malus puer robustus.*

Im Uebrigen war ihm seine Böseartigkeit nicht angeboren. Von seinem ersten Auftreten an unter den Menschen sah er sich verachtet, verhöhnt, mit Ekel abgestoßen. Die menschliche Stimme hatte für den Unglücklichen keine anderen Worte, als Verhöhnung oder Verwünschung. Er wuchs heran und fand nur Haß und Verachtung um sich her. Er nahm sie in sich auf und stritt nun mit derselben Waffe, mit der man ihm Wunden geschlagen hatte.

So mied nun der Zwerg den Umgang mit den Menschen, die düstern Mauern seiner Kirche genügten ihm. Die Marmorbilder darin höhnten, die Heiligen, die Bischöfe verspotteten ihn nicht und blickten ihn stets mit demselben unbeweglichen, wohlwollenden Auge an. Die Statuen mißgestalteter Dämonen glichen ihm zu sehr, um ihn hassen zu können. Die Heiligen waren seine Freunde und segneten ihn. In dieser einsamen Bilderswelt lebte der Zwerg. Stundenlang konnte er vor einer Bildsäule stehen und mit ihr plaudern. Ueberraschte ihn Jemand bei diesem Gefose, so entfloß er, wie ein Liebhaber vor den Blicken der Lauscher.

Die Kirche war seine Welt und die Glocken seine Kinder; diese liebte er am meisten, er sprach mit ihnen, er liebte sie, diese nämlich Glocken, die ihn taub gemacht hatten. Oft liebt eine Mutter das Kind am meisten, das sie mit Schmerzen geboren.

Die Stimme der Glocken war noch der einzige Laut, der die Ohren des tauben Zwerges durchdrang. Darum war auch

die große Glocke sein Lieblingskind. Diese große Glocke hieß Marie. Quasimodo hatte fünfzehn Glocken auf seinen Thürmen, aber die große Marie war sein Liebling.

Die großen Festtage, wo man mit allen Glocken läutete, waren für ihn Tage des Hochgenusses. Wenn die Stunde schlug, eilte er schneller auf den Glockenthurm hinauf, als ein Anderer heruntergestiegen wäre. Athemlos trat er in die lustige Kammer der großen Glocke, betrachtete sie einen Augenblick mit den wohlwollenden Blicken eines Vaters, redete sie sanft an, streichelte sie mit der Hand, wie man einem Renner den Hals klopft, bevor er seinen Wettlauf beginnt. Hierauf rief er seinen Gehülfen im untern Stockwerke zu, das Läuten zu beginnen. Sie hingen sich an das Seil, und die ungeheure Maschine begann sich langsam zu bewegen. Quasimodo, zitternd vor Freude, folgte ihr mit den Blicken. Der Balken, auf dem er gestiegen war, erzitterte unter dem ersten Schlag der Glocke. Quasimodo baumelte mit ihm. Baumle! Baumle! schrie er mit wahnsinnigem Gelächter. Immer schneller, immer lauter ertönte der Schlag der Glocke, immer flammender wurden die Augen des Zwergs. Jetzt läuteten alle Glocken zumal, der Thurm zitterte unter ihrem Schall. Quasimodo schäumte, ging, kam, zitterte mit dem Thurme von oben bis unten. Die Glocke, losgelassen, durch die Lüfte saugend, gab jene weithalenden Töne von sich, die man auf vier Stunden Weges hört. Quasimodo stellte sich vor ihre offene Kehle, schlürfte mit Wollust ihren betäubenden Hauch ein. Dies war die einzige Stimme, die er hörte, der einzige Ton, der das allgemeine Stillschweigen um ihn her unterbrach. Plötzlich ergriff ihn die Tollwuth der Glocke, aus seinen Augen sprühte ein irres Feuer, er lauerte auf den Rückschwung der Glocke, wie die Spinne auf eine Fliege, und warf sich dann plötzlich mit vollem Leibe auf sie hin. Jetzt, über dem Abgrund schwebend, mit dem reißenden Schwung

der Glocke dahingerissen, faßte er das eberne Ungeheuer am Dehr, umschlang es mit seinen Knien, spornte es mit seinen Fersen und verdoppelte auf solche Weise, mit dem ganzen Stoß und Gewicht seines Körpers, den mächtigen Schwung der Glocke. Der Thurm schwankte, der zauberhafte Zwerg schrie und grinste mit den Zähnen, seine rothen Borsten sträubten sich aufwärts, seine Brust pochte wie ein Hammer, sein Auge strömte Flammen aus, die ungeheure Glocke schien unter ihrem Reiter zu stöhnen; das war nicht mehr die Glocke der Liebfrauenkirche, noch Quasimodo, es war ein Traum, ein Sturm, eine Windsbraut, der auf dem Geräusch reitende Schwindel, ein auf dem Kreuz eines Flügelrosses angeklammerter Dämon, ein seltsamer Centaur, halb Mensch, halb Glocke.

Das Dasein dieses ungewöhnlichen Wesens flößte der ganzen Kirche einen gewissen Lebenshauch ein. Der Aberglaube der Menge schrieb ihm eine magische Kraft zu, welche alle Steine des alten Gebäudes zu beleben, die tausend Bildsäulen in Bewegung zu setzen und die Mauern der Kirche bis in den Grund zu erschüttern vermöge. In der That war auch die Kirche von Quasimodo wie von einem spiritus familiaris besessen und erfüllt. Ueberall und zu allen Zeiten sah man ihn, er schien sich zu vervielfältigen. Bald erblickte man mit Schauern auf der höchsten Spitze eines Thurmes einen seltsamen Zwerg, der emporstieg, auf allen Vieren kroch, und über dem äußeren Rande schwebte, von Gestein zu Gestein sprang und endlich in dem hohlen Leib einer Gorgone mit den Händen wühlte: es war Quasimodo, der ein Rabennest ausnahm. Bald stieß man in einem finstern Winkel der Kirche auf eine Art lebender Chimäre, die trübsinnig in einer Ecke kauerte: es war Quasimodo in Gedanken. Bald sah man in einem Glockenthurme einen mißgestalteten Zwerg am Seile hängen: es war Quasimodo, der die Vesper oder das Angelus einläutete. In Aegypten

würde man ihn für den Gott des Tempels gehalten haben, im Mittelalter hielt man ihn für den bösen Geist desselben.

XII.

Der Hund und sein Herr.

Nur ein einziges menschliches Wesen gab es, das Quasimodo von seinem Menschenhass ausnahm, und das er ebenso sehr, vielleicht noch mehr, liebte als seine Kirche: es war Claude Frollo.

Das war ganz einfach. Claude Frollo hatte ihn an Kindesstatt angenommen, ernährt, erzogen. Als er noch ein kleiner Knabe war, suchte er Schutz zwischen den Beinen des Priesters, wenn ihn bellende Hunde und böse Jungen verfolgten. Claude Frollo hatte ihn Lesen und Schreiben gelehrt. Claude Frollo hatte ihn zum Glöckner der Liebfrauenkirche gemacht.

In der That war auch die Dankbarkeit des Zwergs gegen seinen Wohlthäter leidenschaftlich und grenzenlos, und obgleich sein Adoptivvater fast immer ein ernstes und strenges Gesicht zeigte, obgleich die Worte, die er sprach, gewöhnlich kurz, hart und gebietend waren, so hatte sich doch die Dankbarkeit des Zwergs noch nie einen einzigen Augenblick verläugnet. Der Archidiaconus besaß in Quasimodo den unterwürfigsten Sklaven, den gelehrigsten Diener, den wachsamsten Bullenbeißer. Bald nachdem der arme Glöckner taub geworden war, hatte sich zwischen ihm und Claude Frollo eine geheimnißvolle, nur ihnen verständliche Zeichensprache gebildet, auf solche Weise war der Archidiaconus das einzige menschliche Wesen, mit dem Quasimodo in Verbindung geblieben war.

Nichts gleich der Herrschaft des Archidiaconus über den Glöckner, nichts der Ergebenheit des Glöckners gegen den Archidiaconus. Nur eines Zeichens seiner Hand hätte es bedurft, so würde sich der Zwerg von der Höhe des höchsten Thurmes der Liebfrauenkirche herabgestürzt haben. Die physische Kraft, die sich bei Quasimodo so außerordentlich entwickelt hatte, diente mit blindem Gehorsam dem überlegenen Geiste des Priesters.

Im Jahre 1482 war Quasimodo etwa 20, Claude Frollo ungefähr 36 Jahre alt.

Claude Frollo war nicht mehr der einfache Schüler im Collegium Torchi, der zärtliche Beschützer eines Säuglings, der junge, träumerische Philosoph, der Vieles wußte und dem das Meiste verborgen war. Er war jetzt ein ernster, strenger, finsterner Priester, Archidiaconus und zweiter -Amtsgehilfe des Bischofs. Die Chorknaben zitterten vor ihm, wenn er unter dem Bogengewölbe der Liebfrauenkirche einherschritt, langsam, majestätisch, gedankenvoll, mit gekreuzten Armen, das Haupt so tief auf die Brust herabbeugend, daß man nichts vom Gesichte, und nur seinen kahlen Kopf sah.

Claude Frollo hatte übrigens immer noch den Wissenschaften und der Erziehung seines jungen Bruders, diesen beiden Aufgaben seines Lebens, obgelegen. Die Zeit aber hatte einige Bitterkeit in diesen süßen Kelch gegossen. Der kleine Johannes Frollo, von der Mühle, auf der er als Kind lebte, der Mühlenhans genannt, hatte die Richtung nicht angenommen, die ihm sein älterer Bruder geben wollte. Claude Frollo wünschte einen frommen, gesetzten, lernbegierigen Jüngling. Der widerspenstige Geist des Knaben aber wendete sich der Faulheit, Unwissenheit und Lieberlichkeit zu. Es war ein wahrhaftiger kleiner Teufel, höchst ungezogen, worüber der Archidiaconus die Stirne runzelte, aber äußerst spaßhaft und possirlich, worüber selbst der ernste Priester öfters lachen mußte. Claude Frollo hatte

seinen Bruder in das nämliche Collegium von Torchi geschickt, in welchem er selbst seine Jugendjahre im Studium und in der Furcht Gottes zugebracht hatte, und es schmerzte ihn, daß dieses Heiligthum der Wissenschaften, sonst so geehrt durch den Namen Frollo, nun Schande an ihm erleben sollte. Er hielt von Zeit zu Zeit dem kleinen Johannes sehr lange und ernste Straßpredigten, die dieser anhörte und vergaß. Aus Verdruß darüber warf sich der Archidiaconus mit um so größerem Eifer in die Arme der Wissenschaften, wurde immer gelehrter und mithin immer strenger als Priester und immer düsterer als Mensch. Nachdem er den gewöhnlichen Kreis der Gelehrsamkeit erschöpft hatte, warf sich sein unerfättlicher Heißhunger auf die geheimen Wissenschaften, auf Astrologie und Alchymie. Der Aberglaube der Menge stempelte ihn zum Hexenmeister, obgleich die Nekromantie und selbst die weiseste und unschuldigste Magie keinen heftigeren Gegner, keinen unerbittlicheren Richter hatte. Gleichwohl beharrte das Publikum, wie es immer pflegt, auf seinem einmal gefaßten Vorurtheil: Quasimodo war ein Teufel aus der Hölle, Claude Frollo ein Hexenmeister. Augenscheinlich war der mißgestaltete Glöckner nichts anderes, als der höllische Diener des Archidiaconus, der ihm eine festgesetzte Zeit lang zu Willen war, hernach aber seine arme Seele an Zahlungsstatt hinnahm und zur Hölle führte.

Der Archidiaconus und sein Glöckner waren wenig beliebt beim Volke. Wenn sie zusammen ausgingen, was öfters geschah, mußten sie manches höhnische Wort anhören und manchen Schabernack erdulden. Bald setzte ein Gassenjunge Haut und Knochen an das unaussprechliche Vergnügen, dem buckligen Zwerg eine Nadel in seinen Höcker zu stoßen; bald streifte ein freches Weibsbild an der schwarzen Kutte des Priesters an und lachte ihm unter die Nase; bald rief ihnen ein Trupp alter Weiber zu: „Da gehen ihrer Zwei, der Eine ist an der Seele

verwahrloßt, wie der Andere am Körper!" Bald schrie sie ein Haufen Studenten an: „Eia! eia! Claudius cum claudo!“

XIII.

Der Abt von St. Martin.

Der wissenschaftliche Ruf des gelehrten Archidiaconus hatte sich weit verbreitet. Er zog ihm einen Besuch zu, den er lange im Andenken behielt.

Eines Abends hatte er sich in seine Zelle im Kloster unserer lieben Frau zurückgezogen. Diese Zelle bot, außer einigen gläsernen Flaschen, die mit feinem Pulver gefüllt waren, nichts Seltsames oder Geheimnißvolles dar. Hier und da erblickte man auf der Mauer einige Inschriften, aber es waren bloß wissenschaftliche oder fromme Denksprüche aus guten Schriftstellern. Der Archidiaconus saß beim Scheine einer kupfernen Lampe an einem mit Manuscripten bedeckten Tische. Sein Ellenbogen war auf ein altes Manuscript gestützt und er blätterte mit tiefem Nachdenken in einem gedruckten Folioband, der einzigen Druckschrift, welche sich in der Zelle befand.

Ein Klopfen an der Thüre störte ihn in seinen Träumen. „Wer ist da?“ schrie er mit der Stimme eines bellenden Hundes, den man von seinem Knochen aufschreckt.

„Euer Freund Jacques Coictier,“ antwortete man von außen.

Der Archidiaconus öffnete die Thüre, und der Leibarzt des Königs, ein Mann von etlich und fünfzig Jahren, trat herein; ihm folgte ein Zweiter.

„Helfe mir Gott, meine Herren,“ begrüßte sie der Archi-

diaconus, „wenn ich in so später Stunde noch einen so ehrenvollen Besuch erwartete.“

„Es ist nie zu spät, einen so großen Gelehrten, wie Don Claude Frollo ist, zu besuchen.“

Hierauf begann zwischen dem Arzt und dem Priester ein Austausch höflicher Redensarten, wie sie damals als Eingang jeder Unterhaltung zwischen Gelehrten üblich waren. Der Archidiaconus wünschte dem gelehrten Arzt Glück zu den vielen zeitlichen Vortheilen, welche ihm, in seiner so beneideten Laufbahn, jede Krankheit des Königs eingebracht hatte.

„In der That,“ sprach er mit seiner Fronie, „ich habe mit Vergnügen erfahren, daß Euer Nefse Bischof von Amiens geworden ist.“

„Durch die Gnade und Barmherzigkeit Gottes,“ antwortete der Leibarzt mit Salbung; „ich danke Euch, Herr Archidiaconus.“

„Wie weit ist Euer neues Haus gediehen? Es ist ein wahres Louvre.“

„Lieber Heiland, dieses verdamnte Gebäude kostet mich mein Schmalz; je größer das Haus wird, um so leerer wird mein Beutel.“

„Oh,“ erwiederte der Priester, „der ist noch lange nicht erschöpft.“

Auf solche Weise dauerte dieses Zwiegespräch noch eine Zeit lang fort, und der Archidiaconus entwickelte darin jenen sardonischen Ton, dessen sich überlegene Geister gegenüber der zeitlichen Wohlfahrt eines Alltagsmenschen zu bedienen pflegen. Der Arzt nahm den Spott des Priesters als baare Münze hin.

„Wie geht es denn,“ fragte Claude Frollo weiter, „mit Eurem königlichen Kranken?“

„Wenn er nur seinen Arzt besser bezahlte,“ erwiederte der Doktor mit einem Seitenblick auf seinen Gefährten.

„Meint Ihr, Gevatter?“ sagte dieser.

Dies war das erste Wort, das der Unbekannte hören ließ.

„Don Claude,“ sprach der Leibarzt, „ich habe Euch einen Collegen gebracht, den Euer wissenschaftlicher Ruf begierig machte, Euch zu sehen.“

„Der Herr ist ein Gelehrter?“ fragte der Archidiaconus und warf einen durchdringenden Blick auf ihn. Er begegnete unter den Augbraunen des Unbekannten einem nicht minder stehenden Auge, als das seinige war. So weit sich beim düsteren Scheine der Lampe erkennen ließ, war der Fremde etwa 60 Jahre alt, von mittlerer Größe und kränklichem, leidendem Aussehen. Der Unbekannte nahm nun selbst das Wort und sagte in ernstem Tone zu dem Archidiaconus: „Ehrwürdiger Meister, Euer Ruf ist bis zu mir gedrungen und ich bin gekommen, Euch um Rath zu fragen. Ich bin nur ein armer Edelmann aus der Provinz, der nicht werth ist, die Schürriemen der Gelehrten aufzulösen. Ich heiße Gevatter Tourangeau.“

Sonderbarer Name für einen Edelmann! dachte der Priester. Inzwischen fühlte er, daß ihm ein Wesen von ernstem und kräftigem Gepräge gegenüberstehe. Der Instinkt seiner hohen Einsicht ließ ihn errathen, daß unter der Pelzmütze, die der Gevatter Tourangeau trug, ein nicht minder fähiger Kopf stecke. Das spöttische Lächeln, das die Gegenwart des Doctors Jacques Coictier bei ihm erweckt hatte, verschwand allmählig von seinen Lippen. Ernst und schweigend, die Stirne in der flachen Hand, setzte er sich in seinen großen Lehnstuhl. Nach einigen Augenblicken des Nachdenkens gab er den beiden Gästen ein Zeichen, sich zu setzen.

„Ihr kommt, mich um Rath zu fragen, Meister,“ sagte er zu dem Unbekannten, „und worüber?“

„Ehrwürdiger,“ erwiderte der Gevatter Tourangeau, „ich

bin krank, sehr krank. Man hält Euch für einen großen Aesculap, und ich möchte ein medizinisches Gutachten von Euch haben."

"Arzneikunde!" sagte der Archidiaconus und zuckte die Achseln. „Gevatter Tourangeau, drehet Euern Kopf, und Ihr werdet meine Antwort dort auf die Mauer geschrieben finden."

Der Gevatter Tourangeau wendete das Haupt seitwärts und las folgende in die Mauer gegrabene Inschrift:

Die Arzneiwissenschaft ist die Tochter der Träume.

Der Leibarzt hatte schon die Frage seines Begleiters mit Verdruß vernommen; diese Antwort des Archidiaconus mußte seinen Aerger noch erhöhen. Er neigte sich zum Ohre des Gevatters Tourangeau und flüsterte ihm leise zu: „Ich hatte Euch ja vorhergesagt, daß er ein Narr sei."

„Dieser Narr könnte sehr leicht Recht haben, Doktor Jakob," erwiderte der Gevatter Tourangeau mit einem bitteren Lächeln.

„Wie es Euch gefällig ist," versetzte der Leibarzt trocken.

Hierauf wendete er sich an den Archidiaconus mit den Worten: „Ihr habt ja gleich ausgelegt, Don Claude Frollo, und seid mit Hippocrates eben so bald fertig, als ein Affe mit einer Haselnuß. Die Arzneiwissenschaft ein Traum! Wißt Ihr, daß Euch die Apotheker steinigen werden, wenn sie das erfahren. Ihr läugnet also den Einfluß der Tränke auf das Blut, und des Balsams auf das Fleisch! Ihr läugnet jene ewige Pharmacie der Blumen und der Metalle, welche man die Welt nennt, ausdrücklich geschaffen für jenen ewigen Kranken, der Mensch heißt."

„Ich läugne," erwiderte kalt der Archidiaconus, „weder die Pharmacie noch die Kranken, sondern den Arzt."

„Es ist also nicht wahr," fuhr der Doktor heftig fort, „daß die Gicht eine innerliche Plecte ist, daß man eine Schußwunde

durch Auflegung einer gebratenen Maus heilt, daß ein in alte Adern eingegossenes junges Blut den Körper verjüngt? es ist nicht wahr, daß zweimal zwei vier macht, und daß der Emprosthonoz auf den Opisthathonoz folgt?"

„Es gibt gewisse Dinge, über die ich nach meiner Weise denke,“ antwortete trocken der Priester.

Der Leibarzt wurde roth und blaß vor Zorn.

„Ruhig, Doktor Jakob, der Archidiaconus ist unser Freund,“ sagte der Gevatter Tourangeau.

„Ein Narr ist er!“ murmelte der Arzt zwischen den Zähnen.

„Ihr seid mir da gewaltig in die Quere gekommen, Meister Claude,“ fuhr der Gevatter Tourangeau fort. „Ich hatte zwei Consultationen an Euch zu stellen: die eine meine Gesundheit, die andere meine Constellation betreffend.“

„Lieber Herr,“ versetzte der Priester, „wenn das Eure Absicht war, so hättet Ihr Euch die Mühe ersparen können, meine Schneckenreppe heraufzusteigen. Ich glaube weder an Arzneiwissenschaft, noch an die Astrologie.“

„Wirklich!“ rief der Gevatter Tourangeau verwundert aus.

Der Leibarzt zwang sich zu einem gewaltsamen Lachen.

„Jetzt werdet Ihr einsehen,“ sagte er leise zu seinem Begleiter, „daß er ein Narr ist, er glaubt nicht an Astrologie!“

„Wie kann man sich nur einbilden,“ fuhr Claude Frollo fort, „daß jeder Strahl eines Sterns ein Faden sei, der sich an das Haupt eines Menschen knüpft?“

„Und woran glaubt Ihr denn?“ rief der Gevatter Tourangeau aus.

Der Priester blieb einen Augenblick unschlüssig, dann sprach er mit einem düstern Lächeln: „Credo in Deum.“

„Dominum nostrum,“ fügte der Gevatter Tourangeau hinzu, indem er das Zeichen des Kreuzes machte.

„Amen!“ sagte der Arzt.

„Ehrwürdiger Meister,“ fuhr der Gevatter fort, „es freut mich von Herzen, Euch so gläubigen Gemüths zu finden; aber seid Ihr denn bis zu diesem Punkte der Gelehrsamkeit gelangt, daß Ihr nicht mehr an die Wissenschaft glaubt?“

„Nein,“ erwiderte der Priester, und ein Strahl der Begeisterung glänzte in seinem Auge, „nein, ich läugne die Wissenschaft nicht. Ich bin nicht durch die zahllosen Verzweigungen der dunkeln Höhle des Wissens gegangen, ohne in weiter Ferne ein Licht, eine Flamme, den Widerschein der leuchtenden Werkstätte zu erblicken, wo die nie rastende Weisheit Gott in seinem Mittelpunkt aufgefunden hat.“

„Welche Wissenschaft aber,“ fragte der Gevatter Tourangeau, „haltet Ihr für wahr und sicher?“

„Die Alchymie.“

„Die Alchymie,“ schrie der Leibarzt, „hat allerdings ihren guten Grund, aber warum verleumdet Ihr die Medicin und die Astrologie?“

„Ein Nichts, Eure Wissenschaft des Menschen! Ein Nichts, Eure Wissenschaft des Himmels!“ sprach der Priester mit gebietendem Wesen.

„Das heißt auf das hohe Ross steigen, Epidaurus und Chaldäa zumal!“ sagte der Doktor spottend.

„Hört, Meister Jakob, und ärgert Euch nicht. Welche Wahrheit habt Ihr, ich will nicht sagen, aus der Medicin, denn das wäre allzu lächerlich, sondern aus der Astrologie gezogen? Führt mir die Eigenschaften des senkrecht en Bustrophedon, den Erfund der Zahl Ziruph und der Zahl Zephiro an.“

„Wollt Ihr,“ versetzte der Doktor, „die sympathetische Kraft der Clavicula läugnen und bestreiten, daß von ihr die Cabalistik ausgeht?“

„Ihr irrt Euch, Meister Jakob, keine Curer Formen führt zur Wirklichkeit. Die Alchymie hingegen hat ihre unbestrittenen

Entdeckungen. Wollt Ihr Ergebnisse läugnen, wie die folgenden sind: das während tausend Jahren unter der Erde eingeschlossene Eis verwandelt sich in Felskrystall. Das Blei braucht bloß vier Perioden, je von zweihundert Jahren, um allmählig von Blei in rothen Arsenik, von rothem Arsenik in Kupfer, von Kupfer in Silber überzugehen. Sind das nicht lanter Thatfachen? Hingegen an die Clavicula, an die Linie der Hand und an die Gestirne zu glauben, ist eben so lächerlich, als wenn man glaubt, daß sich ein Vogel in einen Maulwurf verwandle."

"Ich habe die Hermetik studirt," schrieb der Arzt, "und ich bekräftige . . ."

Der streitfertige Priester ließ ihn nicht zum Worte kommen: "Und ich, ich habe die Medicin, die Astrologie und die Hermetik studirt. Hier allein ist Wahrheit, hier allein ist Licht!"

Mit diesen Worten nahm er die oben erwähnte, gläserne, mit einem feinen Pulver gefüllte Flasche zur Hand und fuhr begeistert fort: "Hippokrates ein Traum; Urania ein Traum; Hermes ein Gedanke! Das Gold ist die Sonne. Goldmachen heißt Gott sein. Dies ist die einzige Wissenschaft. Ich bin in die Tiefen der Medicin und Astrologie gedrungen, ein Nichts, ein Nichts sage ich Euch! Der menschliche Körper: Dunkelheit! Die Gestirne: Dunkelheit!"

Der Priester fiel in der Stellung eines Begeisterten auf seinen Lehnstuhl zurück. Der Gevatter Tourangeau betrachtete ihn stillschweigend. Der Leibarzt murmelte für sich: Ein Narr! Ein Narr!

"Und," fragte plötzlich der Gevatter Tourangeau, "seid Ihr zum Ziele gelangt, habt Ihr Gold gemacht?"

"Hätte ich Gold gemacht," sagte langsam und feierlich der Priester, "so würde der König von Frankreich Claudius heißen, nicht Ludwig."

Gevatter Tourangeau runzelte die Stirne.

„Was sage ich da?“ unterbrach sich der Priester selbst mit einem Lächeln der Verachtung. „Was sollte mir dieser Thron von Frankreich, wenn ich das morgenländische Kaiserreich wieder errichten könnte!“

„Das lasse ich gelten!“ sagte der Gevatter.

„Ach, der arme Narr,“ murmelte der Arzt.

Der Priester fuhr in tiefen Gedanken und, als ob er allein wäre, zu sich selbst sprechend, fort: „Aber nein, ich kriechen noch, Kniee und Gesicht sind mir wund von den Steinen der unterirdischen Bahnen. Zur Betrachtung möchte ich gelangen, und es leuchtet mir nur ein ferner Schimmer! Ich bin ein armer Schüler in der großen Wissenschaft!“

„Und wenn Ihr zur Betrachtung gelangt sein werdet,“ fragte der Gevatter, „könnt Ihr dann Gold machen?“

„Wer mag daran zweifeln?“

„In diesem Falle, unsere liebe Frau weiß, wie nöthig ich das Geld brauche, möchte ich wohl in Euren Büchern lesen lernen. Sagt mir doch, ehrwürdiger Meister, ist Eure Wissenschaft unserer lieben Frau nicht mißfällig oder feindlich?“

„Bin ich nicht Erzpriester der Kirche unserer lieben Frau!“ versetzte der Archidiaconus mit ruhiger Würde.

„Das ist wahr, mein Meister. Nun, wenn es Euch gefällt, so weihet mich in die Anfangsgründe Eurer Wissenschaft ein.“

Der Archidiaconus nahm die majestätische und priesterliche Haltung eines Samuel an: „Alter Mann, es erfordert mehr Jahre, als Dir noch übrig sind, in die Tiefen der verborgenen Weisheit zu dringen. Dein Haupt ist schon sehr grau! Man betritt ihr Heiligthum mit schwarzen Haaren, und mit schneeweißem Haupte geht man heraus. Treibt Dich aber unüberwindliche Lust, das Alphabet der Weisen zu entziffern, so will

ich Dein Lehrer sein. Ich verlange nicht von Dir altem Manne, daß Du die Grabgewölbe der Pyramiden besuchst, noch den steinernen Thurm von Babel, noch den Marmortempel von Eflinga. Ich selbst habe weder die chaldäischen Mauern, noch Salomons Tempel gesehen. Wir müssen uns mit den Fragmenten des Buches von Hermes begnügen. Ich werde Dir die Bildsäule des heiligen Christoph, das Gleichniß vom Säemann, und das Symbolum der beiden Engel erklären, die am Eingang der heiligen Kapelle stehen, und deren einer seine Hand in einem Gefäß, der andere in einer Wolke hat . . .“

„Erras, amice Claudi!“ fiel der Arzt triumphirend ein. „Das Symbol ist nicht die Zahl. Ihr nehmt Orpheus für Hermes.“

„Ihr selbst irrt,“ erwiderte ernst der Priester. „Dädalus ist der Grundstein, Orpheus die Mauer, Hermes das Gebäude, das Ganze. Ihr könnt kommen, wann Ihr wollt,“ fuhr er, zu dem Gevatter Tourangeau gewendet, fort, „ich werde Euch die Hieroglyphen am Hospital Saint-Gervais, an den Vorderseiten von Saint-Comé, von Sainte-Genéviève, von Saint-Martin und Saint-Jacques kennen lehren . . .“

„Was sind denn das für Bücher?“ unterbrach ihn der Gevatter Tourangeau, der ihn nicht zu verstehen schien, mit Ungeduld.

„Ich will Euch,“ erwiderte der Priester, „ein solches Buch zeigen.“

Mit diesen Worten öffnete er das Fenster seiner Zelle und deutete mit dem Finger auf den ungeheuren Umriss der Liebfrauenkirche, die ihren weiten Schatten in die Nacht warf, und mit ihren beiden Thürmen als eine zweiköpfige Sphinx, mitten in der Stadt thronend, erschien.

Der Archidiaconus betrachtete eine Zeitlang stillschweigend das gigantische Gebäude, dann legte er mit einem Seufzer

seine rechte Hand auf die Druckschrift, die offen auf dem Tische lag, streckte die linke gegen die Liebfrauenkirche aus und sagte traurig: „Diese Buchstaben werden diese Steine tödten!“

Der Arzt schlug schnell den Titel des Buches nach und rief: „Was ist denn das so Furchtbare: Glossa in epistolas D. Pauli. Norimbergiae, - Antonius Koburger, 1474. Das ist ja von Peter Lombard und längst bekannt. Etwa weil es gedruckt ist?“

„Du hast es gesagt,“ antwortete der in tiefes Nachdenken versunkene Priester. Dann fügte er in geheimnißvollem, prophetischem Tone hinzu: „Das Kleine wird das Große überwinden, ein Zahn wird Felsen und Mauern zermalmen. Der Schnemmon tödtet das Krokodil des Nils, der Schwertfisch den Riesen des Meeres, die Buchstaben der Druckschrift werden die Kirche tödten!“

Die Abendglocke des Klosters fing an zu läuten, als der Arzt seinen ewigen Refrain wiederholte: „Er ist ein Narr!“

Diesmal antwortete ihm der Gebatter Tourangeau: „Ich glaube es selbst!“

Die Stunde hatte geschlagen, wo kein Fremder im Kloster bleiben durfte. Die beiden Gäste beurlaubten sich.

„Meister,“ sagte der Gebatter Tourangeau, „ich liebe die Gelehrten und großen Geister, und Euch insbesondere. Kommt morgen in den Palast von Tournelles und fragt nach dem Abt von St. Martin.“

Der Archidiaconus begriff endlich mit Staunen, wer der Gebatter Tourangeau sei, und erinnerte sich der Stelle aus Saint-Martin de Tours: Abbas beati Martini, scilicet Rex Franciae, est canonicus de consuetudine et habet parvam praebendam quam habet sanctus Venantius et debet sedere in sede thesaurarii.

Von dieser Zeit an hatte, wie man versichert, der Archi-

diakonus häufige Zusammenkünfte mit Ludwig XI., und sein Einfluß überwog fast den von Oliver, dem Teufel, und Jacques Coictier, dem Leibarzt.

XIV.

Der Buchstabe tödtet den Stein.

Der Buchstabe tödtet den Stein! Dieser Gedanke hat zwei Seiten. Er deutet den Schreden des Priesterthums vor der Buchdruckerkunst an, den Abscheu des finstern Priesters vor Gutenbergs leuchtender Presse. Die Kanzel und das Manuscript, das gesprochene und das geschriebene Wort, kommen in Aufruhr gegen das gedruckte Wort. Das ist die Bestürzung und der Meid eines Sperlings, der den Engel Legion seine sechs Millionen Flügel entfalten sieht. Es ist der Schrei eines Propheten, der bereits die entfesselte Menschheit rübrig und stürmisch erblickt, der voraussieht, wie der Verstand den Glauben untergraben, die Welt das römische Joch abschütteln wird. Prognostikon eines Philosophen, der den durch die Presse beflügelten menschlichen Gedanken dem dumpfen Kerker der Theokratie entfliehen sieht! Eine Macht muß der andern weichen: Die Presse tödtet die Kirche.

Dies war der erste und in die Augen fallendste Gedanke: es gibt aber noch einen zweiten, der nicht bloß dem Priester, sondern dem Philosophen und dem Künstler angehört. Es war die Voraussicht, daß der menschliche Gedanke, indem er die Form wechselte, auch die Art des Ausdrucks wechseln würde, daß die Hauptidee jeder Generation nicht mehr mit dem nämlichen Stoff und in der nämlichen Form sich aufzeichnen, daß

das steinerne Buch, das so fest und dauerhaft ist, dem papiernen Buche, das noch fester und dauerhafter ist, weichen werde. In dieser Beziehung hatten die prophetischen Worte des Archidiaconus den zweiten Sinn: daß eine Kunst eine andere Kunst stürzen, daß die Buchdruckerkunst die Baukunst tödten werde.

Seit dem Anfang aller Dinge bis zum fünfzehnten Jahrhundert des christlichen Zeitraums einschließlich, ist die Baukunst das große Buch der Menschheit, der Hauptausdruck des Menschen in den verschiedenen Zuständen seiner Entwicklung, sei es als Kraft, sei es als Einsicht.

Nachdem das Gedächtniß der ersten Geschlechter sich überladen fühlte, nachdem von Geschlecht zu Geschlecht die Tradition so schwerfällig und verwirrt wurde, daß das nackte und flüchtige Wort sie nicht mehr getreu überliefern konnte, schrieb man die Geschichte in den mütterlichen Boden der Erde auf die sichtbarste, dauerhafteste und natürlichste Weise: man besiegelte jede Tradition durch ein Monument.

Die ersten Monumente waren einzelne Felsstücke, welche, wie Moses sagt, das Eisen nicht berührt hatte. Die Architektur begann wie jede Schrift. Sie war zuerst Alphabet. Man pflanzte einen Stein aufrecht in die Erde, das war ein Buchstabe, und jeder Buchstabe war eine Hieroglyphe, und auf jeder Hieroglyphe ruhte eine Gruppe Ideen, wie das Kapital auf einer Colonne. So machten es die ersten Geschlechter, überall, zu gleicher Zeit, auf dem ganzen Umkreis der Erde. Man findet den aufgerichteten Stein der Celten im asiatischen Sibirien und in den Pampas von Südamerika.

Später machte man Worte. Man baute Stein auf Stein, man verband diese Silben von Granit unter einander, das Wort versuchte einige Combinationen. Der Dolmen und der Cromlech der Celten, der etruscische Tumulus, der hebräische Galgal sind Worte. Einige, besonders der Tumulus, sind

Eigennamen. Manchmal sogar, wenn man viele Steine und einen weiten Umkreis hatte, schrieb man eine Phrase. Der ungeheure Steinhaufe von Carnac ist schon eine ganze Formel.

Endlich schrieb man Bücher. Die Traditionen hatten Symbole erzeugt, unter denen sie verschwanden, wie der Stamm des Baumes unter seinen Blättern. Alle diese Symbole, welchen die Menschheit Glauben schenkte, häuften sich an, vermehrten, verwickelten sich je mehr und mehr. Die ersten Monumente hatten nicht mehr Raum genug, sie zu fassen. Raum drückte diese Denkmäler noch die ursprüngliche Tradition aus, gleich ihnen einfach, nackt und erst der Erde entwachsen. Das Symbol fühlte das Bedürfniß, sich auf dem Gebäude bemerklich zu machen. Jetzt entwickelte sich die Architektur mit dem menschlichen Gedanken: sie wurde ein tausendköpfiger und tausendarmiger Riese und befestigte diese schwankende Symbolik unter einer ewigen, sichtbaren, fühlbaren Form. Während Dädalus, der die Kraft ist, maß, während Orpheus, der die Einsicht ist, sang, sah man den Pfeiler, der ein Buchstabe, die Arkade, die eine Silbe, die Pyramide, die ein Wort ist, durch das doppelte Gesetz der Poesie und der Geometrie in Bewegung gesetzt, sich ordnen, zusammensfügen, tief in der Erde wurzeln, hoch in die Wolken steigen, bis unter der Eingebung der Hauptidee einer Epoche jene wunderbaren Bücher geschrieben waren, die zugleich wunderbare Gebäude sind: die Pagode von Ellinga, der Khamseion von Aegypten, Salomo's Tempel.

Die Uridee, das Wort, war nicht bloß im Innern aller dieser Gebäude, sondern auch in der Form. Salomo's Tempel war nicht bloß der Einband des heiligen Buches, sondern das heilige Buch selbst. Auf jedem seiner concentrischen Umkreise konnten die Priester das vor Augen gelegte Wort lesen, und so folgten sie seinen Umwandlungen von Heiligthum zu Heiligthum bis in das Allerheiligste. Das Wort war im Innern

des Gebäudes eingeschlossen, aber sein Bild war auf der Außenseite, wie das menschliche Gesicht auf dem Sarge einer Mumie.

Aber nicht allein die Form der Gebäude, sondern auch ihre Lage gab den Gedanken kund, den sie darstellten. Je nachdem das darzustellende Symbol heiter oder ernst war, krönte Griechenland seine Berge mit einem harmonisch in's Auge fallenden Tempel, grub Indien die seinigen tief in die Erde ein und meißelte unter dem Boden jene ungestalten, von gigantischen steinernen Elephanten getragenen Pagoden.

So war, in den ersten sechstausend Jahren der Welt, seit der entferntesten Pagode Hindostans bis zur Kathedralkirche von Köln, die Architektur die große Schrift des menschlichen Geschlechts. Dies ist so wahr, daß nicht bloß jedes religiöse Symbol, sondern auch jeder menschliche Gedanke in diesem unermesslichen Buche sein Blatt und sein Denkmal hat.

Jede Civilisation beginnt mit der Theokratie und endigt mit der Demokratie. Dieses Gesetz der Freiheit, das auf die Einheit folgt, ist in der Architektur verzeichnet. Die Baukunst vermag mehr, als bloß Tempel zu bauen, die priesterliche Mythe und Symbolik auszudrücken, die geheimnißvollen Gesetzestafeln ihren steinernen Blättern in Hieroglyphen einzuverleiben. In jeder menschlichen Gesellschaft tritt ein Augenblick ein, wo das geheiligte Symbol sich abnützt und durch den freien Gedanken verwischt wird, wo der Mensch sich der Macht des Priesters entzieht, wo die wuchernde Philosophie an der Religion nagt; in diesem Augenblicke könnte sich dann die Architektur nicht mehr dem neuen Zustande des menschlichen Geistes weihen, ihre Blätter blieben leer, ihr Werk wäre mangelhaft, ihr Buch unvollständig. Dem ist aber nicht so.

Das Mittelalter, in welchem wir klarer sehen, weil es uns näher liegt, mag uns zum Beispiel dienen. Während seiner ersten Periode, als die Theokratie ein neues Europa schuf,

als der Vatikan über den Trümmern des heidnischen Roms die Elemente eines christlichen Roms um sich her sammelte, als das Christenthum aus den Trümmern der untergegangenen Civilisation eine neue hierarchische Welt aufbaute, deren Schlußstein das Priestertum war, erstand auf den Ruinen der griechischen und römischen Baukunst jene geheimnißvolle römische Architektur, Schwester der theokratischen Gebäude Aegyptens und Indiens, unverilgbares Emblem des reinen Katholicismus, unverwischbare Hieroglyphe der päpstlichen Einheit. Der Hauptgedanke jener Zeit ist in dem düstern römischen Styl verzeichnet. Man fühlt darin überall die unbegrenzte Gewalt, die Einheit, das Unergründliche, das Unbedingte, Gregor VII. Ueberall der Priester, nirgends der Mensch, überall die Kaste, nirgends das Volk!

Jetzt kommt die Zeit der Kreuzzüge. Sie ist eine große volkstümliche Bewegung, und jede Bewegung, die sich über ganze Völker erstreckt, was auch ihre Ursache und ihr Zweck sein mag, entwickelt am letzten Ende den Geist der Freiheit. Ein neuer Zeitpunkt der Geschichte entwickelt sich. Wir treten in die stürmische Periode der Jacquerien und der Liguen ein. Die Macht wird erschüttert, die Einheit zersplittert. Die Feudalität will mit der Theokratie theilen; dann kommt das Volk und eignet sich den Löwenantheil zu. Quia nominor leo. Dem Priestertum entspriest das Adelthum, dem Adelthum das Bürgerthum. Europa's Anblick hat sich geändert, mit ihm der Anblick der Architektur. Zugleich mit der Civilisation hat sie das Blatt gewendet, und der neue Geist der Zeit findet sie bereit, unter seiner Eingebung zu schreiben. Sie hat aus den Kreuzzügen das Bogengewölbe mitgebracht, die Völker, die Freiheit. Während Rom allmählig in sich zerfällt, geht die römische Architektur unter. Die Hieroglyphe verläßt die Kathedralen, um die Burgen des Adels mit prangenden Wappen

auszumalen. Die Liebfrauenkirche selbst, dieses ehemals so dogmatische Gebäude, jetzt von der Bürgerschaft, von der Gemeinde, von der Freiheit eingenommen, entgeht der Gewalt des Priesters und fällt dem Künstler anheim. Der Künstler baut sie nach seiner Weise. Um das Mysterium, um die Mythe, um den Glauben ist es jetzt geschehen. Laune und Phantasie richten ihr Reich auf. Dem Priester gehört der Raum der Kirche und der Altar, dem Künstler die vier Mauern. Das Buch der Baukunst gehört nicht mehr dem Priesterthum, der Religion, dem römischen Stuhle an, sondern der Einbildungskraft, der Dichtkunst, dem Volke. Daher die reißenden und unzählbaren Umwandlungen jener nur 300 Jahre alten Architektur, die um so auffallender sind nach der einer Stockung ähnlichen Unbeweglichkeit der römischen Baukunst, die sechs bis sieben Jahrhunderte zählt. Die Kunst schreitet mit Riesenschritten einher. Volksthümliches Genie und Originalität besorgen den Dienst, den sonst die Bischöfe thaten. Jedes vorübergehende Geschlecht beschreibt ein Blatt des neuen Buches, wischt auf den Giebeln der Kathedralen die alten römischen Hieroglyphen aus, und kaum erblickt man noch unter dem neuen Symbol hie und da die alte Glaubenslehre. Das volksthümliche Gewand läßt kaum errathen, daß hier die Gebeine der Religion begraben liegen. Kaum kann man sich einen Begriff von den Freiheiten machen, welche jetzt die Architekten gegen die Kirche selbst sich erlauben. Hier zügellose Haufen von Mönchen und Nonnen, schmächtig zusammengekuppelt. Dort des Urvaters Noah erster Rausch und seine Folgen, weiter ein bacchischer Mönch mit Eselsohren und das Glas in der Hand, seiner christlichen Gemeinde unter die Nase lachend! In dieser Epoche bestand für den in Stein geschriebenen Buchstaben eine Freiheit, die der jetzigen Freiheit der Presse ganz vergleichbar ist. Es war die Freiheit der Architektur.

Diese Freiheit ging sehr weit. Bisweilen stellte ein Portal, eine Façade, eine ganze Kirche, einen symbolischen Sinn dar, der dem bestehenden Kultus ganz fremd, sogar feind war. Schon im dreizehnten Jahrhundert schrieb Wilhelm von Paris, im fünfzehnten Nicolaus Flamel solche aufrührerische Blätter in Stein. Sanct Jakob am Schlachthause war eine vollständige Oppositionskirche.

Der menschliche Gedanke hatte damals keine andere Freiheit als diese, und sprach sich sonst nirgends aus, als in jenen Büchern, die man Gebäude nannte. Wäre er auf Papier geschrieben gewesen, so würde ihn die Hand des Henkers auf öffentlichem Plage verbrannt haben. Da ihm nur der einzige Weg offen war, sich Luft zu machen, so betrat er ihn von allen Seiten. Daher jene unermessliche Anzahl von Kathedralen in Europa, so groß, daß man es kaum glauben kann, selbst wenn man sie gezählt hat. Alle materiellen, alle intellektuellen Kräfte der Staatsgesellschaft lehrten sich dem nämlichen Punkte zu: der Architektur. Unter dem Vorwande, Gott Kirchen zu bauen, entwickelte sich die Kunst in erstaunlicher Weise.

Wer damals mit einem poetischen Geiste geboren war, wurde Architekt; das in den Massen zerstreute, auf allen Seiten von der Feudalität, wie von einer Testudo eherner Schilde, unterdrückte Genie entwickelte sich, da es keinen anderen Ausgang fand, in der Baukunst, und seine Glieder nahmen die Form von Kathedralen an. Alle anderen Künste gehorchten und dienten der Baukunst. Die Architekten waren die Meister des großen Werkes. Der Architekt, der Dichter, der Meister, vereinte in seiner Person die Bildhauerei, die ihm seine Façaden meißelte, die Malerei, die ihm seine Gläser färbte, die Musik, die seine Glocken läutete und seinen Orgeln den Wind einhauchte. Selbst die arme, eigentlich sogenannte Poesie, die beharrlich in den Manuscripten vegetirte, mußte sich, um doch etwas zu bedeuten,

unter die Architektur in poetischer oder prosaischer Form einreihen und ihre Denkprüche in Stein ausbauen lassen. Die nämliche Rolle hatten des Aeschylus Tragödien in den priesterlichen Festen Griechenlands, die Genesis in Salomo's Tempel gespielt.

Bis auf Gutenberg also war die Architektur die Hauptschrift, die allgemeine Schrift. Dieses steinerne Buch beginnt im fernen Morgenlande, zieht sich durch die griechische Welt hin, und das Mittelalter hat sein letztes Blatt geschrieben. Dieses Phänomen einer volksthümlichen Baukunst, welche auf die Architektur einer Rasse folgt, wie wir im Mittelalter sehen, ist übrigens nicht neu, und zeigt sich in den anderen großen Epochen der Geschichte mit einer den menschlichen Einsichten entsprechenden Bewegung. So in dem Orient, dieser Wiege der Urzeit, nach der hinduischen Architektur die phönizische Baukunst, diese reiche Mutter der arabischen Architektur; im Alterthum nach der ägyptischen Baukunst die griechische Architektur; in den neueren Zeiten nach der römischen Architektur die gothische Baukunst. In den drei älteren Schwestern, der hinduischen, ägyptischen und römischen Architektur, findet man das nämliche Symbol wieder: die Theokratie, die Einheit, die Rasse, das Dogma, die Mythe, Gott; in den drei jüngeren Schwestern, der phönizischen, griechischen und gothischen Baukunst: die Freiheit, das Volk, den Menschen.

Mag er sich Bramine, Magus oder Pabst nennen, so fühlt man in den hinduischen, ägyptischen und römischen Gebäuden immer den Priester, nichts als den Priester. Anders die volksthümlichen Architekturen: sie sind reicher und weniger heilig. In der phönizischen Baukunst fühlt man den Kaufmann, in der griechischen den Republikaner, in der gothischen den Bürger.

Die allgemeinen Kennzeichen jeder theokratischen Architektur

sind der Stillstand, der Abscheu vor jedem Fortschritt, die Erhaltung der Traditionen, das fortwährende Biegen aller Form des Menschen und der Natur nach den unverständlichen Launen des Symbols. Es sind räthselhafte Bücher, welche bloß die Eingeweihten zu entziffern vermögen. Jede Form, selbst jede Unförmlichkeit, hat einen Sinn, der sie heilig und unverletzlich macht. Der Stillstand ist ihr Leben, jede Vervollkommnung eine Gottlosigkeit. Die theokratischen Gebäude sind von der Unbiegsamkeit des Dogma, wie von einer zweiten Versteinerung, überzogen.

Die allgemeinen Kennzeichen der volksthümlichen Architektur dagegen sind Mannigfaltigkeit, Fortschritt, Originalität, Reichtum, unaufhörliche Bewegung. Sie haben sich schon so weit von der Religion losgemacht, um auf ihre Schönheit bedacht zu sein, um ohne Unterlaß ihr Gewand von Statuen und Arabesken zu pflegen und zu verbessern. Sie gehören dem Jahrhundert an, sie haben etwas Menschliches, das sie dem göttlichen Symbol beifügen, unter dessen Einfassung sie noch erscheinen. Daher jeder Seele, jeder Einsicht, jeder Einbildungskraft zugängliche Gebäude, noch symbolisch zwar, aber leicht faßlich wie die Natur. Zwischen der theokratischen und volksthümlichen Architektur ist ein Unterschied, wie zwischen einer heiligen und einer gewöhnlichen Sprache, wie zwischen einer Hieroglyphe und der Kunst, wie zwischen Salomo und Phidias.

Aus allem Diesem ergibt sich, daß bis zum fünfzehnten Jahrhundert die Architektur das Hauptbuch der Menschheit war, daß in diesem Zeitraum kein irgend etwas verwickelter Gedanke erschien, der sich nicht zum Gebäude erhob, daß jede volksthümliche Idee, wie jedes religiöse Gesetz, ihre Monumente hatte; daß endlich das menschliche Geschlecht nichts Wichtiges dachte, was es nicht in Stein geschrieben hätte. Und warum? — Weil

jeder Gedanke, sei er religiös oder philosophisch, sich verewigen will, weil die Idee, welche eine Generation in Bewegung gesetzt hat, noch auf ferne Geschlechter wirken und ihre Spur in der Geschichte zurüchlassen will. Welche gebrechliche Unsterblichkeit ist aber ein Blatt Papier, ein Manuscript! Ein weit festeres und dauerhafteres Buch ist ein Gebäude. Das geschriebene Wort zu vernichten, bedarf es bloß einer Fackel und eines fanatischen Muselmanns. Um das in Stein gebaute Wort niederzureißen, bedarf es einer Umwälzung des Staats oder der Natur. Die Barbaren sind über das Colyseum weggeschritten, die Sündfluth hat vielleicht die Pyramiden überspült.

Im fünfzehnten Jahrhundert ändert sich Alles. Der menschliche Geist entdeckt ein Mittel, sich nicht nur dauerhafter, als die Architektur, sondern auch einfacher und leichter zu verewigen. Die Architektur wird von ihrem Throne geworfen. Auf Orpheus steinerne Buchstaben folgen Gutenbergs bleierne.

Der Buchstabe tödtet den Stein!

Die Erfindung der Buchdruckerkunst ist das größte Ereigniß in der Geschichte. Sie ist die Mutter der Revolution. Sie ist ein neuer Mund der Menschheit, ein neues Kleid des menschlichen Gedankens, das letzte Hautabstreifen jener symbolischen Schlange, welche seit Adam die Einsicht repräsentirt.

Unter der gedruckten Form ist der menschliche Gedanke unvergänglicher als je; er hat Flügel, keine Macht vermag ihn zu greifen und zu vernichten. Er fliegt mit der Luft des Himmels dahin. Zur Zeit der Architektur machte er sich zum Berge und setzte sich mächtig fest an Einem Orte und in Einem Jahrhundert. Jetzt ist er ein Vogel mit tausendfältigem Gefieder, nach allen Winden fliegend, alle Theile der Luft und des Raums zumal einnehmend.

Der menschliche Gedanke stand fest auf festem Grunde und in dauerhaften Massen, die Buchdruckerkunst aber hat ihn erst

unsterblich gemacht. Ein Gebäude, wie fest es sei, kann man niederreißen, wie will man aber die Ubiquität vernichten? Ein Berg ist längst verschwunden unter den Wellen einer Sündfluth, aber die Vögel fliegen noch, und wenn sie auf der Oberfläche der allgemeinen Wasserfluth nur eine einzige Arche erblicken, so lassen sie sich darauf nieder, überleben mit ihr, wohnen dem Falle der Wasser bei, und das neue Geschlecht, das aus diesem Chaos ersteht, erhält, lebend und geflügelt, den Gedanken der untergegangenen Welt. Wenn man erwägt, daß diese Art des Ausdrucks nicht nur die dauerhafteste, sondern auch die einfachste, die bequemste, die praktikabelste ist, daß sie keinen großen Troß mit sich führt und keines schwerfälligen Rüstzeuges bedarf, wenn man bedenkt, daß der Gedanke, der sich in Stein ausspricht, fünf bis sechs andere Künste, Tonnen Goldes, einen Berg von Steinen, einen Wald von Zimmerholz, eine Legion Arbeiter, in Bewegung setzen muß, wogegen der Gedanke, der sich zum Buche macht, nur etwas Dinte und Druckerschwärze bedarf, so wird man sich nicht mehr wundern, daß die menschliche Einsicht von der Architektur zur Buchdruckerkunst übergegangen ist.

Im sechzehnten Jahrhundert geht das Reich der Baukunst zu Ende. Von dem Augenblicke an, wo sie nur noch eine Kunst, wie jede andere, wo sie nicht mehr die Hauptkunst, die souveräne Kunst, die tyrannisirende Kunst ist, hat sie nicht mehr die Kraft, die anderen Künste in ihrem Dienste zurückzuhalten. Sie emancipiren sich, brechen das Joch der Architektur, gehen ihren eigenen Weg. Jede von ihnen gewinnt bei dieser Trennung. Vereinzelt macht groß. Die Meißelei wird Bildhauerkunst, das Bilderwesen Malerei, der Canon Musik. Man könnte es ein Weltreich nennen, das beim Tode seines Alexanders zerfällt und dessen Provinzen sich zu Königreichen erheben! Daher Raphael, Michel Angelo, Jean Goujon, Palestrina,

diese glänzenden Gestirne am leuchtenden Himmel des sechzehnten Jahrhunderts!

Zugleich mit den Künsten macht sich allerwärts der Gedanke frei. Die Urheber der Ketzereien im Mittelalter hatten bereits dem Katholicismus tiefe Wunden geschlagen. Das sechzehnte Jahrhundert vernichtet die religiöse Einheit. Ohne die Buchdruckerkunst wäre die Reformation ein Schisma geblieben, die Presse hat sie zur Revolution gemacht. Nehmt die Presse weg, so entzieht ihr der Ketzerei ihren Hebel. Mag man es ein Unglück, mag man es eine Fügung der Vorsehung nennen, Gutenberg ist Luthers Vorläufer.

Nachdem die Sonne des Mittelalters untergegangen, das gothische Genie am Horizont der Kunst für immer erloschen ist, verschwindet allmählig die Architektur mit ihr. Das gedruckte Buch zernagt, unterfrisst, stürzt das Gebäude. Die Architektur wird immer hinsfälliger und farbloser. Sie ist kleinlich, ärmlich, nichtig. Sie drückt nichts mehr aus, nicht einmal das Andenken der Kunst einer anderen Zeit. Auf sich selbst beschränkt, von den anderen Künsten verlassen, weil der menschliche Gedanke sie aufgegeben hat, sammelt sie die Handwerker um sich, weil sie keine Künstler mehr hat. Aller Schwung, alle Originalität, alles Leben, alle Einsicht ist verschwunden. Wie eine jämmerliche Bettlerin, von Werkstätte zu Werkstätte, von Copie zu Copie, schleppt die Baukunst ihr elendes Leben dahin.

Alles Leben ist von der Architektur zur Presse übergegangen. Während die Baukunst sinkt, erhebt sich die Buchdruckerkunst. Das Kapital an Kräften, das sonst der menschliche Gedanke an Gebäude verwendete, gibt er jetzt für Bücher aus. Vom sechzehnten Jahrhundert an überragt die Presse die Architektur, bekämpft und tödtet sie. Im siebzehnten Jahrhundert ist sie schon siegreich, souverän, kräftig genug, um der Welt das Fest eines großen literarischen Jahrhunderts zu geben.

Im achtzehnten Jahrhundert ergreift sie, in Gestalt der leichten Waffe Voltaire's, Luthers altes Schlachtschwert wieder zum Kampfe mit dem alterthümlichen Europa. Als die letzte Stunde des vergangenen Jahrhunderts schlug, lag das alte Europa in Trümmern. Das neunzehnte Jahrhundert wird ein neues Europa aufbauen.

XV.

Das unpartheiische Urtheil.

Am 7. Januar 1482 wurde im Chatelet, wie üblich, offene Sitzung gehalten. Der Saal war klein, nieder und gewölbt. Eine Tafel, mit ausgeschnitzten Lilien verziert, stand am äußersten Ende, dem Eingange gegenüber; ein großer hölzerner Lehnstuhl, für den Prevot bestimmt, war unbesezt; links von demselben auf einer Bank saß der Auditor, Meister Florian; unter ihm der Gerichtschreiber, die Feder in der Hand. Gegenüber, vor den hölzernen Schranken, standen die Zuschauer. Im Saale selbst, vor der Thüre, vor den Schranken sah man eine Menge Sergenten sich bewegen und ihren Dienst verrichten.

Meister Florian Barbedienne, Auditor am Chatelet, war taub. Dieser Fehler hat bei einem Richter nicht viel zu bedeuten, Meister Florian richtete darum nicht minder gut, und zwar ohne Appellation. Es ist hinreichend, wenn ein Richter sich nur das Ansehen gibt zuzuhören, und Meister Florian erfüllte diese Bedingung, die einzig wesentliche einer guten Rechtspflege, um so besser, als seine Aufmerksamkeit durch kein Geräusch gestört werden konnte.

Im Uebrigen hatte er unter den Zuhörern einen unerbitt-

lichen Kritiker seiner Handlungen und Geberden an unserem guten Freunde Johannes Frollo de Molendino, der überall zu finden war, nur in den Hörsälen der Lehrer nicht.

„Siehe da,“ sagte er zu Robin Poussépain, die Scene, die vor ihren Augen aufgeführt wurde, commentirend, „siehe da, Jehanneton du Buiffon! Bei meiner armen Seele, der alte Esel verurtheilt sie! Er ist eben so blind als taub! Fünfzehen Sous soll das schöne Kind bezahlen, weil sie zwei Pater-noster getragen hat.“

„Ei! Zwei Edelleute unter diesem Gesindel! Corpus Christi! Sie haben gewürfelt! Wann werde ich doch einmal unsern Rektor hier erblicken! Hundert Pfund Strafe für den König unseren Herrn! Ich will mein Bruder, der Archidiaconus, werden, wenn mich das abhält zu spielen, zu spielen bei Tage, zu spielen bei Nacht, zu leben im Spiel, zu sterben im Spiel, und am letzten Ende meine arme Seele zu verspielen!“

„Heilige Jungfrau, wie viele Mädchen! Ein ganzer Schafstall voll! Ich kenne sie alle, so wahr Gott lebt! Zehn Sous Strafe, ihr Kofetten! Das wird Euch lehren, goldene Leibgürtel zu tragen!“

„Aufgepaßt, Robin Poussépain! Wen bringen sie denn jetzt, daß so viele Sergenten auf den Beinen sind? Beim Jupiter! die ganze Meute ist in Bewegung! Das muß das Hauptstück der Jagd sein! Ein Keuler! Hercle! Es ist unser Fürst von gestern, unser Narrenpabst, unser Glöckner, unser Einäugiger, unser Budliger, unser Fragengesicht, unser Quasimodo!“

Es war Quasimodo, gebunden und unter starker Bedeckung. Es lag übrigens, seine Mißgestalt ausgenommen, in Quasimodo nichts, was diesen ungewöhnlichen Aufwand von Spießen, Büchsen und Schwertern rechtfertigte; er war düster, schweigsam und ruhig. Kaum warf von Zeit zu Zeit sein einziges Auge einen zornersfüllten Blick auf die Bande, die ihn fesselten.

Inzwischen blätterte Meister Florian in der gegen Quasimodo vorliegenden Klage, die ihm der Gerichtsschreiber darreichte. Diese Vorsicht brauchte er bei jedem Verhör; er lernte dadurch die Namen, Qualitäten und Vergehungen des Beschuldigten kennen, machte voraussichtliche Antworten auf vorausgesehene Fragen, und arbeitete sich so durch alle Schwierigkeiten des Verhörs durch, ohne daß man seine Taubheit allzusehr gewahr wurde. Das Protocoll war für ihn der Hund des Blinden. Wenn zufällig durch irgend eine unpassende Anrede oder eine unverständliche Frage seine Taubheit sich kundgab, so hielten die Einen dies für tiefe Gelehrsamkeit, die Anderen für Dummheit. Meister Florian gab sich so viele Mühe, seine Taubheit zu verhehlen, daß es ihm meistens gelang. Dieser Erfolg machte ihm selbst Illusion, was übrigens leichter ist, als man glaubt, denn alle Budligen gehen mit erhobenem Haupte, alle Stammelnden schreien und alle Tauben sprechen leise. Daher hatte sich Meister Florian endlich überredet, daß sein Ohr bloß ein wenig rebellisch sei.

Nachdem er nun Quasimodo's Sache wohl aufgefaßt und sich einverleibt hatte, bog er das Haupt rückwärts und schloß die Augen zur Hälfte, um sich ein majestätisches und unparteiisches Ansehen zu geben, so daß er jetzt sowohl blind als taub war, ohne welche doppelte Bedingung es keinen vollkommenen Richter gibt. In dieser richterlichen Haltung begann er das Verhör!

„Guer Name?“

Hier trat ein durch das Gesetz nicht vorausgesehener Fall ein, nämlich, daß ein Tauber einen Tauben zu verhören hatte.

Quasimodo, der nichts von der an ihn gerichteten Frage hörte, starrte vor sich hin und antwortete nicht.

Der Richter, gleichfalls taub und von der Taubheit des Delinquenten nicht unterrichtet, glaubte, daß er geantwortet

habe, wie gewöhnlich alle Befragten thun, und fuhr in seiner mechanischen und stupiden Weise fort:

„Gut! Euer Alter?“

Quasimodo antwortete eben so wenig auf diese Frage. Der Richter glaubte sie beantwortet und fuhr fort:

„Jetzt, Euer Stand?“

Immer das nämliche Stillschweigen.

Die Zuschauer sahen sich unter einander an und kicherten.

„Gut,“ fuhr der taube Richter ungestört fort, indem er voraussetzte, daß der Angeklagte seine dritte Frage beantwortet habe; „Ihr seid vor uns angeklagt: primo, nächtlicher Ruhestörung; secundo, unehrbaren Angriffs auf die Person eines närrischen Weibsbilds; tertio, des Widerstands und Aufruhrs gegen die Bogenschützen der königlichen Leibwache. Erklärt Euch über alle diese Punkte. Gerichtschreiber, habt Ihr die Antworten aufgeschrieben, welche der Angeklagte bis jetzt gegeben hat?“

Auf diese unpassende Frage erhob sich ein allgemeines Gelächter im ganzen Saale, so heftig, so toll, daß es selbst den beiden Tauben nicht entgehen konnte. Quasimodo zuckte die Achseln und blickte verachtungsvoll um sich. Meister Florian, gleich ihm verwundert, bildete sich ein, daß irgend eine unehrerbietige Antwort des Angeklagten das Gelächter der Zuhörer erregt habe, und fuhr ihn mit den Worten an:

„Du Schuft, Du hast hier eine Antwort gegeben, die den Strick verdiente!“

Dieser Ausfall war nicht geeignet, der allgemeinen Lustigkeit Einhalt zu thun, sondern erregte ein convulsivisches Gelächter, das durch den ganzen Saal lief und alle Anwesenden ohne Ausnahme ansteckte. Die beiden Tauben allein stimmten nicht mit ein. Der Richter, immer erbitterter, glaubte im nämlichen Tone fortfahren zu müssen, in der Hoffnung, dadurch

dem Angeklagten einen heilsamen Schrecken, und den Zuhörern den nöthigen Respekt einzuflößen.

„Du heilloser und verkehrter Bursche!“ redete er den Delinquenten an, „Du erlaubst Dir ein solches Benehmen gegen den Auditor des Chatelet! Weißt Du, daß ich Florian Barbedienne heiße und Stellvertreter des Herrn Prevot bin?“

In diesem Augenblicke trat der Prevot, Robert d'Estoutville, in eigener Person in den Saal, wodurch die Rede seines Auditors unterbrochen wurde. Meister Florian stürmte ihm sogleich entgegen und redete ihn mit den Worten an: „Gnädiger Herr, ich bitte um exemplarische Bestrafung des hier gegenwärtigen Angeklagten, wegen groben Mangels an Achtung vor der Justiz.“

Der Prevot runzelte die Stirne und warf einen so gebietenden und bezeichnenden Blick auf den Stummen, daß dessen Aufmerksamkeit erregt wurde.

Hierauf richtete der Prevot, mit Strenge in Blick und Ton, die Frage an ihn: „Was hast Du denn begangen, Du Schuft, daß Du hier bist?“

Der arme Teufel, in der Meinung, daß der Prevot seinen Namen wissen wolle, brach sein gewöhnliches Stillschweigen und antwortete mit seinem rauhen Kehllaute: „Quasimodo.“

Die Antwort paßte so wenig auf die Frage, daß das tolle Gelächter von neuem begann. Der Prevot wurde roth und blau vor Zorn und schrie: „Willst Du auch mit mir Deinen Spaß treiben, Du Hund?“

„Glöckner an der Liebfrauenkirche,“ antwortete Quasimodo, in der Meinung, daß der Richter wissen wolle, wer er sei.

„Glöckner!“ wiederholte der Prevot zornig. „Ich werde auf Deinem Budel durch alle Straßen von Paris läuten lassen! Hörst Du, Schuft?“

„Wenn Ihr mein Alter wissen wollt,“ sagte Quasimodo,

„ich werde, glaube ich, auf den Sanct Martinstag zwanzig Jahre alt.“

Das war allzuviel für die Geduld des Prevot: „Sergenten,“ rief er vor Zorn außer sich, „führt mir diese Bestie nach dem Driller auf dem Grèveplatz, dreht ihn eine Stunde lang und haut ihm die Haut voll!“

Der Gerichtschreiber brachte dieses Urtheil alsogleich zu Papier.

„Beim Bauche des Pabsts!“ rief der Mühlenhans aus seiner Ecke, „der ist wohl gerichtet.“

Der Gerichtschreiber reichte dem Prevot das Urtheil dar; dieser setzte seinen Namen bei und entfernte sich dann, um seine Kunde durch die Gerichtssäle der Hauptstadt fortzusetzen. Johannes Frollo und Robin Bouffepain lachten in's Fäustchen. Quasimodo, der von dem ganzen Vorgang nichts verstand, schien verwundert, aber ziemlich gleichgültig. Inzwischen, als Meister Florian das Urtheil durchlas, um es auch zu unterzeichnen, näherte sich der Gerichtschreiber, der Mitleid mit dem armen Teufel hatte, seinem Ohre und sagte: „Dieser Mensch ist taub.“

Der Gerichtschreiber hoffte, daß die Beiden gemeinschaftliche Gebrechlichkeit Meister Florian zu Gunsten des Verurtheilten stimmen würde. Aber einmal wollte Meister Florian nicht taub scheinen, und dann war sein Gehör so hart, daß er nicht ein Wort von dem hörte, was der Gerichtschreiber zu ihm gesagt hatte. Er stellte sich jedoch, als ob er ihn vollkommen verstanden hätte, und rief: „Ah! Ah! Das ist ein Anderes; das wußte ich nicht. Eine Stunde Pranger mehr in diesem Falle.“

Er unterzeichnete das also verschärfte Urtheil.

XVI.

Das Rattenloch.

Wir führen den Leser auf den Grèveplatz zurück, den wir gestern mit Peter Gringoire verlassen haben, um der Esmeralda zu folgen.

Es ist zehn Uhr Morgens, Alles umher deutet auf das gestern gefeierte Fest. Das Pflaster ist mit Bändern, Federn, Lumpen und abgeträufeltem Wachs bedeckt. Haufen müßiger Leute lümmeln da und dort herum. In den verschiedenen Gruppen wird das gestrige Fest besprochen. Die flandrischen Gesandten, Jakob Coppenole, der Cardinal von Bourbon und der Narrenpabst sind in Aller Munde.

Jetzt erscheinen vier Stadtsergenten zu Pferd und stellen sich auf den vier Seiten des Drillers auf. Ein Haufe Neugieriger sammelt sich, in der Hoffnung einer kleinen Exekution, alsbald um sie.

Dem Driller gegenüber steht der Rolandsthurm. In dem untersten Stocke desselben befindet sich eine kleine Zelle, die durch eine enge, mit zwei Eisenstäben vergitterte Oeffnung mit dem Plaze communicirt. Diese Zelle hatte vor 300 Jahren Madame Rolande vom Rolandsthurm in ihrem eigenen Hause bauen lassen, um darin ihren Vater, der im heiligen Lande geblieben war, lebenslänglich zu betrauern. Sie schloß sich in der engen, düstern Zelle ein, ließ die Thüre hinter sich vermauern, behielt von ihrem Palaste nichts, als diese finstere Wohnung, und verschenkte ihre ganze Habe Gott und den Armen. In dieser Zelle brachte die trauernde Dame zwanzig Jahre zu, betete Tag und Nacht für die Seele ihres Vaters, schlief in einem schwarzen Sacke auf dem bloßen Boden, ohne

auch nur einen Stein zum Kopfschlagen zu haben, und lebte bloß von dem Brod und Wasser, die das Mitleid der Vorübergehenden durch die Oeffnung in die Zelle schob. Bei ihrem Tode, ehe sie von einem Grabe in das andere ging, vermachte sie auf ewige Zeiten ihre Zelle an betrübtete Frauen, die viel für sich oder Andere zu beten hatten, und sich aus großem Schmerz oder großer Buße lebendig begraben wollten.

Seit dem Tode der ersten Klausnerin war die Zelle selten ein oder zwei Jahre leer geblieben. Viele Frauen beweinten darin lebenslänglich ihre Verwandten, ihre Liebhaber, ihre Vergehungen. Die Bosheit der Pariser, die sich in Alles mischt, behauptete, daß man wenige Wittwen darin gesehen habe.

Ueber der Oeffnung, die als Fenster diente, stand in lateinischer Schrift mit großen Buchstaben:

Tu, Ora!

Das Volk, diese Ueberschrift auf seine Weise deutend, nannte die Zelle: *Trou-aux-Rats*, oder das Rattenloch.

XVII.

Geschichte eines Gladens.

Zu der Zeit, wo diese Geschichte vorging, war die Zelle im Rolandsthurm besetzt. Wenn der geneigte Leser wissen will von wem, so darf er nur die Unterhaltung der drei Gevatterinnen anhören, die zu dieser Stunde längs des Flusses, vom Chatelet gegen den Grèveplatz heraufkamen. Zwei dieser Frauen waren, nach ihrem Anzuge zu urtheilen, gute Pariser Bürgerweiber; die Dritte schien, ihrer Kleidung nach, vom Lande zu sein. Die Letztere führte einen derben Jungen von etwa sechs Jahren

an ihrer Hand, der einen großen Fladen in der seinigen hatte. Er betrachtete ihn von Zeit zu Zeit mit zärtlichen Blicken; ein sehr wichtiger Beweggrund schien ihn abzuhalten, das Stück Kuchen anzubeißen.

„Sputen wir uns, Frau Mahiette,“ sagte die Jüngste zu der Frau, die ihrem Anzug nach aus der Provinz war. „Ich fürchte, wir werden zu spät kommen, denn man sagte mir im Chatelet, daß man ihn sogleich auf den Driller führen werde.“

„Bah, Frau Dударde Musnier,“ erwiderte die andere Pariserin, „er bleibt ja zwei Stunden auf dem Driller. Wir haben alle Zeit. Habt Ihr auch schon drillen sehen, meine liebe Mahiette?“

„Ja,“ antwortete die Frau aus der Provinz, „zu Rheims.“

„Bah! Was will das heißen, Guer Driller zu Rheims! Ein ärmlicher Käfig, wo man nur Bauern herumdreht! Das ist etwas Rechtes!“

„Nur Bauern! Auf dem Tuchmarkte zu Rheims!“ erwiderte Mahiette etwas gekränkt. „Wir haben schon recht ordentliche Verbrecher gehabt, die Vater und Mutter getödtet hatten. Bauern! Wofür haltet Ihr uns, Gervaise?“

Die Frau aus der Provinz war im Begriff, für die Ehrenrettung ihres Drillers in Eifer zu gerathen, als die gutnützhige, dicke Frau Dударde Musnier zu rechter Zeit der Unterhaltung eine andere Wendung gab.

„Ei, Frau Mahiette, was sagt Ihr denn auch von unseren flandrischen Gesandten? Habt Ihr auch so schöne Gesandte zu Rheims?“

„Ich muß selbst gestehen,“ versetzte Mahiette, „daß man nur zu Paris solche Flamänder sehen kann.“

„Habt Ihr auch den großen flandrischen Gesandten gesehen, der ein Strumpfw Weber ist?“ fragte Dударde,

„Ja,“ sagte Mahiette, „er sieht aus wie ein Saturn.“

„Und was sie für schöne Pferde haben!“ sprach Dударde.

„Oh,“ entgegnete Mahiette, „das ist nichts gegen die Pferde des Königs und der Prinzen, die ich vor achtzehn Jahren bei der Krönung zu Rheims gesehen habe.“

„Das mag sein,“ antwortete Dударde, „aber darum bleiben die Pferde der flämischen Gesandten doch schön; und gestern haben sie bei dem Herrn Prevot auf dem Rathhause ein prächtiges Nachteffen gehalten, und man hat ihnen süßen Wein, Gewürz; und andere Seltenheiten vorgesetzt.“

„Was sagt Ihr da, Frau Nachbarin!“ schrie Gervaise. „Bei dem Herrn Kardinal Bourbon haben die Flämänder gespeist!“

„Nein, bei dem Herrn Prevot!“

„Ja, bei dem Herrn Kardinal Bourbon!“

„So gewiß auf dem Rathhause,“ erwiderte Dударde mit Bitterkeit, „als der Doktor Scourable eine lateinische Anrede an sie gehalten hat, die ihnen viel Vergnügen machte, und mein Mann, der geschworener Buchhändler der Universität ist, hat es mir selbst gesagt.“

„So gewiß im Palaste Bourbon,“ entgegnete Gervaise nicht minder lebhaft, „als ich Alles weiß und aufzählen könnte, was sie gegessen und getrunken haben; und mein Mann hat es mir selbst gesagt, und hat die flämischen Gesandten mit denen des Kaisers von Trapezunt verglichen, die unter dem letzten König aus Mesopotamien nach Paris gekommen sind und goldene Ohrenringe getragen haben.“

Der wichtige Streit, ob die fländrischen Gesandten bei dem Prevot der Stadt Paris oder dem Kardinal Bourbon gespeist hätten, dauerte noch eine Zeitlang zwischen den beiden Frauen fort und wurde zuletzt so hitzig, daß er vielleicht in Thätlichkeiten übergegangen wäre, wenn ihn nicht Frau Mahiette durch den

plötzlichen Ausruf unterbrochen hätte: „Was gibt es denn dort unten auf der Brücke? Es stehen viele Leute herum und sehen Etwas zu.“

„Wahrhaftig,“ sagte Gervaise, „ich höre ein Tambourin; es wird wohl die kleine Emeraldalda sein, die mit ihrer Ziege Nummereien macht. Geschwind, Mahiette! In Paris gibt es immer Etwas zu sehen, gestern die flandrischen Gesandten, heute die Zigeunerin.“

„Die Zigeunerin!“ rief Mahiette aus, indem sie zurückfuhr und ihren Knaben fester am Arme faßte. „Da soll mich Gott behüten! Sie würde mir mein Kind stehlen. Komm, Gustach!“

Mit diesen Worten lief sie davon, bis sie die Brücke weit hinter sich hatte. Ihre Gefährtinnen würden sie nicht eingeholt haben, wenn nicht der Knabe, den sie nach sich schleifte, gefallen wäre.

„Diese Zigeunerin Euch Euer Kind stehlen?“ sagte Gervaise, „das ist sonderbar von Euch.“

Mahiette schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Es ist doch sonderbar,“ bemerkte Dударde, „daß die Büsserin im Rolandsturm die nämliche Meinung von den Zigeunerinnen hat.“

„Wer ist denn diese Büsserin?“ fragte Mahiette.

„Nun, die Schwester Gudula.“

„Wer ist die Schwester Gudula?“

„Man sieht wohl, daß Ihr aus Rheims seid. Es ist die Klausnerin im Rattenloch.“

„Wie,“ fragte Mahiette, „das arme Weib, der wir diesen Fladen bringen?“

„Die Nämliche. Wenn wir auf den Grèveplatz kommen, könnt Ihr sie unter der Oeffnung des Rolandsthurmes sehen. Sie hat die nämliche Meinung von diesen ägyptischen Land-

streichern, wie Ihr, und verabscheut sie. Aber warum rennt denn Ihr so davon bei ihrem bloßen Anblick?"

„Oh!“ sagte Mahiette, und faßte den dicken Kopf ihres Knaben in beide Hände, „ich möchte nicht erleben, was der armen Baquette Chantefleurie begegnet ist.“

„Ei!“ fiel Gervaise neugierig ein, „erzählt uns doch diese Geschichte.“

„Recht gerne, und es wundert mich nur, daß man in Paris nichts davon weiß. Ihr müßt also wissen, daß Baquette Chantefleurie ein schönes Mädchen von achtzehn Jahren war, als ich auch achtzehn Jahre alt war, und das sind jetzt achtzehn Jahre, denn ich bin sechsunddreißig alt, und wenn die Baquette jetzt keinen Mann und keinen Knaben hat, so ist sie selbst schuld daran. Aber daß ich weiter spreche: diese Baquette Chantefleurie war also die Tochter Guybertaut's, Minstrel's der Schifferzunft zu Rheims, und dieser Guybertaut war der Nämliche, der vor König Karl VII. bei seiner Krönung, als er die Besle herabfuhr, von Sillery bis Maison gespielt hat, und die Jungfrau von Orleans war auch in dem Schiff. Der alte Vater starb, als Baquette noch ein kleines Kind war. Die Mutter war ein gutes Weib, von der Baquette nichts lernte, als ein wenig Goldsticken, wobei sie groß wurde und arm blieb. Im Jahre 1461, als man unsern König Ludwig XI., den Gott erhalten wolle, zu Rheims krönte, war Baquette so schön und munter, daß Jedermann sie Chantefleurie nannte. Sie hatte schöne Zähne und lachte gerne, um sie sehen zu lassen. Ein Mädchen, das gerne lacht, ist auf dem Wege zum Weinen, und schöne Zähne haben oft schöne Augen verderbt. Baquette und ihre Mutter mußten ihr Leben sauer verdienen, denn der Ertrag ihrer Goldstickerei gewährte ihnen nur dürftigen Unterhalt. In dem kalten Winter von 1461 hatten die beiden armen Geschöpfe kein Scheitchen Holz und es war sehr kalt; aber die

Chantefleurie blühte wie eine Rose. An einem Sonntag kam sie mit einem goldenen Kreuz am Halse in die Kirche, und da merkte gleich Jedermann, daß es mit ihr nicht richtig war; sie zählte erst vierzehn Jahre! Da kann man sehen! Zuerst war es der junge Viscomte Cormontreuil; dann Henri de Briancourt, Stallmeister des Königs; dann immer weiter herab, Chiard de Beaulion, Wappenherold; dann Guery Aubergeon, Vorschneider des Königs; dann Macé de Trepus, Barbier des Dauphin, und so fort immer weiter herab, bis sie endlich Jedermanns wurde, und, was will man sagen, es verging kein Jahr, so machte sie das Bett des Königs der Hurenjäger. Ehe ein Jahr verging! Arme Paquette Chantefleurie!" Die gute Mahiette seufzte und trocknete sich die Augen.

"Das ist keine besondere Geschichte, und so hat man schon viele erlebt," sagte Gervaise, „und es kommt ja nichts von Zigeunerinnen und Kindern darin vor.“

"Nur Geduld!" fuhr Mahiette fort, „es wird schon Alles kommen, und was das Kind betrifft, so wurde im Jahre 1466, an St. Paul wird es sechzehn Jahre, Paquette Chantefleurie von einem Mädchen entbunden. Die Unglückliche! Sie war vor Freuden außer sich, denn sie wünschte sich schon lange ein Kind. Ihre Mutter war todt, und Paquette hatte Niemand mehr auf der Welt, den sie liebte, Niemand, von dem sie geliebt wurde. Sie war ein armes Geschöpf, einsam und verlassen in diesem Leben; man zeigte mit Fingern auf sie, schrie ihr in den Straßen nach, die Gassenjungen zischten sie aus, und die Büttel schlugen sie. Sie hatte gealtert, und das ausgelassene Leben trug ihr jetzt nicht weiter mehr ein, als ehemals die Goldstickerei; der Winter wurde ihr wieder hart, das Holz in ihrem Holzstalle war so klein beisammen, als das Brod in ihrer Tischlade. Sie konnte nicht mehr arbeiten, denn als sie wollüstig wurde, war sie faul geworden, und sie hatte viel

mehr zu leiden, denn, indem sie faul geworden, war sie wollüstig geworden. So erklärt es wenigstens unser Herr Pfarrer von Saint-Remy, warum diese Weiber mehr Hunger haben und empfindlicher für die Kälte sind, als andere arme Weiber, wenn sie alt werden.“

„Wohl,“ sagte Gervaise, „aber die Zigeuner?“

„Geduld doch, Gervaise!“ mahnte die wohlbeleibte geduldige Dударde. „Man muß auch Etwas für das Ende aufheben und nicht gleich Alles im Anfang sagen. Fahrt nur fort, Mahiette! Die arme Chantefleurie dauert mich!“

Mahiette fuhr fort: „Baquette war also sehr unglücklich und sehr betrübt, und ihre Wangen waren von Thränen gefurcht. In ihrer Schmach und Verlassenheit schien es ihr, daß sie weniger schmachvoll und weniger verlassen sein würde, wenn es irgend ein Wesen auf der Welt gäbe, das sie liebte und von dem sie geliebt würde. Dieses Wesen konnte nur ein Kind sein, denn nur ein Kind war unschuldig genug, sie zu lieben. Sie hatte den letzten Versuch mit einem Diebe gemacht, aber sie mußte bald zu ihrer Kränkung erfahren, daß auch dieser Dieb sie verachte. Weiber solchen Schlages müssen einen Liebhaber oder ein Kind haben, ihr Herz auszufüllen, sonst sind sie sehr unglücklich. Da nun Baquette keinen Liebhaber mehr haben konnte, so wendete sie ihre ganze Sehnsucht einem Kinde zu, und betete zu Gott Tag und Nacht darum; denn sie war trotz ihres lasterhaften Wandels eine gute Christin geblieben. Deshalb erbarmte sich der Herr ihrer und schenkte ihr ein kleines Kind. Ihre Freude war unbegrenzt; sie übergieß das kleine Geschöpf mit einem Strom von Thränen, Liebkosungen und Küssen. Sie säugte ihr Kind selbst, machte ihm aus ihrer Bettdecke, der einzigen, welche sie besaß, Wickelbänder, und fühlte weder Kälte noch Hunger mehr. Sie wurde wieder schön, denn aus einem alten Mädchen wird eine junge Mutter. Das alte

Unwesen fing wieder an, man besuchte Chantefleurie, und von dem Sündengeld, das sie verdiente, schaffte sie nichts Anderes an, als Spielsachen, Zuckerwerk und Putz für ihr Kind; an sich dachte sie nicht, und kaufte sich nicht einmal eine Bettdecke. Die kleine Agnes war aber auch ein schönes Kind und herausgeputzt wie eine Prinzessin. Unter Anderem hatte sie niedliche Schühchen, wie der König selbst sie nicht schöner haben kann.

„Ihre Mutter hatte sie selbst gestickt und allen Fleiß darauf verwendet. Es waren die niedrigsten rosenfarb'nen Schuhe, die man nur sehen kann, nicht größer als mein Daumen. Die junge Agnes hatte aber nicht nur einen niedlichen Fuß, sondern war auch das niedrigste Geschöpf von der Welt. Ihre Mutter wurde täglich toller in sie vernarrt, und konnte nicht aufhören, mit ihr zu spielen, zu kosen, sie aus- und anzukleiden, sie zu bewundern und zu loben.“

„Die Geschichte ist recht artig,“ sagte Gervaise, „aber wo bleiben die Zigeuner?“

„Jetzt kommt es,“ erwiderte Mathiette. „Eines Tages kamen Reiter von ganz besonderer Art zu Rheims an. Es waren Landstreicher und Diebe, die unter der Anführung ihres Herzogs und ihrer Grafen das Land durchzogen. Sie waren schwarzbraun, hatten krause Haare und trugen silberne Ringe in den Ohren. Die Weiber waren noch häßlicher als die Männer. Ihr Gesicht war noch schwärzer, und ihre gezöpfsten Haare hingen wie Kopfschweife über den Rücken hinab. Ihre Kinder, wenn sie ihnen zwischen den Beinen herumtrotten, glichen wahren Affen. Und kurz, es war ein Heidenvolk. Sie kamen schnurgerade aus Aegypten und waren über Polen nach Rheims gekommen. Der Pabst hatte sie Beichte gehört und ihnen zur Buße auferlegt, sieben Jahre lang hinter einander durch die Welt zu ziehen, ohne je in ein Bett zu liegen. Sie nannten sich auch büßende Brüder und stanken. Es scheint, daß sie ehedem Sarazenen

waren und an Jupiter glaubten. Sie kamen nach Rheims und sagten: Gut Glück im Namen des Königs von Algier und des Kaisers von Deutschland! Da man sie nicht in die Stadt ließ, lagerten sie sich vor dem Thor, und ganz Rheims strömte hinaus, sie zu sehen. Sie blickten einem in die Hand und wahr sagten wunderbare Dinge. Sie wären im Stande gewesen, dem Erzverräther Judas zu prophezeien, daß er Pabst werden würde. Es gingen auch allerlei Gerüchte über diese Leute, daß sie Kinder gestohlen und Menschenfleisch gegessen hätten. Ueberhaupt war es ein Diebsgesindel; aber das ist wahr, daß sie Einem Sachen sagten, die einen Cardinal in Verwunderung setzen könnten. Die Mütter brüsteten sich mit ihren Kindern, seit die Zigeunerinnen aus ihrer Hand alle Arten von Wundern entziffert hatten, die auf heidnisch und griechisch hineingeschrieben waren. Die Erste bekam einen Kaiser, die Zweite einen Pabst, die Dritte einen Kapitän zum Mann. Die arme Chantefleurie war auch neugierig; sie hätte gerne gewußt, ob ihre schöne, kleine Agnes nicht eines Tages Kaiserin von Armenien oder etwas dieser Art werden würde. Sie trug daher das Kind zu den Zigeunern; diese bewunderten, liebkosten, küßten es mit ihren schwarzen Lippen und hatten besonders eine große Freude an seinen kleinen Händchen und Füßchen. Das Kind fürchtete sich vor den schwarzen Gesichtern und weinte. Um so vergnügter war die Mutter über das Glück, das die Zigeunerinnen ihrer Agnes prophezeit hatten: sie sollte eine der schönsten und tugendhaftesten Königinnen werden. Sie kehrte ganz stolz mit der kleinen Königin in ihre Hütte zurück. Am anderen Morgen schlich sie sich, als das Kind noch schlief, zu einer Nachbarin, um ihr zu erzählen, daß eines Tages ihre Agnes von dem König von England und dem Erzherzog von Aethiopien bei Tafel bedient werden solle. Als sie zurückkam, fand sie die Thüre offen und das Kind war verschwunden; einer seiner kleinen niedlichen

Schuhe lag auf dem Boden. Sie stürzte aus dem Hause, rannte mit dem Kopf gegen die Mauer und jammerte laut: Mein Kind! Mein Kind! Wer hat mir mein Kind geraubt? Die Straße war einsam, ihre Hütte stand vereinzelt; Niemand konnte ihr etwas sagen. Sie durchrannte alle Straßen der Stadt, außer sich, rasend, schrecklich, wie ein Raubthier, das seine Jungen verloren hat. Keuchend, athemlos, ein irres Feuer in den Augen, das ihre Thränen trocknete, furchtbar anzuschauen, klopfte sie an Thüren und Fenster und forderte ihr Kind. Sie hielt die Vorübergehenden an und schrie: Mein Kind! Mein Kind! Mein schönes kleines Kind! Wer mir mein Kind wiedergibt, dessen Magd will ich sein, die Magd seines Hundes, er soll mir das Herz aus dem Leibe reißen! Sie begegnete dem Pfarrer von Saint-Remy und rief ihm zu: Bist Du ein Mann Gottes, so gib mir mein Kind wieder und ich will Dein Feld mit meinen Nägeln pflügen! Es war ein herzerreißender Anblick, und ich habe einen sehr hartherzigen Mann gesehen, Meister Pouce la Cabre, den Prokurator, der weinte. Ach! die arme Mutter! Am Abend kehrte sie in ihre verlassene Hütte zurück. Während ihrer Abwesenheit hatte eine Nachbarin zwei Zigeunerweiber hineinschleichen sehen, die einen Pack unter dem Arme trugen; sie kamen bald wieder heraus, schlossen die Thüre und flohen eilends davon. Später hatte man in dem Hause eine Art Kindergeschrei gehört. Freudigen Muthes eilte die Mutter die Treppe hinauf, stürzte in das Zimmer und fand, statt ihres niedlichen Kindes, ein kleines, häßliches, hinkendes, buckliges und einäugiges Ungeheuer, das auf dem Boden kroch. Sie wendete ihre Augen mit Abscheu weg und rief: Oh, die garstigen Zauberer haben mein armes Kind in diese scheußliche Mißgeburt verwandelt! Man mußte den kleinen Zwerg schnell aus ihren Augen entfernen, um sie nicht wahnwitzig zu machen. Das Kind war ein junges Ungeheuer, das der Teufel mit einer

Zigeunerin erzeugt hatte; es war etwa vier Jahre alt und stammelte eine Sprache, die keine menschliche war. Die Chantefleurie hatte sich auf den kleinen Schuh geworfen, das Einzige, was ihr von ihrem Kinde übrig geblieben war. Sie blieb lange unbeweglich, stumm, ohne einen Lebenshauch, so daß man sie für todt hielt. Plötzlich zitterte sie am ganzen Körper, bedeckte ihre Reliquie mit wüthenden Küffen und brach in einen Strom von Thränen aus. Oh, mein Kind! Mein schönes kleines Kind! Wo bist du? rief sie jammervoll aus und rang die Hände. Wir weinten Alle mit, und ich muß noch weinen, wenn ich nur daran denke. Plötzlich erhob sie sich und lief durch die Gassen der Stadt unter dem gräßlichen Geschrei: In das Lager der Aegypter! In das Lager der Aegypter! Laßt uns die Zauberer verbrennen! Die Zigeuner waren über alle Berge, es war stockfinstere Nacht und man konnte sie nicht verfolgen. Am andern Tage fand man, zwei Stunden von Rheims, in einem Gehölze die Reste eines großen Feuers, einige Bänder, die der kleinen Agnes gehört hatten, Blutstropfen und Bollen von einem Bock. Es war gerade eine Samstagnacht gewesen, und man zweifelte nicht, daß die Zigeuner hier ihren Sabbath gehalten und in Gesellschaft des Teufels das Kind verzehrt hätten. Als die Chantefleurie diese furchtbaren Dinge erfuhr, weinte sie nicht; sie bewegte ihre Lippen zum Sprechen, vermochte es aber nicht. Am andern Morgen waren ihre Haare grau, den Tag darauf war sie verschwunden."

"Das ist in der That eine schreckliche Geschichte," sagte Duardo, "die einen Burgunder zum Weinen bringen könnte."

"Ich wundere mich nicht mehr," fügte Gervaise hinzu, "daß Euch vor den Zigeunern so bange ist!"

"Und Ihr habt wohl gethan," fügte Duardo hinzu, "mit Eurem Gustach davonzulaufen, denn diese Zigeuner da kommen auch aus Polen."

„Nicht doch,“ verbesserte Gervaise, „aus Spanien und Catalonien kommen sie.“

„Catalonien! Das ist auch möglich, und so viel ist gewiß, daß sie Zigeuner sind.“

„Und ihre Zähne sind scharf genug, um kleine Kinder zu fressen; und ich würde mich nicht wundern, wenn auch die kleine Smeralda ein wenig davon äße, denn sie ist doch auch nur eine Zigeunerin, und ihre weiße Ziege macht Kunststücke, die mir nicht recht gefallen wollen.“

Inzwischen war Mahiette stillschweigend vorwärts geschritten, gleichsam noch vertieft in die unglückliche Geschichte, welche sie so eben erzählt hatte.

„Und,“ fragte Gervaise, „hat man nicht erfahren, was aus der Chantefleurie geworden ist?“

„Man hat sie niemals wieder gesehen. Die Einen sagten, sie sei zu diesem, die Andern, sie sei zu jenem Thore hinausgegangen; Andere wollten sie barfuß auf der Straße nach Paris erblickt haben; ein Bauer hatte auf seinem Acker ihr goldenes Kreuz gefunden, und man glaubte allgemein, daß sie sich in's Wasser gestürzt habe.“

„Arme Chantefleurie!“ seufzte Dударde.

„Und was ist aus dem kleinen Schuh geworden?“ fragte Gervaise.

„Er ist mit der Mutter verschwunden,“ antwortete Mahiette.

„Armer kleiner Schuh!“ seufzte Dударde.

„Und die Mißgeburt?“ fragte die neugierige Gervaise.

„Welche Mißgeburt?“

„Das kleine ägyptische Ungeheuer, das die Zauberinnen gegen die Tochter der Chantefleurie ausgewechselt hatten. Was ist damit geschehen? Ich hoffe doch, daß man es in's Wasser getragen hat.“

„Nein,“ erwiederte Mahiette.

„Wie! also verbrannt? Das ist besser, denn so gehört es einem Zauberkinde.“

„Weder das Eine noch das Andere. Der Erzbischof hat sich des Kindes angenommen, hat es mit Weihwasser besprengt und ihm den Teufel aus dem Leibe getrieben. Hierauf hat man es nach Paris geschickt und in der Liebfrauentirche als Findelkind ausgesetzt.“

Inzwischen waren die drei Gevatterinnen, in ihr Gespräch vertieft, auf dem Grèveplatz angekommen. Sie waren an dem Rattenloch am Rolandsthurm vorübergegangen, ohne darauf Acht zu haben, und hatten sich mechanisch dem Driller zugewendet, um den sich eine immer größere Menschenmenge sammelte. Wahrscheinlich würden sie in ihrer Schaulust das Rattenloch und dessen Bewohnerin vergessen haben, wenn nicht der Knabe, als ob sein Instinkt ihm sagte, daß jetzt das Rattenloch hinter ihnen sei, gefragt hätte: „Mutter, darf ich den Fladen jetzt essen?“

Diese Frage weckte die Aufmerksamkeit der Mutter und sie rief: „Zeigt mir doch Euer Rattenloch, daß ich der Büßerin ihren Fladen bringe!“

„Sogleich, denn das ist ein Liebeswerk,“ sagte die gutmüthige Dударde.

Als die drei Frauen am Rolandsthurm ankamen, sagte Dударde zu den beiden andern: „Wir dürfen nicht alle drei zumal durch die Oeffnung sehen, um die Klausnerin nicht zu erschrecken. Ich will meinen Kopf allein hineinstecken, sie kennt mich ein wenig.“

Sie ging allein an die Lücke. In dem Augenblicke, da sie hineinsah, drückte sich ein tiefes Gefühl des Mitleids auf ihrem Gesichte aus, ihr Auge wurde feucht und ihr Mund verzog sich zum Weinen. Gleich darauf legte sie den Finger auf den Mund und gab Mahiette ein Zeichen, sich zu nähern.

Mahiette näherte sich bedrückt, schweigend und auf den Zehenspitzen, wie man an das Bett eines Sterbenden tritt.

Es war ein kümmerlicher Anblick, der sich den beiden Weibern darbot, als sie durch die vergitterte Oeffnung in das Rattenloch blickten. Die Zelle war klein und eng. Auf dem steinernen Boden saß ein Weib, den Kopf bis auf die Kniee herabhängend, die Arme über die Brust gekreuzt. Sie war in einen braunen, faltenreichen Sack gewickelt, ihre langen, grauen Haare hingen bis auf die Füße herab, und beim ersten Anblick stellte sie eine seltsame Form dar, auf dem dunkeln Hintergrunde der Zelle in zwei Hälften getheilt, eine Art schwärzlichen Dreiecks, den der Strahl des Tages, der durch die Lücke fiel, in zwei Schattirungen theilte, die eine nächtlich, die andere beleuchtet. Es war eines jener Gespenster, halb Schatten, halb Licht, wie sie Einem im Traume erscheinen, bleich, unbeweglich, düster, auf einem Grabe sitzend oder durch das Gitterfenster eines Kerkers schauend. Es war kein Weib, es war kein Mann, es war kein lebendes Wesen, keine bestimmte Form: es war eine Figur, ein Traumgesicht, das in der Wirklichkeit und Phantasie zusammenfließt, wie Licht und Schatten. Kaum ließ sich unter seinen bis auf die Erde herabhängenden Haaren ein abgemagertes und ernstes Profil erkennen; kaum erblickte man auf dem kalten Stein die Spitze eines nackten Fußes, der unter dem Sack hervorjab. Man schauderte bei dem Anblicke eines Wesens, dessen menschliche Form von seinem Trauergewande ganz bedeckt und unkenntlich war.

Diese Figur schien ein Marmorbild, ohne Bewegung, ohne Gedanken, ohne Athem. Im strengsten Wintermonat unter diesem leichten Leinwandsack, halbnacht auf dem steinernen Boden, im Schatten eines Kerkers, durch dessen schiefe Oeffnung nie ein Strahl der Sonne gelangte und nur der Wind einzog, schien sie nicht zu leiden, nicht einmal zu fühlen. Man konnte glauben, sie sei

mit dem Kerker Stein, mit dem Winter Eis geworden. Ihre Hände waren gefaltet, ihre Augen fest auf einen Punkt gerichtet. Beim ersten Blicke hielt man sie für ein Gespenst, beim zweiten für eine Bildsäule.

Von Zeit zu Zeit öffneten sich ihre blauen Lippen zu einem Hauche und zitterten, aber so todtenähnlich und mechanisch, wie Blätter, die der Wind bewegt.

Aus ihren stieren Augen leuchtete ein Blick, unaussprechlich, tiefsinnig, düster, un verrückt auf einen Winkel der Zelle gerichtet, den man von Außen nicht sehen konnte, ein Blick, der alle finstern Gedanken dieser verlassenen Seele an irgend einen geheimnißvollen Gegenstand zu knüpfen schien.

Dies war das Geschöpf, das von seiner Wohnung den Namen Klausnerin, und von seiner Kleidung den Namen büßende Sacträgerin erhalten hatte.

Die drei Weiber blickten durch die Oeffnung. Ihre Köpfe nahmen dem Kerker seine schwache Beleuchtung vollends, ohne daß die Unglückliche darauf zu achten schien.

„Wir wollen sie nicht stören,“ sagte Dударde leise, „sie ist in ihrer Verzückung, sie betet.“

Inzwischen hatte Mahiette mit stets wachsender Angst das eingefallene Gesicht der Büsserin betrachtet; ihre Augen füllten sich mit Thränen und sie sagte halblaut für sich: „Das wäre doch sehr sonderbar!“

Sie steckte den Kopf zwischen dem äußeren Gitter der Oeffnung durch und konnte so bis in den Winkel sehen, auf den die Blicke der Unglücklichen unverändert gerichtet waren.

Als sie den Kopf aus der Oeffnung zurückzog, schwamm ihr Gesicht in Thränen. „Wie nennt Ihr diese Frau?“ fragte sie.

Dударde antwortete: „Wir nennen sie Schwester Gudula.“

„Und ich,“ sagte Mahiette, „ich nenne sie Paquette Chantefleurie.“

Sie legte den Finger auf den Mund und gab der verwunderten Dударde ein Zeichen, ihren Kopf durch das Gitter zu stecken und hineinzublicken.

Dударde sah in dem Winkel, auf welchen der düstere Blick der Klausnerin unausgesetzt gerichtet war, einen kleinen Schuh von rosenfarbenem Sammt mit Gold und Silber gestickt.

Nach ihr blickte Gervaise hinein, und nachdem alle drei die unglückliche Mutter betrachtet hatten, fingen sie bitterlich an zu weinen.

Die Klausnerin ließ sich weder durch ihre Blicke, noch durch ihre Thränen stören, sondern blieb unbeweglich. Mit gefalteten Händen, mit stummen Lippen heftete sie ihre stieren Blicke auf den kleinen Schuh, und wer die Geschichte dieses Schuhs wußte, dem mußte bei ihrem Anblicke das Herz brechen.

Die drei Frauen hatten noch kein Wort gesprochen; sie wagten nicht einmal halblaut zu reden. Dieser große, stumme Schmerz, der die ganze Welt um sich her vergaß und den innern Blick nur auf einen einzigen Gegenstand richtete, erschien ihnen als etwas Heiliges. Sie waren im Begriffe niederzuknieen und zu beten.

Endlich versuchte Gervaise, welche die Neugierigste und mithin am wenigsten Gefühlvolle war, die Klausnerin zum Reden zu bringen: „Schwester! Schwester Gudula!“

Sie wiederholte diesen Ruf dreimal, jedesmal mit verstärkter Stimme. Die Klausnerin rührte sich nicht, nicht ein Wort, nicht ein Blick, nicht ein Seufzer, kein Zeichen des Lebens!

Jetzt rief Dударde mit sanfter und einschmeichelnder Stimme: „Schwester! Schwester Sanct-Gudula!“

Gleiches Schweigen, gleiche Unbeweglichkeit.

„Ein sonderbares Weib!“ sagte Gervaise. „Ich glaube, man könnte einen Mörser losbrennen, ohne daß sie es hörte.“

„Sie ist vielleicht taub,“ seufzte Dударde.

„Vielleicht blind,“ sagte Gervaise.

„Vielleicht todt,“ fügte Mathiette hinzu.

Wenn auch die Seele diesen unthätigen, halberstorbenen, gelähmten Körper noch nicht verlassen hatte, so hatte sie sich doch in solche Tiefen zurückgezogen, wohin die Wahrnehmungen der äußeren Organe nicht mehr gelangten.

„Wenn wir den Fladen unter der Oeffnung zurücklassen,“ sagte Dударde, „so wird ihn irgend ein Junge wegnehmen. Wie machen wir es, um sie aufzuwecken?“

Der kleine Gustach, dessen Aufmerksamkeit bis jetzt ein Hund, der an einen kleinen Wagen gespannt war, auf sich gezogen hatte, wurde jetzt plötzlich gewahr, daß die drei Frauen durch die Oeffnung im Thurme Etwas betrachteten; die Neugierde trieb ihn, er stieg auf einen Stein, richtete sich auf seinen Beinen in die Höhe, brachte sein dickes, rothes Gesicht unter die Luke und schrie: „Mutter, laß mich auch sehen!“

Bei dieser Kinderstimme, klar, frisch, wohltonend, schauderte die Klausnerin zusammen. Sie wendete das Haupt, ihre langen, abgemagerten Hände strichen ihre Haare von der Stirne zurück, und sie heftete auf das Kind einen Blick, erstaunt, bitter, verzweifelnd. Dieser Blick war nur ein einziger Blic.

„O mein Heiland!“ schrie sie plötzlich auf und verbarg ihr Gesicht zwischen den Knien, zeige mir wenigstens nicht die Kinder Anderer!“

„Guten Morgen, Madame!“ sagte der Knabe ernsthaft.

Diese Erschütterung hatte die Klausnerin aufgeweckt und zu sich gebracht. Ein langer Schauer durchlief ihren Körper vom Kopf bis zu den Füßen. Sie klapperte mit den Zähnen, hob sich halb in die Höhe, drückte die Ellenbogen gegen die Hüften, nahm ihre nackten Füße in die Hand, um sie zu wärmen, und sagte: „Oh, wie kalt!“

„Armes Weib,“ sagte Dударde gerührt, „wollt Ihr ein wenig Feuer?“

Sie schüttelte das Haupt zum Zeichen der Verneinung.

„Oder,“ fuhr Dударde fort, indem sie ihr eine Flasche darreichte, „etwas süßen Wein? der wird Euch wärmen. Trinkt!“

Die Klausnerin schüttelte abermals das Haupt, blickte sie starr an und antwortete: „Wasser.“

„Nicht doch, Schwester, das ist kein Getränk in dieser Jahreszeit. Trinkt ein wenig Wein und eßt diesen Maiskuchen, den wir für Euch gebacken haben.“

Die Klausnerin schob den Fladen zurück, den ihr Mahiette darreichte, und sagte: „Schwarzes Brod.“

„Hier,“ fiel Gervaise ein, indem sie ihren wollenen Mantel abnahm, „hier habt Ihr einen wärmeren Rock, als der Curige ist.“

Sie wies ihn von sich und sagte: „Einen-Sack.“

„Aber,“ fuhr die gutmüthige Dударde fort, „Ihr müßt doch auch ein wenig gewahr werden, daß gestern ein Fest war.“

„Ich habe es wahrgenommen,“ sagte die Klausnerin, „denn seit zwei Tagen fehlt mir das Wasser in meinem Kruge.“

Nach einer Pause fügte sie hinzu: „Es ist Festtag, man vergißt mich. Man thut wohl daran. Warum sollte auch die Welt an mich denken, die nicht an sie denkt? Ich bin ein erloschenes Feuer, eine kalte Asche.“

Wie ermattet von so vielen Worten, ließ die Klausnerin ihr Haupt wieder auf den Schooß sinken. Die einfache und gutmüthige Dударde, die aus ihren letzten Worten schloß, daß sie sich abermals über die Kälte beklage, antwortete: „So wollt Ihr doch ein wenig Feuer?“

„Feuer!“ sagte die Büsserin mit seltsamem Ausdruck, „und wollt Ihr auch meiner armen Kleinen, die seit fünfzehn Jahren unter der Erde liegt, ein wenig Feuer machen?“

Alle ihre Glieder zitterten, ihre Augen strahlten, sie hatte sich auf die Kniee emporgehoben, streckte plötzlich ihren abgemagerten Arm gegen den Knaben aus, der sie verwundert betrachtete, und schrie: „Tragt dieses Kind fort! Die Zigeunerin kommt!“

Sie sank wie leblos auf das Pflaster zurück und ihr Kopf schlug mit großem Geräusch auf dem Stein an. Die drei Frauen glaubten sie todt. Bald aber erhob sie sich wieder und kroch auf Händen und Füßen dem Winkel der Zelle zu, wo der kleine Schuh war. Voll Entsetzen zogen die Weiber ihre Köpfe zurück, sie wagten nicht hinzublicken. Jetzt hörten sie tausend Küsse und tausend Seufzer, vermischt mit herzzerreißendem Geschrei und dumpfen Stößen, wie wenn man mit dem Kopfe gegen eine Mauer rennt. Ein furchtbarer Stoß erfolgte, auf ihn tiefe Stille.

„Sie hat sich wohl getödtet,“ sagte Gervaise und blickte durch die Oeffnung. „Schwester Gudula!“

„Schwester Gudula!“ wiederholte Dudarde.

„O mein Gott, sie rührt sich nicht mehr!“ rief Gervaise; „sie ist todt. Gudula! Gudula!“

Mahiette, der bisher das Mitleid die Stimme erstickt hatte, neigte sich plötzlich gegen die Oeffnung und rief: „Paquette! Paquette Chantefleurie!“

Dieser Ruf erschütterte den ganzen Körper der Klausnerin, sie sprang auf ihren nackten Füßen in die Höhe, war mit einem Satz an der Oeffnung und blickte mit so flammenden Augen heraus, daß die drei Weiber erschrocken zurückbehten.

„Oh! Oh!“ schrie sie mit wahnwitzigem Gelächter, „die Aegypterin ruft mich!“

In diesem Augenblicke ging am Driller eine Scene vor, welche den düsteren Blick der Klausnerin fesselte. Entsetzen und Abscheu auf ihrem fahlen, finsternen Gesichte, streckte sie ihre

beiden abgemagerten Arme durch das Gitter heraus und rief mit einer Stimme, die dem Geschrei einer unheilverkündenden Nachtule glich: „Bist du wieder da, Tochter aus Aegyptenland! Ruffst du mich wieder, du Rinderdiebin! Verflucht, verflucht, verflucht seist du in Ewigkeit!“

XVIII.

Eine Thräne für einen Tropfen Wasser.

Diese Worte waren, so zu sagen, der Verbindungspunkt zwischen den beiden Scenen, welche in dem gleichen Augenblicke in paralleler Richtung von einander, jede auf ihrem besonderen Schauplatz aufgeführt worden waren: die eine vor dem Rattenloche, wie man bereits gelesen, die andere vor der Leiter des Drillers, die wir nun erzählen wollen. Die eine derselben hatte bloß die drei Frauen, welche der Leser bereits kennt, zu Zeugen, der anderen wohnten als Zuschauer die Volkshäufen an, die sich, wie wir oben gesehen, auf dem Erdbepflanz um den Schandpfahl und Galgen drängten.

Diese Menge, die den Driller neugierig umlagerte, zeigte keine allzugroße Ungeduld. Sie betrachtete einstweilen den Driller, der aus einfachem Mauerwerk, etwa zehn Fuß hoch und innen hohl war. Eine sehr steile Staffel von unbehauenen Stein führte auf den Altan, auf welchem ein horizontales Rad von Eichenholz war. Auf diesem Rade band man den Patienten, knieend und mit auf den Rücken gebundenen Armen fest. Ein hölzerner Balken, der eine im Innern des kleinen Gebäudes verborgene Winde in Bewegung setzte, gab dem Rad eine immer im horizontalen Plane erhaltene Schwingung und kehrte

auf solche Weise das Gesicht des Verurtheilten allmählig allen Punkten des Platzes zu. Dies hieß einen Verbrecher drillen.

Der Patient kam endlich, mit auf den Rücken gebundenen Armen, auf einem Karren an, und nachdem man ihn auf den Schandpfahl hinaufgewunden hatte, erscholl der ganze Platz von ungeheurem Gelächter und Zuruf. Man hatte Quasimodo den Bucligen erkannt.

Er war es in der That. Der Wechsel der Dinge war seltsam. Jetzt geknebelt und gedrillt auf dem nämlichen Platze, wo er am Abend zuvor, den Herzog von Aegypten, den König von Raubermensch und den Kaiser von Galiläa in seinem Gefolge, triumphirend aufgezogen und von der jubelnden Menge als Pabst und Fürst der Narren begrüßt und ausgerufen worden war.

Jetzt gebot Michel Noiret, geschwornener Trompeter unseres Herrn, des Königs, den Bürgern und Insassen Stille und rief mit lauter Stimme das Urtheil des Prevot aus.

Quasimodo, ruhig und unbeweglich, verzog keine Miene. Seine Bande waren so fest geschnürt, daß sie ihm jeden Widerstand unmöglich machten. Auf seinem Gesichte war nichts zu erkennen, als das dumpfe Staunen eines Wilden oder Blödsinnigen. Er war taub und man hätte ihn auch für blind halten können. Man hieß ihn niederknien, er knieete. Man entblöste seinen Rücken bis zum Gürtel, er ließ es geschehen. Man befestigte ihn an den Driller, er rührte sich nicht. Bloß von Zeit zu Zeit blies er mit Geräusch den Athem von sich, wie ein Kalb, dessen Kopf auf dem Karren des Schlächters hinten überhängt.

„Der Lummel,“ sagte Johannes Frollo, der Mühlenhans, zu seinem Freunde Robin Bouffepain (denn beide waren natürlich dem Spektakel nachgelaufen), „er weiß so wenig, was mit ihm vorgeht, als ein Maitäfer, den man in eine Schachtel einschließt.“

Die Menge lächelte wie toll, als sie Quasimodo's bloßen Höcker, seine haarige Brust und seine hornartigen Schultern erblickte. Inzwischen stieg ein Mann von untersehter und starker Gestalt, in der Livrée der Stadt Paris, auf die Plattform und stellte sich in die Nähe des Patienten. Sein Name lief alsbald von Mund zu Mund. Es war Pierrat Torterue, geschwornener Stockmeister des Chatelet.

Er warf seinen Rock ab und nahm in die rechte Faust eine dünne Peitsche von weißen Riemen, die mit metallenen Nägeln besetzt waren. Hierauf streifte er mit der linken Hand das Hemd am rechten Arme auf.

Bei diesem Anblick schrie Johannes Frollo mit der Stimme eines Ausrufers: „Schaut her, Ihr Herren und Frauen, man wird allhier geißeln den Meister Quasimodo, Glöckner meines Bruders, des Archidiaconus an der Liebfrauenkirche, ein Schaustück orientalischer Baukunst, dessen Rücken ein Dom, und dessen Beine gewundene Säulen sind!“

Die Menge brach in ein unermessliches Gelächter aus.

Jetzt stampfte der Stockmeister mit dem Fuße auf den Boden. Das Rad setzte sich in Bewegung, Quasimodo fing an zu schwankeu. Die Bestürzung, die sich plötzlich in seinen mißgestalteten Zügen abzeichnete, verdoppelte ringsum das allgemeine Gelächter.

Als jetzt das Rad in seinem Umschwung dem Meister Pierrat Quasimodo's Höcker zuehrte, hob er den Arm. Die dünnen Riemen piffen durch die Luft und fielen mit Macht auf die bloßen Schultern des Unglücklichen herab.

Quasimodo's ganzer Körper schütterte zusammen, als ob er plötzlich aus dem Schlafe erwacht wäre. Jetzt fing er an zu begreifen, was mit ihm vorging. Er rang und wand sich in seinen Banden; ein heftiges Zucken der Ueberraschung und des Schmerzes verzerrte die Muskeln seines Gesichts, aber

seinen Lippen entfuhr kein Seufzer. Er drehte bloß seinen Kopf bald rückwärts, bald links, bald rechts, wie ein Stier, den eine Bremse in die Seite sticht.

Dem ersten Hieb folgte ein zweiter, dann ein dritter und so fort. Das Rad hörte nicht auf sich zu drehen, in gleichem Maße fielen die Hiebe hageldicht. Bald rieselte das Blut aus hundert Oeffnungen über die schwarzen Schultern des Budligen herab.

Quasimodo hatte, wenigstens dem Anschein nach, seine vorige Fühllosigkeit wieder angenommen. Zuerst hatte er, in geheim und ohne große äußere Anstrengung, seine Bande zu zerreißen gesucht. Sein Auge glühte, seine Muskeln spannten sich an, er raffte die ganze Kraft seines Körpers zusammen, und man sah, wie sich die Riemen dehnten, die ihn gefesselt hielten. Die Anstrengung war kraftvoll und verzweifelt, aber die Bande waren allzustark und widerstanden ihr. Sie krachten, aber hielten fest. Quasimodo fiel erschöpft zurück. An der Stelle des Stumpfsinns erblickte man in seinen Zügen das Gefühl einer tiefen und bitteren Muthlosigkeit. Er schloß sein einziges Auge, ließ das Haupt auf die Brust sinken und blieb so unbeweglich, als ob sein Leben entflohen wäre.

Nichts vermochte ihm eine Bewegung zu entreißen: weder sein Blut, das in Strömen floß, noch die verdoppelten Hiebe des Henkers, die mit stets wachsender Heftigkeit fielen, noch das Zischen der Geißel, die um seine Ohren fauste.

Endlich streckte ein Gerichtsbote des Chatelet, der, schwarz gekleidet, auf einem schwarzen Rosse neben dem Driller hielt, um über die Vollziehung des Urtheils zu wachen, seinen Stab von Ebenholz aus. Der Henker hielt inne. Das Rad stand still. Quasimodo's Auge öffnete sich langsam wieder.

Die Geißelung war vorüber. Zwei Knechte des geschworenen Stodmeisters wuschen die blutigen Schultern des Patienten,

riehen sie mit Balsam ein und warfen eine Decke über seine nackten Schultern.

Noch war nicht Alles für den armen Zwerg beendet; er hatte noch eine Stunde auf dem Pranger auszuhalten. Quasimodo war, wie wir bereits wissen, ziemlich allgemein verhaßt. Es gab kaum Einen Zuschauer unter der ihn umgebenden Menge, der sich nicht aus diesem oder jenem Grunde über den bössartigen Großbuckel der Liebfrauenkirche beklagen zu müssen glaubte. Die Freude war daher allgemein, als man ihn auf dem Pranger erblickte; und die blutige Stäupung, die er so eben erlitten, hatte, statt das Mitleid zu wecken, die öffentliche Munterkeit und Schadenfreude nur noch vermehrt.

Die Weiber zeichneten sich bei dieser Gelegenheit, wie bei anderen solcher Art, besonders aus. Da war keine, die ihm nicht entweder wegen seiner Bosheit oder wegen seiner Häßlichkeit gram gewesen wäre. Die letzteren waren die wüthendsten.

„Oh, Maske des Antichrist!“ rief die eine.

„Ritter vom höllischen Besenstiel!“ schrie die andere.

„Die schöne tragische Grimasse,“ heulte eine dritte, „und wer würde den Narrenpapst machen, wenn heute gestern wäre?“

„Gut,“ fügte ein altes Weib hinzu, „das ist die Grimasse des Schandpfahls; wann wird die des Galgens kommen?“

„Wann wirfst Du hundert Schuh unter der Erde liegen mit Deiner großen Glocke als Nachtmüge auf dem Kopf, verdammter Glockenläuter!“

„Und dieser Satan soll das Angelus einläuten?“

„Oh, der Taube! der Einäugige! der Budlige! Das Scheusal!“

Tausend Verwünschungen regneten zumal auf den Unglücklichen; das Zischen und Lachen nahm kein Ende und von da und dort flogen Steine auf ihn.

Quasimodo war taub, aber er sah mit seinem einzigen

Auge hell genug, und die öffentliche Wuth war nicht minder deutlich auf den Gesichtern zu lesen, als sie sich durch Worte ausdrückte. Die Steine, die auf den Unglücklichen geworfen wurden, gaben vollends den Text dazu.

Quasimodo hielt im Anfang fest, nach und nach aber erlag seine Geduld, die sich unter der Geißel des Henkers nicht verläugnet hatte, unter den wiederholten Stichen der ihn umschwärmenden Insekten. Der asturische Stier, der ruhig bleibt bei den Angriffen des Picadors, wird wüthend beim Anblick der Hunde und der Fahnenchwinger, die ihn hegen.

Quasimodo warf erst einen drohenden Blick auf die Menge: aber geknebelt wie er war, vermochte sein Blick nicht die Fliegen zu verschrecken, die in seine offenen Wunden stachen. Jetzt knirschte er in seinen Banden und suchte sie zu zerreißen. Das Gerüste krachte unter seiner Anstrengung. Vergebens, und das Rischen und Lachen um ihn her wurde immer heftiger.

Jetzt wurde der Unglückliche, da er seine Bande nicht zu zerreißen vermochte, plötzlich wieder ruhig; nur stieß er von Zeit zu Zeit einen Seufzer der Wuth aus, der ihm die Brusthöhle zersprengen zu wollen schien. In seinen stumpfsinnigen Zügen war keine Empfindlichkeit für Ehre und Schande zu lesen; er war zu sehr roher Naturmensch, um zu wissen, was bürgerliche Schande sei. Nur Zorn, Haß, Verzweiflung zogen allmählig auf diesem häßlichen Gesichte ein immer düstereres Gewölke, je mehr und mehr von einer Electricität geschwängert, welche in tausend Blitzen aus dem brennenden Auge des Cyklopen ausströmte.

Dieses Gewölke hellte sich einen Augenblick auf, als Quasimodo mitten unter der Menge einen Maulesel erblickte, auf dem ein Priester saß. Bei diesem Anblick, so entfernt er noch war, wurden die Züge des armen Patienten milder. Zorn und Haß verschwanden und machten einem seltsamen Lächeln von

unaussprechlicher Milde, Zahmheit und Zärtlichkeit Platz. Je näher der Priester kam, um so deutlicher, bestimmter, strahlender wurde dieses Lächeln. Der Unglückliche schien die Ankunft eines Heilandes und Retters zu begrüßen. Als aber das Maulthier nahe genug am Pranger war, daß sein Reiter den Patienten erkennen konnte, schlug der Priester die Augen nieder, wendete plötzlich sein Thier um, gab ihm beide Sporen, als ob er sich eilends dem demüthigenden Hülfesrufen des Delinquenten entziehen wollte und wenig geneigt wäre, an solchem Ort und in solcher Lage von dem armen Teufel erkannt und begrüßt zu werden.

Dieser Priester war der Archidiaconus Claude Frollo.

Jetzt umzog sich Quasimodo's Gesicht noch finsterner als zuvor. Noch eine Zeitlang mischte sich dem düsteren Gewölke ein Lächeln bei, aber bitter, entmuthigt, tiefbetrübt. Die Zeit verfloß. Jetzt stand der Unglückliche wenigstens anderthalb Stunden da, blutig gezeißelt, mißhandelt, verhöhnt, fast gesteinigt. Plötzlich suchte er in einem neuen Anfall von Verzweiflung seine Bande zu sprengen; er faßte alle seine Kraft zusammen und das Gerüst zitterte unter ihm. Als er sah, daß seine Anstrengung vergeblich war, brach er sein hartnäckiges Stillschweigen und schrie mit einer rauhen mißtönenden Stimme, die mehr einem Geheul, als menschlichen Tönen glich: „Zu trinken!“

Dieser Ausruf des Leidenden, weit entfernt das öffentliche Mitleid zu wecken, gab der rohen Menge neue Gelegenheit zu Neckereien und Scherzreden. Nicht eine einzige Stimme erhob sich für den Unglücklichen; man lachte und machte sich lustig über seine Leiden. Man muß jedoch bekennen, daß in diesem Augenblicke der Patient mehr lächerlich und widerwärtig, als mitleidswürdig erschien, mit seinem finstern Gesicht, mit seinem flammenden Auge, mit seinem von Wuth und brennendem Durst schäumen-

den Munde. Man muß ferner gestehen, daß, wenn sich auch irgend eine mitleidige Seele unter dem Haufen gefunden hätte, die geneigt gewesen wäre, dem armen leidenden Geschöpf einen Tropfen Wassers zu reichen, doch um die ehrlosen Stufen des Schandpfahls ein Vorurtheil von Schmach und Schande herrschte, das jeden gutmüthigen Samariter hindern mußte, sich ihnen zu nähern.

Einige Minuten lang warf Quasimodo einen Blick der Verzweiflung auf die Menge und wiederholte dann in noch kläglicherem Tone: „Zu trinken!“

Die Menge erhob ein schallendes Gelächter.

„Hier hast Du zu trinken!“ schrie Robert Poussépain und warf ihm einen im Straßentoth getränkten Schwamm zu. „Da, garstiger Zwerg, ich bin noch Dein Schuldner.“

Ein Weib warf ihm einen Stein an den Kopf: „Das soll Dich lehren, uns bei Nacht mit Deinem verfluchten Geläute aufzuwecken.“

„Teufelskind!“ heulte ein Lahmer und suchte ihn mit seiner Krücke zu erreichen, „wirfst Du uns wieder Zauberzettel vom Thurm der Liebfrauenkirche herabwerfen?“

„Hier hast Du einen Napf zum Trinken!“ rief ihm ein Mann zu und warf ihm einen zerbrochenen Krug auf die Brust. „Du bist Schuld daran, daß meine Frau ein Kind mit zwei Köpfen auf die Welt gebracht hat!“

„Und meine Kaze ein Junges mit sechs Füßen!“ heulte ein altes Weib und warf einen Ziegel nach ihm. •

„Zu trinken!“ wiederholte Quasimodo zum dritten Mal, keuchend und halb verschnarcht.

In diesem Augenblicke sah er aus der sich öffnenden Menge ein junges seltsam gekleidetes Mädchen treten. Eine kleine weiße Ziege mit vergoldeten Hörnern folgte ihr. Das Mädchen trug einen bastischen Tambourin in der Hand.

Quasimodo's Auge funkelte. Es war die nämliche Zigeuerin, die er in der vergangenen Nacht entführen wollte, und wegen welcher er, wie er dunkel fühlte, jetzt gezüchtigt wurde. Er zweifelte nicht, daß sie komme, um sich zu rächen und ihm irgend ein Leid anzuthun. Er sah sie in der That rasch die Stufen heraufsteigen. Zorn und Verdruß erstickten ihn fast; er hätte das ganze Gerüste zertrümmern mögen, und wenn sein Blick ein Bliß gewesen wäre, so würde er die Aegypterin zermalmt haben, ehe sie die Plattform erreichte.

Das Mädchen näherte sich, ohne ein Wort zu sagen, dem Unglücklichen, nahm eine Flasche aus ihrem Gürtel und brachte sie sachte an seine vertrockneten Lippen.

Jetzt sah man in diesem trockenen und brennenden Auge eine Thräne aufsteigen, die langsam über sein mißgestaltetes Gesicht herabrollte. Es war vielleicht die erste Thräne, die der Unglückliche je vergossen hatte.

Er vergaß zu trinken. Das Zigeunermädchen machte eine Geberde der Ungeduld, brachte ihm die Flasche an den Mund und hob sie in die Höhe. Er trank in langen Zügen. Sein Durst war brennend gewesen.

Nachdem er seinen Durst gestillt hatte, verlängerte er seine schwarzen Lippen, ohne Zweifel in der Absicht, die Hand zu küssen, die ihm Beistand geleistet. Aber die Kleine, die sich des gewaltsamen Versuches der vergangenen Nacht erinnerte und auch jetzt nicht recht traute, zog ihre Hand mit der Geberde eines erschrockenen Kindes zurück, das von einem wilden Thiere gebissen zu werden fürchtet.

Der arme Taube warf ihr einen Blick zu, in dem sich stiller Vorwurf und unaussprechliche Traurigkeit malten.

Dieses junge, schöne, blühende Mädchen, dieses reine und schwache Geschöpf, voll Mitleid herbeieilend, um dem Elend, der Mißgestalt und Bosheit Hülfe zu leisten — dies wäre überall

ein rührendes Schauspiel gewesen! Auf einem Pranger war es göttlich.

Selbst der rohe Haufe, der das Gerüst umstand, wurde davon ergriffen, klatschte in die Hände und rief: „Hurrah! Hurrah!“

In diesem Augenblicke hatte die Klausnerin vom Rolands-
thurm das Zigeunermädchen auf dem Pranger erblickt und
ihr die Verwünschung zugerufen: „Verflucht seist Du, Tochter
aus Aegyptenland! Verflucht! Verflucht!“

Esmeralda erbleichte und stieg mit schwankenden Schritten
vom Pranger herab. Die Stimme der Klausnerin rief ihr nach:
„Steige herab! Steige herab, ägyptische Räuberin! Du wirst
eines Tages wieder hinaufsteigen!“

„Die Klausnerin hat ihre schwarze Stunde!“ murmelte das
Volk. Dabei blieb es, denn wer damals aus freiem Willen
Tag und Nacht betete, wurde für heilig gehalten und gefürchtet.

Nachdem die Zeit verflossen war, entließ man den Delin-
quenten und die Menge zerstreute sich nach allen Richtungen.

An der großen Brücke machte Mahiette plötzlich Halt und
fragte ihren Knaben: „Ei, Gustach! Was hast Du denn mit
dem Kuchen gemacht?“

„Mutter,“ erwiderte das Kind, „während Ihr mit der
Dame im Rattenloche sprachtet, kam ein großer Hund und biß
meinen Kuchen an; dann habe ich auch davon gegessen.“

„Wie, Du hast Alles gegessen?“

„Der Hund hat's gethan; ich sagte es ihm wohl, aber er
hörte nicht darauf; dann aß ich auch mit.“

XIX.

**Wie es gefährlich ist, sein Geheimniß einer Biege
anzuvertrauen.**

Mehrere Wochen waren verflossen. Man befand sich in den ersten Tagen des März und die Sonne schien schon recht warm und freundlich.

Der Liebfrauentirche gegenüber, die im Strahl der Mittags-sonne glänzte, auf dem Balkon eines gothischen Hauses, saßen mehrere schöne junge Mädchen, lachend und schäfernd. Sie waren in Gold, Sammt und Seide gekleidet, und Alles an ihnen deutete auf Reichthum und hohen Stand. Es waren in der That die adeligen Damen Fleur-de-Lys de Gondelaurier und ihre Gespielinnen Diana de Christeuil, Amelotte de Montmichel, Colombe de Gaillesfontaine und die kleine Chanchevri, lauter Töchter aus guten Häusern, in diesem Augenblicke bei der Wittwe Gondelaurier versammelt, den Prinzen von Beaujeu und seine Gemahlin zu erwarten, die im Monat April nach Paris kommen und die Ehrendamen wählen sollten, die zur Einholung der Dauphine Margarethe bestimmt waren, wenn man sie in der Picardie von den Flamändern übernehmen würde. Alle Junter auf dreißig Stunden in der Runde strebten nach dieser Auszeichnung für ihre Töchter, und Viele hatten sie bereits nach Paris gebracht oder geschickt. Die genannten jungen Damen waren der Hut der ehrwürdigen Dame Aloise de Gondelaurier anvertraut, welche die Wittwe eines Kapitäns der königlichen Bogenschützen war und sich mit ihrer einzigen Tochter in ihr Haus an der Ecke der Straße Parvis, der Liebfrauentirche gegenüber, zurückgezogen hatte.

Der Balkon, auf welchem die jungen Mädchen waren, öffnete sich gegen ein reich tapezirtes Zimmer. Im Hintergrunde desselben, am Kamin, saß in einem reichen Armstuhl von rothem Sammt die Dame Gondelaurier, deren 55 Jahre in ihrer Kleidung sowohl, als auf ihrem Gesichte zu lesen waren. Neben ihr stand ein junger Mann, dessen Gesicht ziemlich vielen Stolz, auch zugleich keine geringe Dosis von Eitelkeit und Anmaßung aussprach, kurz einer jener schönen Männer, über deren Schönheit alle Weiber einig sind, während der ernste Physiognom die Achsel darüber zuckt. Dieser junge Cavalier trug die glänzende Uniform eines Hauptmanns der königlichen Bogenschützen.

Die Damen saßen theils auf dem Balkon, theils in dem Zimmer; jede hielt auf ihren Knien den Zipfel einer großen Stiderei, an welcher sie gemeinschaftlich arbeiteten. Sie unterhielten sich unter einander mit jener tichernden Stimme und dem halberstickten Lachen einer Versammlung junger Mädchen, in deren Mitte sich ein junger Mann befindet. Der junge Mann, dessen bloße Gegenwart schon alle diese weiblichen Eitelkeiten in Bewegung setzte, schien sich nur wenig um sie zu kümmern, und während jedes dieser schönen Mädchen seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen suchte, putzte er gleichgültig mit seinem hirschledernen Handschuh die Schnalle an seinem Leibgürtel.

Von Zeit zu Zeit sprach die alte Dame leise mit ihm, und er antwortete ihr, so gut er vermochte, mit einer Art linkischer Höflichkeit. Aus der lächelnden Miene, aus kleinen Zeichen guten Einverständnisses der alten Dame, aus den Blicken, welche sie bisweilen auf ihre Tochter Fleur-de-Lys schießen ließ, während sie leise mit dem Kapitän sprach, ließ sich leicht erkennen, daß von einer bereits vollzogenen Verlobung, von einer ohne Zweifel nahen Heirath zwischen dem jungen Manne und Fleur-de-Lys die Rede war. Aus der verlegenen Kälte

des Offiziers ergab sich jedoch, daß es sich, von seiner Seite wenigstens, nicht mehr um Liebe handelte. Sein ganzes Gesicht drückte Verlegenheit und Verdruß aus, und man sah ihm an, daß er hier eine Art Frohndienst verrichtete.

Die gute Dame, ganz vernarrt in ihre Tochter, wie Mütter zu sein pflegen, nahm seinen Mangel an Enthusiasmus nicht wahr, und machte ihm mit leiser Stimme bemerklich, mit welcher unendlichen Vollkommenheit und Grazie Fleur-de-Vys ihre Nadel handhabte.

„Seht doch einmal, Betterchen,“ flüsterte sie ihm ins Ohr, indem sie ihn am Armel zu sich herabzog, „seht doch, jetzt bückt sie sich über die Arbeit!“

„Wahrhaftig!“ antwortete der junge Mann und fiel in sein zerstreutes und kaltes Stillschweigen zurück.

Einen Augenblick darauf mußte er sich aufs Neue zu ihrem Ohre neigen und Dame Aloise sprach zu ihm: „Habt Ihr je ein einnehmenderes und liebreizenderes Gesicht gesehen, als das Eurer Zukünftigen? Kann es etwas Weißeres und Blonderes geben? Sind das nicht vollendete Hände? Und dieser Hals, nimmt er nicht zum Bezaubern alle Biegungen des Schwans an? Wahrhaftig, ich beneide Euch selbst bisweilen! Ihr seid glücklich, ein Mann zu sein, und Ihr verdient es kaum, Ihr lockerer Geselle! Ist nicht meine Fleur-de-Vys anbetungswürdig schön, und seid Ihr nicht ganz rasend in sie verliebt?“

„Allerdings!“ erwiderte er und dachte an etwas Anderes.

„So redet doch mit ihr,“ sagte die Dame plötzlich und stieß ihn an der Schulter weg, „sagt ihr etwas Schönes! Ihr seid ja gar zu schüchtern.“

Die Schüchternheit war übrigens weder die Tugend noch der Fehler des Offiziers. Er machte nun einen Versuch, dem Genüge zu leisten, was man von ihm verlangte.

„Schöne Base,“ sprach er zu Fleur-de-Lys, „welches ist der Gegenstand dieser Stiderei?“

„Schöner Better,“ antwortete Fleur-de-Lys mit verdrießlicher Betonung, „ich habe Euch schon dreimal gesagt, daß es die Grotte Neptuns ist.“

Augenscheinlich besaß Fleur-de-Lys einen helleren Blick als ihre Mutter, und die Kälte und Zerstretheit ihres Bräutigams waren ihr nicht entgangen. Er fühlte daher die Nothwendigkeit, irgend ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen.

„Und für wen ist diese Stiderei bestimmt?“ fragte er.

„Für die Abtei Sanct Anton,“ antwortete Fleur-de-Lys, ohne die Augen zu erheben.

Der Kapitän nahm eine Ecke der Tapete in die Hand: „Wer ist dieser dicke Gendarm, schöne Base, der mit vollen Baden in die Trompete bläst?“

„Es ist Triton.“

In den kurzen Antworten der Dame lag eine Betonung, die anzeigte, daß sie sich gekränkt fühle. Der junge Mann sah ein, daß er ihr nothwendig etwas ins Ohr sagen müsse, eine Galanterie, eine Dummheit, gleichviel. Er neigte sich demnach zu ihrem Ohre, aber er konnte mit der ganzen Anspannung seiner Denkkraft keine zärtlichere und innigere Anrede finden, als folgende: „Warum trägt denn Eure Frau Mutter immer noch den alten, mit Wappen gestickten Rock, wie unsere Großmütter zur Zeit Karls VII.? Sagt ihr doch, schöne Base, daß dies nimmer Mode ist, und daß der Harnisch und Lorbeer auf ihrem gestickten Kleide ihr das Ansehen einer wandernden Tapete geben. So kleidet man sich heutzutage nimmer, das schwäre ich Euch.“

Fleur-de-Lys erhob ihre schönen Augen und erwiederte leise im Tone des Vorwurfs: „ist das Alles, was Ihr mir schwört?“

Die gute alte Dame, als sie so das liebende Paar, flüsternd und kosend, erblickte, sagte zu sich selbst: „Oh, rührendes Bild der Liebe!“

Der Kapitän, immer verlegener, bückte sich auf die Tapete und sprach: „Eine herrliche Arbeit, so wahr Gott lebt!“

Colombe de Gaillesfontaine, eine andere schöne Blondine, benützte diesen Ausruf und wagte furchtsam ein Wort, das sie an Fleur-de-Lys richtete, in der Hoffnung, daß der schöne Offizier es ihr beantworten werde: „Meine liebe Gondelaurier, habt Ihr die Tapeten des Palastes Rouche-Gujon gesehen?“

„Ist das nicht der Palast, der den Garten der Weißzeughändlerin des Louvre einschließt?“ fragte lachend Diana de Christeuil, die, weil sie schöne Zähne hatte, bei jeder Gelegenheit lachte.

„Und wo der große alte Thurm der alten Mauer von Paris steht?“ fügte Amelotte de Montmichel hinzu, eine niedliche Brünette, welche die Gewohnheit hatte zu seufzen, wie die Andere zu lachen, ohne daß eine von Beiden wußte, warum.

„Meine liebe Colombe,“ fiel die alte Dame ein, „Ihr sprecht wohl von dem Palast des Herrn von Bacquedille unter dem König Karl VI.? Es sind wirklich sehr schöne Tapeten darin.“

„Karl VI.! König Karl VI.!“ brummte der Kapitän zwischen den Zähnen. „Die gute Dame hat ein herrliches Gedächtniß für diese alten Geschichten!“

Die alte Dame fuhr fort: „Schöne Tapeten, beim wahrhaftigen Gott! Sehr seltene Tapeten!“

In diesem Augenblicke rief Berangere de Champchevrier, ein munteres Kind von sieben Jahren, das vom Balkon auf den Platz hinabgeblückt hatte: „Seht doch, schöne Bathin Fleur-de-Lys! Seht doch die niedliche Tänzerin, die da unten, mitten

unter den Bürgern, auf dem Pflaster tanzt und den Tambourin schwingt!"

"Es wird irgend eine Zigeunerin sein!" erwiderte Fleur-de-Lys, indem sie nachlässig den Kopf der Straße zudrehte.

"Laßt sehen! Laßt sehen!" riefen ihre lebhaften Gespielinnen und rannten auf den Balkon, während ihnen Fleur-de-Lys, nachdenklich über die Kälte ihres Bräutigams, langsam folgte. Der Kapitän, den dieser Zwischenfall von einer peinlichen Unterhaltung befreite, zog sich mit der Zufriedenheit eines Soldaten, der von seinem Posten abgelöst wird, in den Hintergrund des Zimmers zurück.

Vor noch nicht langer Zeit war ihm der Dienst bei der schönen Fleur-de-Lys im geringsten nicht als ein Frohndienst erschienen, und er hatte ihn mit Eifer und Neigung verrichtet; aber je näher der Hochzeitstag kam, um so kälter wurde der Bräutigam. Die Aussicht auf die unauflösbaren Bande der Ehe behagte ihm nicht, er war etwas unbeständig und, die Wahrheit zu sagen, von ziemlich gemeinem Geschmack. Obgleich von hoher Geburt, hatte er doch unter dem Harnisch mehr als eine Gewohnheit gemeiner Haudegen angenommen. Die Kneipe und was ihr anklebt, gefiel ihm wohl. Die Soldatensprache die militärischen Galanterien, die zugänglichen Schönheiten und die leichten Erfolge: das war es, was ihm Freude machte. Er hatte zwar in seiner Familie einige Erziehung erhalten und Manier angenommen; aber er kam allzujung unter den Harnisch, in die Garnison, in das Lager, und der Firniß des Edelmanns verwißte sich bald an dem ledernen Degengehänge des Gendarmen.

Er besuchte zwar, aus einem Ueberrest von Achtung für die gute Gesellschaft, Fleur-de-Lys noch von Zeit zu Zeit, aber die Gegenwart seiner Braut war ihm doppelt peinlich: einmal, weil er um so weniger Liebe für sie übrig behielt, je mehr er

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARY

von diesem Artikel an öffentlichen Orten verschwendete, und dann, weil er in der Mitte dieser gepuzten und anständigen Damen wie auf Nadeln saß und immer befürchtete, daß ihm irgend ein Fluch oder eine Bote aus der Wachtstube entweichen möchte.

Im Uebrigen machte er bei alle dem große Ansprüche auf Eleganz und schöne Kleidung. Er hatte sich eben, an Etwas oder an Nichts denkend, an das Kamin gelehnt, als Fleur-de-Eys plötzlich den Kopf nach ihm umwendete und ihm zurief: „Schöner Better, habt Ihr uns nicht von einer Zigeunerin gesagt, die Ihr vor zwei Monaten, als Ihr die Kunde machtet, aus den Händen von zwölf Straßenräubern befreitet?“

„Ich glaube ja, schöne Base,“ antwortete der Kapitän.

„Nun,“ erwiderte sie, „das ist vielleicht die nämliche Zigeunerin, die da unten auf dem Pflaster tanzt. Kommt einmal und seht, ob Ihr sie wieder erkennt, schöner Better Phöbus!“

Aus dieser sanften Einladung und aus der traulichen Benennung Phöbus, die sie ihm gab, leuchtete ein geheimes Verlangen der Versöhnung hervor. Der Hauptmann Phöbus de Chateaupers (denn er ist es selbst) näherte sich langsam dem Balkon.

„Seht einmal,“ sagte Fleur-de-Eys, indem sie sanft ihre Hand auf seinen Arm legte, „betrachtet diese Kleine, die da unten tanzt! Ist das Eure Zigeunerin?“

Phöbus sah hin und erwiderte: „Ja, ich erkenne sie an ihrer Ziege.“

„Oh, die niedliche kleine Ziege!“ sagte Amelotte, und schlug vor Verwunderung die Hände zusammen.

„Sind ihre Hörner von echtem Gold?“ fragte Berangere. Ohne von ihrem Armstuhl aufzustehen, nahm die alte Dame das Wort: „Ist das nicht eine der Zigeunerinnen, die im vergangenen Jahre durch das Thor Sibard eingezogen sind?“

„Frau Mutter,“ erwiderte Fleur-de-Lys sanft, „dieses Thor heißt jetzt Höllenthor.“

Fleur-de-Lys wußte, daß sich ihr Bräutigam über die veralteten Benennungen und Redensarten immer ärgerte. Wirklich murmelte er auch zwischen den Zähnen: „Thor Gibard! Thor Gibard! Da könnte der König Karl VI. noch einmal seinen Einzug halten!“

„Pathin,“ rief die kleine Berangere, deren stets bewegliche Augen sich gegen den Gipfel der Liebfrauenkirche erhoben hatten, „was ist denn das für ein schwarzer Mann auf dem Thurm da oben?“

Alle die jungen Mädchen wendeten ihre Augen zum Thurm hinauf. Ein Mann in schwarzer Kleidung lehnte sich über die Balustrade des nördlichen Thurms heraus und blickte auf den Greveplatz herab. Es war ein Priester. Man erkannte deutlich seine Kleidung und sein in beide Hände gestütztes Gesicht. Er stand unbeweglich wie eine Bildsäule. Sein Auge starrte unverändert auf den Platz hinab. Er glich einem Habicht, der hoch in der Luft eine Taube erblickt und auf sie herabstoßen will.

„Das ist der Archidiaconus der Liebfrauenkirche,“ sagte Fleur-de-Lys.

„Ihr müßt gute Augen haben, daß Ihr ihn von hier aus erkennt!“ bemerkte Gaillesfontaine.

„Wie er die kleine Tänzerin betrachtet!“ fiel Diane de Christeuil ein.

„Die Aegypterin mag sich hüten, denn er liebt Aegyptenland nicht!“ sagte Fleur-de-Lys.

„Der Mann da oben,“ fügte Amelotte de Montmichel hinzu, „sollte sie nicht mit so bösen Augen ansehen, denn sie tanzt zum Entzücken.“

„Schöner Better Phöbus,“ sagte plötzlich Fleur-de-Lys, „da

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARY

Ihr diese kleine Zigeunerin kennt, so ruft sie doch herauf, daß wir einen Spaß haben.“

„Ach ja! Ach ja!“ riefen alle Mädchen und klatschten in die Hände.

„Das wäre thöricht,“ antwortete Phöbus. „Sie hat mich ohne Zweifel vergessen, und ich weiß nicht einmal ihren Namen. Weil Ihr es aber wünscht, meine Damen, so will ich einen Versuch machen.“

Mit diesen Worten beugte er sich über den Balkon und schrie auf die Straße hinab: „Kleine!“

Die Tänzerin, die in diesem Augenblicke den Tambourin nicht schlug, wendete das Haupt der Gegend zu, woher dieser Ruf kam. Ihre glänzenden Augen hafteten auf Phöbus fest, und sie hörte auf zu tanzen.

„Kleine!“ wiederholte der Kapitän und gab ihr mit dem Finger ein Zeichen, zu kommen.

Das Zigeunermädchen betrachtete ihn noch immer; jetzt erröthete sie, als ob ihr eine Flamme ins Gesicht gestiegen wäre, nahm ihren Tambourin unter den Arm und ging, zum großen Verdrusse der Zuschauer, der Pforte des Hauses zu, von dessen Balkon Phöbus sie gerufen hatte: sie ging langsam, schwankend und mit dem angsterfüllten Blicke eines Vogels, der dem Zauberblick einer Schlange gehorcht.

Bald darauf hob sich die Tapete der Eingangsthüre, und das Zigeunermädchen erschien auf der Schwelle des Zimmers; hoch erröthend, verlegen, athemlos, mit niedergeschlagenen Augen, wagte sie nicht einzutreten.

Die kleine Berangere klatschte vor Vergnügen mit den Händen.

Die Tänzerin blieb unbeweglich auf der Thürschwelle stehen. Ihr Erscheinen hatte auf die Gruppe der jungen Mädchen einen sonderbaren Eindruck gemacht. Ein vages und un-

stimmes Verlangen, dem schönen Offizier zu gefallen, belebte sie Alle zumal; seine glänzende Uniform war der Spiegel, in dem alle ihre Koketterien widerstrahlten, und seit seiner Anwesenheit bestand zwischen ihnen eine gewisse geheime Eifersucht, welche sie sich kaum selbst bekannten, die aber gleichwohl jeden Augenblick in ihren Geberden und Reden zum Vorschein kam. Da sie jedoch Alle ungefähr gleich schön waren, so kämpften sie mit gleichen Waffen, und jede von ihnen konnte auf den Sieg hoffen. Das Erscheinen der Zigeunerin störte plötzlich dieses Gleichgewicht. Sie war von einer so seltenen Schönheit, daß sie, als sie die Schwelle betrat, in dem ganzen Zimmer einen ihr eigenthümlichen Schein zu verbreiten schien. In diesem engen Raume, von vier Mauern eingeschlossen, war sie unendlich schöner und strahlender, als auf dem öffentlichen Platze. Sie glich einer Fackel, die man vom hellen Tageslicht in den Schatten bringt. Die adeligen Damen wurden wider Willen von ihr geblendet. Jede fühlte sich in ihrer Schönheit gleichsam verwundet. Auch änderte sich alsogleich ihre Schlachtordnung, ohne daß sie sich mit einem einzigen Worte darüber verständigten. Der weibliche Instinkt versteht sich schneller, als der männliche Verstand. Eine allgemeine Feindin war erschienen: Alle fühlten es, Alle verbündeten sich gegen sie. Ein einziger Tropfen rothen Weins färbt ein ganzes Glas Wasser; um eine ganze Versammlung schöner Weiber mit einer gewissen Laune zu färben, bedarf es nur der Ankunft einer noch schöneren Frau, besonders wenn nur ein einziger Mann in der Gesellschaft ist.

Die so angelegentlich herbeigerufene Zigeunerin wurde eiskalt empfangen. Die Edeldamen betrachteten sie vom Kopf bis zu den Füßen, sahen sich dann untereinander selbst an, und hiermit war Alles gesagt: sie hatten sich wechselseitig verstanden. Inzwischen wartete das arme Mädchen auf eine Anrede und

war so bewegt, daß sie kaum die Augen wieder aufzuschlagen wagte.

Der Kapitän brach zuerst das Stillschweigen.

„Auf meine Ehre,“ sagte er mit seinem Tone unerschrockener Albernheit, „das ist ein herrliches Geschöpf! Was meint Ihr, schöne Base?“

Diese Bemerkung, die ein gebildeterer Bewunderer wenigstens leise gesagt hätte, war nicht geeignet, die weiblichen Eifersüchten niederzuschlagen, die das Zigeunermädchen umlagert hielten.

Fleur-de-Lys antwortete dem Kapitän in affektirt wegwerfendem Tone: „Nicht so übel!“

Die Andern sicherten.

Die alte Dame, vielleicht die eifersüchtigste von Allen, weil sie es für ihre Tochter war, sagte zu der Tänzerin: „Tritt näher, Kleine!“

„Tritt näher, Kleine!“ wiederholte Verangère mit komischer Würde.

Die Ägypterin trat auf die Edeldame zu.

„Schönes Kind,“ sagte Phöbus mit Begeisterung und trat ihr einige Schritte entgegen, „ich weiß nicht, ob ich das unaussprechliche Glück habe, von Dir wieder erkannt zu werden?“

Sie unterbrach ihn, indem sie ihn mit einem graziösen Lächeln anblickte und schnell erwiderte: „O ja! O ja!“

„Sie hat ein gutes Gedächtniß,“ sagte Fleur-de-Lys mit bitterem Lachen.

„Ei,“ fuhr Phöbus ungestört fort, „Du bist mir da neulich unter der Hand entwischt. Fürchtest Du mich denn?“

„O nein! O nein!“ sagte schnell das Zigeunermädchen.

In diesem O ja und in diesem O nein lag Etwas, was sich nicht beschreiben läßt, und wodurch sich Fleur-de-Lys gekränkt fühlte.

„Du hast mir da an Deiner Stelle, mein schönes Kind,“ fuhr der Kapitän fort, dessen Zunge geläufiger wurde, seit er mit einem Straßenmädchen sprach, „einen saubern Vogel zurückgelassen, einäugig und budlig, den Glöckner des Bischofs, glaube ich. Man hat mir gesagt, daß er der Bastard eines Archidiaconus und von Geburt ein Teufel sei. Er hat einen wunderlichen Namen, Ostertag, Pfingsttag, oder wie Teufels er heißt! Ein Festtag ist es! Der Bursche hat sich also unterstanden, Dich zu entführen, als ob Du für solche Lummel gemacht wärest! Das ist etwas stark. Was Teufels wollte sie denn von Dir, diese Nachteule? He! was sagst Du?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete die Zigeunerin.

„Unbegreifliche Unverschämtheit! Ein Glöckner ein Mädchen entführen, wie ein Graf! Ein so gemeines Vieh in das Gehege des Adels einbrechen! Aber er hat es büßen müssen, der Hund! Meister Pierrat Torterue läßt seine Peitsche schwer auffallen, und es wird Dir Freude machen, zu erfahren, daß er Striemen von dem Rücken des unverschämten Glöckners gehauen hat.“

„Armer Mensch!“ sagte die Zigeunerin, der diese Worte die Scene am Schandpfahl wieder in Erinnerung brachten.

Der Kapitän wollte sich vor Lachen ausschütten. „Bei den Hörnern aller Ochsen!“ rief er aus, „da ist das Mitleid so übel angebracht, als eine Feder am Hintern einer Sau, und mein Bauch soll so dick werden, als der des Papstes, wenn . . .“

Er hielt plötzlich inne. „Verzeihung, meine Damen! Ich glaube, ich habe einige Dummheiten gesagt.“

„Pui, mein Herr!“ sagte Gaillesfontaine.

„Er redet mit diesem Geschöpf ihre Sprache!“ fügte Fleur-de-Lys, deren Verdruß von Minute zu Minute stieg, halblaut hinzu.

Dieser Verdruß verminderte sich nicht, als der Kapitän, bezaubert von der Zigeunerin und seiner eigenen Person, sich

auf dem Absatz herumdrehte und mit plumper soldatischer Galanterie wiederholte: „Ein schönes Mädchen, auf Ehre und Seligkeit!“

„Wie eine Halbwilde gekleidet,“ sagte Diane de Christeuil und blöckte ihre schönen Zähne.

Diese Bemerkung war ein Lichtstrahl für sämtliche Damen. Sie zeigte ihnen die wunde Seite der Aegypterin. Da sie ihrer Schönheit nichts anhaben konnten, so warfen sie sich auf ihren Anzug.

„Das muß wahr sein, Kleine,“ sagte die Montmichel, „wie magst Du so ohne Brusttuch und Busenschleier durch die Straßen laufen?“

„Ihr Rock ist so kurz, daß Einem Angst und bange wird,“ fügte Gaillesfontaine hinzu.

„Meine Liebe,“ sagte Fleur-de-Lys in bitterem Tone, „die Stadtsergenten werden Dich auffangen, weil Du einen goldenen Leibgürtel trägst.“

„Kleine, Kleine,“ sagte Diane de Christeuil und warf einen giftigen Blick auf sie, „wenn Du ehrbar Deinen Arm mit einem Marmel bedecktest, so würde er nicht so von der Sonne verbrannt sein.“

Es war in der That ein Schauspiel, das eines verständigeren Zuschauers würdig gewesen wäre, als unser Phöbus war, wie diese schönen Edeldamen mit ihren vergifteten Zungen die Straßentänzerin zwickten und stachen; sie betäubten das arme Kind durch ihr Gelächter, durch ihren Spott, durch endlose Demüthigungen. Man hätte sie für junge römische Damen halten können, die zu ihrer Ergötzlichkeit den Busen einer schönen Sklavin mit goldenen Nadeln durchstachen, oder für zierliche Windhunde, die mit brennenden Augen und lechzender Zunge ein Reh umkreisen, das der Blick ihres Herrn ihnen anzutasten verbietet.

Eine Straßentänzerin ist freilich ein Nichts und weniger als Nichts in den Augen hochgeborener Damen. Sie thaten, als ob sie gar nicht zugegen wäre, und sprachen von ihr, vor ihr, zu ihr, mit lauter Stimme, als von etwas, das ziemlich unreinlich, ziemlich verworfen und ziemlich niedlich sei. Die Tänzerin war nicht fühllos gegen diese Nadelstiche. Von Zeit zu Zeit färbten sich ihre Wangen mit dem Purpur der Scham, ein Bliß des Zorns entflammte ihren Augen; ein höhnisches Wort schien auf ihren Lippen zu schweben; sie warf verachtungsvoll den Mund auf; doch blieb sie ruhig und heftete auf Phöbus einen Blick der Ergebung, sanft und traurig. Es lag auch etwas von Glück und Bärtlichkeit in diesem Blick. Man konnte glauben, daß sie sich bezwang, um nicht fortgejagt zu werden.

Phöbus nahm die Parthie der Zigeunerin mit einer Mischung von Unverschämtheit und Mitleid. „Laß sie reden, Kleine,“ sagte er, und ließ seine goldenen Sporen klirren; „allerdings hat Deine Toilette etwas Ungewöhnliches und Wildes, aber da Du ein so niedliches Kind bist, so hat das nichts zu sagen.“

„Mein Gott!“ rief die blonde Gaillesfontaine aus und bog mit einem bitteren Lächeln ihren Schwanenhals zurück, „die Herren Bogenschützen des Königs fangen, wie ich sehe, leicht Feuer an den schönen ägyptischen Augen.“

„Warum denn nicht?“ sagte Phöbus.

Auf diese Antwort, die der Kapitän nachlässig hinwarf, lachten sämtliche Damen. Fleur-de-lys schloß sich nicht aus, aber zu gleicher Zeit perlte eine Thräne des Verdrusses in ihren Augen.

Die Zigeunerin, die ihre Blicke zur Erde gerichtet hatte, erhob sie jetzt strahlend von Stolz und Freude. Sie blickte Phöbus mit brennenden Augen an und war wunderschön und reizend.

Die alte Dame, die sich durch diesen Auftritt beleidigt fühlte und doch die Sache nicht recht begriff, schrie jetzt plötzlich: „Heilige Jungfrau! Was kriecht mir denn da unter meinen Füßen! Ah! das häßliche Thier!“

Es war die weiße Ziege, die ihre Herrin suchte und sich mit den Hörnern in dem Schlepplleide der Edeldame verwickelt hatte. Die Zigeunerin machte sie los, ohne ein Wort zu sagen.

„Oh! Da ist die kleine Ziege mit den goldenen Hörnern!“ rief Berangère aus und hüpfte vor Freude.

Die Zigeunerin setzte sich auf den Boden nieder und drückte den schmeichelnden Kopf der Ziege gegen ihre Wange. Sie schien sie gleichsam um Verzeihung zu bitten, daß sie auf solche Art von ihr weggegangen sei.

Inzwischen hatte sich Diane zum Ohre der Colombe geneigt.

„Mein Gott!“ rief diese. „Warum habe ich nicht baldier daran gedacht! Das ist die Zigeunerin mit der weißen Ziege; man sagt, sie sei eine Hexe, und ihre Ziege mache sehr wunderbare Kunststücke.“ Nun wandte sie sich an das Zigeunermädchen: „laß Deine Ziege ein Wunder thun!“

„Ich weiß nicht, was Ihr damit sagen wollt,“ erwiderte die Tänzerin.

„Ein Wunder, eine Zauberei, eine Hexerei.“

„Ich verstehe es nicht,“ wiederholte die Zigeunerin und liebkooste die Ziege.

In diesem Augenblicke bemerkte Fleur-de-Lys ein Säckchen von gesticktem Leder, das am Halse der Ziege hing.

„Was ist das?“ fragte sie die Zigeunerin.

Die Aegypterin erhob ihre großen Augen gegen sie und antwortete ernst: „Das ist mein Geheimniß.“

Ich möchte dein Geheimniß wohl wissen, dachte Fleur-de-Lys.

Inzwischen hatte sich die gute alte Dame erhoben und sagte

ärgerlich: „Geda, Zigeunerin! Wenn weder Du noch Deine Ziege uns etwas zu tanzen haben, was macht Ihr da?“

Das Zigeunermädchen, ohne ein Wort zu erwiedern, wendete sich langsam der Thüre zu, aber je näher sie ihr kam, um so langsamer wurde ihr Schritt. Ein Magnet schien sie im Zimmer zurückzuhalten. Plötzlich richtete sie ihre in Thränen schwimmenden Augen auf Phöbus und blieb stehen.

„Beim wahrhaftigen Gott,“ rief der Kapitän, „so geht man nicht. Komm zurück und tanze uns etwas. Ei! mein schönes Schätzchen! wie heißest Du denn?“

„Esmeralda!“ antwortete sie, ohne den Blick von ihm zu wenden.

Dieser ungewöhnliche Name erregte ein tolles Gelächter unter den Mädchen.

„Ein abscheulicher Name für ein junges Mädchen!“ sagte Diane.

„Man sieht wohl,“ rief Amelotte aus, „daß sie eine Heidin und Zauberin ist.“

„Mein Kind,“ sagte feierlich die alte Dame, „Deine Eltern haben Dir diesen Namen sicherlich nicht aus dem Weibkessel der heiligen Taufe geschöpft.“

Inzwischen hatte die kleine Berangère, ohne daß man auf sie Acht gab, mit einem Zuderbrod die Ziege in einen Winkel des Zimmers gelockt. In einem Augenblicke waren sie gute Freunde geworden. Das neugierige Kind knüpfte das lederne Säckchen vom Halse der Ziege ab, öffnete es und schüttelte den Inhalt auf den Boden aus. Es war ein Alphabet, dessen Buchstaben, jeder einzeln, in Buchsbaum geschnitten waren. Kaum lagen diese Buchstaben auf dem Boden, so sah das Kind mit Staunen, wie die Ziege mit ihren Pfoten gewisse Buchstaben herauszog und sie in Ordnung legte. Bald hatte die Ziege ein Wort gebildet, auf das sie eingeübt schien, so schnell war sie

damit fertig, und die kleine Berangère klatschte in die Hände und rief mit Staunen:

„Bathin Fleur-de-Lys, kommt doch und seht, was die Ziege da gemacht hat!“

Fleur-de-Lys kam, blickte hin und schauderte zusammen.

Die auf dem Boden geordneten Buchstaben bildeten das Wort:

P h ö b u s .

„Hat das die Ziege geschrieben?“ fragte sie mit gebrochener Stimme.

„Ja, Bathin,“ antwortete die kleine Berangère, und es war auch keinem Zweifel unterworfen, denn das Kind konnte nicht schreiben.

Das ist also das Geheimniß, seufzte Fleur-de-Lys.

Auf den Ruf des Kindes waren Alle herbeigekommen. Die Zigeunerin sah, welche Dummheit ihre Ziege gemacht hatte. Sie wurde bald roth, bald blaß, und zitterte wie eine Schuldige vor dem Kapitän, der sie mit Verwunderung und einem Lächeln befriedigter Eigenliebe betrachtete.

„Phöbus!“ kicherten die jungen Mädchen, „das ist der Name des Hauptmanns!“

„Du hast ein wunderbares Gedächtniß!“ sagte Fleur-de-Lys zu der Zigeunerin. „Oh!“ fügte sie hinzu, indem sie in Thränen ausbrach und ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte, „es ist eine Zauberin!“

Ein bitteres Gefühl in ihrem Innern, das sie nicht laut werden lassen wollte, sagte ihr, es sei eine Nebenbuhlerin! Sie fiel in Ohnmacht.

„Mein Kind! Mein Kind!“ rief die erschrockene Mutter; „fort Du höllische Zigeunerin!“

Esmeralda raffte schnell die unglücklichen Buchstaben zusammen, gab der Ziege ein Zeichen, und entfernte sich durch

die eine Thüre, während man die ohnmächtige Fleur-de-Lys zur andern hinaustrug.

Phöbus, der allein zurückgeblieben war, zeigte sich einen Augenblick unschlüssig zwischen den beiden Thüren, dann folgte er dem Zigeunermädchen.

XX.

Ein Priester und ein Philosoph sind ihrer Zwei.

Der Priester, den die jungen Mädchen auf der Höhe des Thurmes erblickt hatten, wo er ernst und aufmerksam dem Tanze des Zigeunermädchens zuschaute, war wirklich der Archidiaconus Claude Frollo.

Der Leser kennt die geheimnißvolle Zelle, welche sich der Priester in diesem Thurme vorbehalten hatte. Jeden Tag, eine Stunde vor Sonnenuntergang, stieg er die Treppe des Thurmes hinauf, schloß sich in die Zelle ein und brachte manchmal ganze Nächte darin zu. Als er heute die Treppe hinaufstieg, hörte er den Ton des Tambourin und begab sich auf den Thurm, da er von seiner Zelle aus nicht auf den Platz sehen konnte. Hier stand er, als ihn die jungen Damen erblickten, ernst, unbeweglich, in einen Anblick und einen Gedanken vertieft. Die ganze große Stadt lag unter seinen Füßen, mit dem Flusse, der sie durchströmt, mit ihren tausend Häusern, mit dem Gewimmel ihrer Bewohner; aber der Priester blickte nur auf einen Punkt und ein Wesen: den Platz unter ihm und das tanzende Zigeunermädchen.

Es war schwer zu sagen, welcher Art dieser Blick war, und welche Flamme aus ihm leuchtete. Es war ein fester und

doch von innerer Unruhe zeugender Blick. Wenn man den Priester so dastehen sah, in der Unbeweglichkeit seines Körpers, mehr Marmor als das Gelande, auf das er sich lehnte, das versteinerte Lächeln auf seinem Gesichte, so konnte man sagen, daß alles Leben sich in seine Augen gezogen habe.

Inzwischen tanzte die Zigeunerin, schwang den Tambourin, leicht, behend, fröhlich, und fühlte nichts von dem Gewicht des furchtbaren Blickes, den der Priester von der Höhe des Thurmes auf ihr Haupt warf.

Die Menge wimmelte um sie her. Von Zeit zu Zeit ließ ein Mann, der eine gelb und rothe Mütze auf dem Kopfe trug, den Kreis erweitern, wenn die Zuschauer sich allzunahе drängten, setzte sich dann wieder auf einen Stuhl in der Nähe der Tänzerin und nahm den Kopf der Ziege zwischen seine Kniee. Dieser Mensch schien der Begleiter der Zigeunerin zu sein. Claude Frollo konnte von der Höhe des Thurmes seine Gesichtszüge nicht erkennen.

Von dem Augenblicke an, da der Archidiaconus diesen Unbekannten gewahrte, schien sich seine Aufmerksamkeit zwischen ihm und der Tänzerin zu theilen, und sein Gesicht wurde immer finsterner. Plötzlich durchschauerte ein Frost seinen ganzen Körper. Was ist das für ein Mann? murmelte er zwischen den Zähnen, ich habe sie doch immer allein gesehen.

Mit diesen Worten verließ er plötzlich den Altan und stieg die Wendeltreppe hinab. Als er am Glockenthurme vorüberging, sah er Quasimodo auf den Platz hinablicken. Der Zwerg war so in Betrachtung vertieft, daß er den vorübergehenden Priester nicht bemerkte. Sein wildes Auge hatte einen ganz anderen Ausdruck angenommen, sein Blick war sanft und wie bezaubert.

Das ist doch seltsam! murmelte der Priester. Ist es auch die Aegypterin, die er auf solche Weise betrachtet?

Er stieg weiter hinab und kam auf den öffentlichen Platz. „Wo ist denn die Zigeunerin hingekommen?“ fragte er, sich unter die Gruppe der Zuschauer mischend, welche der Tambourin herbeigelockt hatte.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete ihm einer derselben; „ich glaube, man hat sie da in ein Haus gerufen, um ihre Kunststücke zu machen.“

An der Stelle der Aegypterin machte jetzt der Mensch mit der roth und gelben Mütze, der eine Art Hanswurst schien, seine Kunststücke. Er ging eben im Zirkel herum, die Ellenbogen in die Seiten gestemmt, den Kopf rückwärts gebogen, mit ausgestrecktem Hals und hochrothem Gesicht, einen Stuhl zwischen den Zähnen haltend. Auf diesen Stuhl hatte er eine Kaze gebunden, die ihm eine Nachbarin geliehen hatte, und die jämmerlich schrie.

„Bei unserer lieben Frau!“ rief der Archidiaconus aus, als eben der Hanswurst, große Tropfen schwitzend, an ihm vorüberging, „das ist ja unser Meister Peter Gringoire.“

Die strenge Stimme des Archidiaconus erschreckte den armen Teufel so sehr, daß er das Gleichgewicht verlor, und daß Stuhl und Kaze unter allgemeinem Lachen auf die Köpfe der Zunächststehenden fielen.

Meister Peter Gringoire, denn er war es selbst, würde wahrscheinlich einen harten Stand mit der Eigenthümerin der Kaze und den zerkrakten Gesichtern um ihn her gehabt haben, wenn er nicht schnell in die Kirche entwischt wäre, wohin ihm der Priester, nachdem er ihm ein Zeichen gegeben, ihm zu folgen, vorangegangen war.

Die Kirche war bereits finster und verlassen. Nachdem sie einige Schritte gegangen waren, lehnte sich der Priester mit dem Rücken an einen Pfeiler und warf einen ernsten und festen Blick auf den Poeten und Hanswurst. Dieser Blick war kein solcher,

wie Peter Gringoire ihn fürchtete, beschämt, wie er war, daß eine so ernste und gelehrte Person ihn in der Hanswurstjade überrascht hatte. Der Blick des Priesters hatte nichts Echerzhaftes und Ironisches an sich; er war ernst, ruhig und durchdringend. Der Archidiaconus brach zuerst das Stillschweigen.

„Kommt einmal daher, Meister Peter! Ihr werdet mir Allerlei zu erzählen haben, und vor allen Dingen, wie es kommt, daß man Euch seit zwei Monaten nimmer gesehen hat, und jetzt auf der Straße findet, in einem saubern Aufzug, halb gelb und halb roth, wie ein wahrer Hanswurst und Seiltänzer.“

„Herr und Meister,“ erwiderte Peter Gringoire mit kläglichlicher Stimme, „ich trage da allerdings einen seltsamen Kittel, und ich bin selbst so beschämt darüber wie eine Kaze, der man eine Kürbisflasche aufsetzt. Es ist allerdings nicht wohl gethan, die Stadtsergenten in den Fall zu setzen, unter dieser bunten Jade den humerus eines pythagoräischen Philosophen ausklopfen zu müssen. Aber was ist zu machen, mein sehr ehrwürdiger Herr und Meister? Die Schuld liegt an meinem alten schwarzen Rock, der mich im Anfang des Winters unter dem Vorwand, daß er in Lappen zerfalle und in der Kiste des Lumpensammlers ausruhen müsse, schmählich verlassen hat. Was war zu machen! Die Civilisation ist noch nicht so weit vorgerückt, daß man nackt geht, wie der alte Diogenes wollte. Zudem wehte ein kalter Wind, und der Monat Januar ist nicht der geeignetste im Jahr, um diesen neuen Schritt zur Humanität zu thun. Diese bunte Jade hat sich nun vorgefunden, und ich habe sie an die Stelle meines seligen schwarzen Rocks gesetzt, der für einen Hermetiker, wie ich bin, nicht sehr hermetisch geschlossen war. Ihr seht mich demnach hier in meiner Histrionen-Jade. Was ist zu machen? Es ist eben eine Sonnenfinsterniß, und Apoll hat ja selbst bei Admet die Ziegen gehütet.“

„Ihr treibt da ein schönes Handwerk!“ fuhr der Archidiaconus fort.

„Ich muß selbst gestehen, daß es besser ist, zu philosophiren und zu dichten, die Flamme im Ofen anzublafen oder sie vom Himmel zu empfangen, als Käse auf dem Pflaster herumzutragen. Auch stehe ich hier so dumm vor Euch wie ein Esel vor einem Bratenwender. Was ist aber zu machen? Man muß alle Tage gelebt haben, und die schönsten alexandrinischen Verse wägen kein Stückchen alten Käse auf, das man zwischen den Zähnen hat. Ich habe, wie Ihr wißt, für Frau Margarethe von Flandern jenes berühmte Epithalamium gemacht, und die Stadt bezahlt es mir nicht unter dem Vorwand, daß es nichts Vorzügliches sei, als ob man um vier Thaler eine Sophocles'sche Tragödie liefern könnte. Es blieb mir also nichts übrig, als Hungers zu sterben. Zum Glücke habe ich ein paar kräftige Rinnbaden, und ich sprach zu denselben: Macht Kunststücke, haltet den Stuhl und die Kase im Gleichgewicht! Nährt euch selbst! Ein Schock Spizbuben, die jetzt meine guten Freunde sind, haben mich zwanzig verschiedene Hercules-Stücke gelehrt, und nun beißen jeden Abend meine Zähne das Brod, das sie den Tag über verdient haben. Im Uebrigen concedo, ich gebe zu, daß es ein trauriger Gebrauch meiner geistigen Fähigkeiten ist, und daß der Mensch etwas Anderes treiben kann, als in altes Holz zu beißen und mit den Zähnen Käse auf dem Pflaster herumzutragen. Allein, mein sehr verehrter Meister, es ist nicht hinreichend, sein Leben hinzubringen, man muß es auch verdienen.“

Der Priester hatte ihn stillschweigend angehört. Jetzt nahm sein tiefstliegendes Auge einen so forschenden und durchdringenden Ausdruck an, daß er dem armen Poeten bis auf den geheimsten Grund seiner Seele drang.

„Ganz wohl, Meister Peter,“ jagte der Archidiaconus,

„aber wie kommt es, daß Ihr Euch jetzt in Gesellschaft dieser ägyptischen Tänzerin befindet?“

„Meiner Frau!“ erwiderte Peter Gringoire, „das kommt daher, daß sie meine Frau ist und ich ihr Mann bin.“

Bei diesen Worten entflammte sich das finstere Auge des Priesters.

„Und das hättest Du gethan, Glender?“ schrie er wüthend und faßte krampfhaft den Arm des Dichters. „So bist Du von Gott verlassen, daß Du Dich an dieses heidnische Mädchen hängst!“

„Bei meiner ewigen Seligkeit, ehrwürdiger Herr und Meister,“ antwortete der Poet an allen Gliedern zitternd, „schwöre ich Euch, daß ich sie mit keinem Finger berührt habe, wenn Euch das beunruhigt.“

„Und was faselst Du denn von Mann und Frau?“ fragte der Priester weiter.

Peter Gringoire erzählte nun, so gedrängt als möglich, Alles was der Leser bereits weiß, sein Abenteuer im Hofe der Wunder und seine Heirath mittelst des zerbrochenen Kruges.

Es ergab sich aus seinem Bericht, daß bis jetzt seine Heirath noch kein Resultat gehabt hatte, und daß jeden Abend das schöne Zigeunermädchen ihm die Brautnacht wegstipizte, wie am Hochzeitstage.

„Das ist ein bitterer Kelch,“ schloß unser Dichter seine Erzählung, „aber es kommt daher, daß ich das Unglück gehabt habe, eine Jungfrau zu heirathen.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ fragte der Archidiaconus, dessen Born sich bei Anhörung dieses Berichts allmählig gelegt hatte.

„Das läßt sich schwer erklären,“ antwortete der Poet. „Es ist ein Aberglaube. Meine Frau ist, wie mir ein alter Zigeuner sagte, den wir bei uns den Herzog von Aegypten nennen, ein

Findelkind. Sie trägt am Hals ein Zaubergehänge, durch das sie eines Tages ihre Eltern wieder finden wird, und das seine Kraft verlieren würde, wenn dessen Besitzerin ihre Jungfrauschaft verlöre. Es folgt daraus, daß wir Beide sehr tugendhaft leben."

"Ihr glaubt also," fragte der Priester, dessen Stirne sich immer mehr entwölkte, "Ihr glaubt also, Meister Peter, daß dieses Geschöpf noch ganz unschuldig ist und mit keinem Manne zu thun gehabt hat?"

"Wie will ein Mann mit einem solchen Aberglauben zurecht kommen! Sie hat sich einmal das in den Kopf gesetzt. Es ist allerdings etwas Seltenes um diese Nonnenhaftigkeit, die sich mitten unter diesen so leicht zugänglichen Zigeunerinnen bewahrt. Sie hat aber zu ihrem Schutz drei Dinge: den Herzog von Aegypten, der sie unter seine Obhut genommen hat, weil er vielleicht denkt, daß er eines Tages ihre Jungfrauschaft an irgend einen geilen Abt oder Priester gut verkaufen könne, ihren ganzen Stamm, der sie in besonderer Verehrung hält, wie wir unsere liebe Frau, und dann einen gewissen kleinen Dolch, den die Spitzbüb'in trotz des Verbots immer an einem verborgenen Orte bei sich führt, und der blitzschnell aus der Scheide fährt, wenn man sie umfassen will. Das ist eine Wespe, die gleich sticht!"

Der Archidiaconus bestürmte jetzt Peter Gringoire mit Fragen. Dieser erzählte was er wußte: Die Esmeralda sei ein niedliches und harmloses Geschöpf, ungekünstelt und leidenschaftlich, unwissend in Allem und begeistert für Alles, noch nicht, nicht einmal im Traume, den Unterschied zwischen einem Manne und Weibe kennend; Tanz, Geräusch, frische Luft liebend, eine Biene, mit unsichtbaren Flügeln an den Füßen. So sei sie durch das herumirrende Leben geworden, das sie von Jugend auf geführt habe. Peter Gringoire hatte erfahren, daß sie als

Kind schon Spanien und Catalonien durchzogen hatte, und bis Sicilien gekommen war; er glaubte sogar, daß die Zigeunerhorde, der sie angehörte, sie bis nach Algier geführt habe. So viel sei gewiß, daß Esmeralda sehr jung aus Ungarn nach Frankreich gekommen. Aus allen diesen Ländern habe das junge Mädchen einige Lappen ihrer Sprache, Gesänge und seltsame Ideen mitgebracht. Das Volk liebe sie wegen ihrer Schönheit, ihrer Munterkeit, ihrer Tänze und Gesänge. Sie glaube sich in der ganzen Stadt von Niemand gehaßt, als von zwei Personen, von denen sie oft mit Entsetzen spreche: von der Klausnerin im Rolandsthurm, welche die Zigeunerin jedesmal verwünsche, so oft sie an ihrem Loch vorübergehe, und von einem Priester, der ihr nie begegne, ohne Blicke auf sie zu werfen, welche ihr Furcht einflößen.

Dieser letztere Umstand brachte den Archidiaconus in große Verlegenheit, ohne daß eben Peter Gringoire viel darauf achtete. Der harmlose Dichter schien bereits jene Nacht wieder vergessen zu haben, in welcher Quasimodo in Gesellschaft des Priesters Esmeralda entführen wollte.

Bei alle dem fürchtete die kleine Tänzerin nichts; sie gab sich nicht mit Wahrsagen ab und sicherte sich dadurch gegen jene Hexenprozesse, die damals so häufig waren. Peter Gringoire gewährte ihr, wenn auch nicht als Gatte, doch als Bruder seinen Schutz. Er war philosophisch genug, diese Art platonischer Ehe geduldig zu ertragen. Er hatte doch ein Obdach und Brod. Jeden Morgen zog er vom Hofe der Wunder aus, meistens mit der Aegypterin, half ihr auf den öffentlichen Plätzen die Spenden der Zuschauer einsammeln, und jeden Abend kehrte er mit ihr unter das nämliche Dach zurück; sie verriegelte sich in ihrem Kammerlein und Meister Peter schlief den Schlaf des Gerechten. Ein sehr gemüthliches Dasein, sagte er, und ganz zu poetischen Träumereien geeignet! Im Uebrigen, wenn er sich auf sein

Gewissen fragte, war unser Philosoph nicht ganz gewiß, wen er mehr liebe: Esmeralda oder ihre Ziege. Er sei ganz vernarrt in dieses niedliche, kluge, fast gelehrte Thier. Ueberhaupt seien die Kunststücke, welche die Ziege mache, höchst einfacher Art, und Esmeralda besitze ein besonderes Talent, sie darin abzurichten. So habe sie die Ziege in kurzer Zeit gelehrt, den Namen Phöbus mit beweglichen Buchstaben zu schreiben.

„Phöbus!“ sagte der Priester. „Warum Phöbus?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete der Poet. „Es ist vielleicht ein Wort, welchem sie geheime Zauberkraft zuschreibt. Sie wiederholt es oft halblaut, wenn sie sich allein glaubt.“

„Seid Ihr versichert,“ fragte der Archidiaconus mit seinem durchdringenden Blicke, „daß es nur ein Wort und kein Name ist?“

„Name! wessen?“

„Was weiß ich?“ sagte der Priester.

„Ich denke mir die Sache so: die Zigeuner haben etwas vom Glauben der Parsen und beten die Sonne an. Daher Phöbus.“

„Das scheint mir nicht so klar, als Euch, Meister Peter.“

„Nun, mir liegt nichts daran. Mag sie ihr Phöbus murmeln, so oft sie will. Das weiß ich gewiß, daß Djali mich fast eben so liebt, als ihre Herrin.“

„Was ist das, diese Djali?“

„Das ist die Ziege.“

Der Archidiaconus stützte sein Kinn in die Hand und schien einen Augenblick nachzusinnen. Plötzlich wendete er sich barsch gegen den Dichter.

„Und Du schwörst mir, daß Du sie nicht berührt hast?“

„Wen? die Ziege?“

„Nein, dieses Weib.“

„Mein Weib? Das kann ich wohl beschwören.“

„Und Du bist oft allein mit ihr?“

„Jeden Abend wohl eine Stunde.“

Der Priester runzelte die Stirne und sagte: „Solut cum sola, non cogitabuntur orare Pater noster.“

Bei meiner armen Seele, ich könnte das Pater noster, das Ave Maria und das Credo in Deum omnipotentem hersagen, ohne daß sie mehr auf mich Acht hätte, als eine Henne auf eine Kirche.“

„Schwöre mir bei dem Bauche Deiner Mutter,“ fuhr der Priester heftig fort, „daß Du dieses Geschöpf nicht mit der Spitze Deines Fingers berührt hast.“

„Ich will es auch bei dem Kopfe meines Vaters beschwören, aber erlaubt mir dagegen auch eine Frage an Euch, mein sehr verehrter Meister.“

„Rede!“

„Was geht dieses Ding Euch an?“

Das bleiche Gesicht des Priesters röthete sich, wie die Wangen eines jungen Mädchens. Er schwieg einen Augenblick, dann erwiederte er in sichtbarer Verlegenheit: „Hört, Meister Peter Gringoire, Ihr seid noch nicht verdammt, so viel ich weiß. Ich nehme Antheil an Euch und will Euch wohl. Nun würde aber jede Berührung dieser höllischen Aegypterin Euch zum Vasallen des Teufels machen. Ihr wißt, daß immer der Leib die Seele verdirbt. Wehe Dir, wenn Du dieses Weib berührst!“

„Einmal,“ sagte Peter Gringoire und kratzte sich hinter den Ohren, „habe ich den Versuch gemacht, es war gleich am ersten Tage; aber er ist mir schlecht bekommen.“

„Ihr habt diese Unverschämtheit begangen, Meister Peter?“ fragte der Priester mit gerunzelter Stirne.

„Ein andermal,“ sagte der Poet und lachte behaglich in sich hinein, „habe ich, ehe ich in's Bett ging, durch das Schlüsselloch gesehen, und da sah ich das lieblichste Ge-

schöpf im Hemde, das je den bloßen Fuß auf den Teppich setzte."

"Geh zu allen Teufeln!" rief der Priester mit einem furchtbaren Blicke, stieß den Dichter an den Schultern von sich und verlor sich in den finsternen Gängen der Kirche.

XXI.

Die Glocken.

Seit dem Tage, wo Quasimodo auf dem Pranger gestanden hatte, glaubten die Nachbarn der Liebfrauenkirche zu bemerken, daß der Feuereifer des Glöckners für seine Glocken sehr erkaltet war. Vorher wurde zu jeder Stunde und bei jedem Anlaß, von der Frühmette bis zur Vesper, anhaltend eifrig, durch alle Tonleitern der Glocken geläutet. Die alten Thürme der Liebfrauenkirche erzitterten den ganzen Tag unter ihrem Schalle. Man fühlte ohne Unterlaß die Gegenwart eines geräuschvollen Geistes, der ihren metallenen Mund in Bewegung setzte. Jetzt schien dieser Geist verschwunden zu sein; die Kirche war stumm, die Feste und Leichenbegängnisse hatten ihr einfaches Geläute, trocken und nackt, was eben das Ritual erforderte, nicht mehr noch weniger. Von dem doppelten Geräusch, das eine Kirche mit der Orgel im Innern, der Glocke nach Außen macht, blieb nur die Orgel übrig. Man hätte glauben können, daß kein Glöckner mehr im Glöckenthurme sei. Gleichwohl war Quasimodo immer noch dort. Was war denn in ihm vorgegangen? Hielten ihn Scham und Verzweiflung wegen des Prangers immer noch niedergeschlagen, tönten die Peitschenhiebe des Stockmeisters noch immer in seiner Seele wieder, und hatte die Be-

trübniß über eine solche Behandlung jedes andere Gefühl in ihm erstickt, selbst die Liebe zu den Glocken? Oder hatte Marie eine Nebenbuhlerin in dem Herzen des Glöckners der Liebfrauenkirche, vernachlässigte er die große Glocke und ihre vierzehn Schwestern für etwas noch Liebenswürdigeres und Schöneres?

Es begab sich, daß in diesem Gnadenjahre 1482 Mariä-Berkündigung auf Dienstag den 25. März fiel. An diesem Tage war die Luft so rein und leicht, daß Quasimodo wieder einige Liebe für seine Glocken zu fühlen begann. Er stieg demnach in den nördlichen Thurm hinauf, während unten die Pforten für die gläubige Menge weit geöffnet waren.

Im Glockenthurme angelangt, betrachtete Quasimodo mit traurigem Kopfschütteln die Glocken, als ob es ihm leid sei, daß etwas Fremdartiges sich zwischen ihn und sie gestellt habe. Als er jedoch die Glocken in Schwung gesetzt hatte, und sie in den Lüften dahinsiegen sah, ward er wieder glücklich wie zuvor, und die Freude strahlte auf seinem Gesichte. Er ging und kam, lief von einer Glocke zur andern, ermunterte mit Stimme und Geberde die Sänger der Lüfte, gleich einem Kapellmeister, der seine Virtuosen anspornt.

„Munter,“ rief er, „munter, Gabriele! sause durch die Luft und trage Deine Stimme durch die Stadt hin, es ist heute Festtag!“

„Thibault, nicht so faul, Du lässest nach, bist Du eingeroftet, Du alter Träumer? So ist es recht! Schnell! Schnell! Man darf den Schlegel nicht sehen. Mache sie alle taub wie mich!“

„Guillaume! Guillaume! Du bist der größte und Basquier ist der kleinste, und macht seine Sache besser als Du! Ich will wetten, daß man ihn weiter hört als Dich.“

So sprechend belebte Quasimodo den Eifer seiner geliebten Glocken.

Jetzt warf er zufällig einen Blick auf den Platz hinab und gewahrte auf demselben ein seltsam gekleidetes Mädchen, das einen Teppich auf den Boden ausbreitete, auf welchen sich eine kleine Ziege setzte; eine Gruppe Zuschauer sammelte sich um sie her. Dieser Anblick änderte plötzlich den Gang seiner Ideen. Quasimodo kehrte den Glocken den Rücken, setzte sich nieder und bestete auf die Tänzerin jenen träumerischen Blick, sanft und zärtlich, der schon einmal den Archidiaconus in Erstaunen gesetzt hatte. Der Glöckner schien Kirche, Thurm und Glocken vergessen zu haben und ganz in der Anschauung des lieblichen Geschöpfes zu leben, das unten auf dem Platze tanzte.

XXII.

Das Verhängniß.

An einem schönen Morgen dieses nämlichen Monats März, Samstag den 29., am St. Eustachstage, bemerkte unser junger Freund Johannes Frollo, der Mühlenhans, während er sich ankleidete, daß seine Börse keinen metallischen Klang mehr von sich gab.

„Arme Börse!“ sprach er. „Keinen rothen Heller mehr! Ach! die Würfel, die Bierflaschen und Venus haben dich grausam ausgefogen! Wie bist du so leer, so flach, so runzlich!“

Traurig kleidete er sich an. Ein Gedanke schien in ihm aufzusteigen, aber nur widerstrebend. Er dachte nach, aber dieser Gedanke kam wieder. Endlich warf er zornig seine Mütze auf den Boden und rief: „Sei's, wie es sei! Es muß sein. Ich gehe zu meinem Bruder, dem Archidiaconus. Er wird mir eine Predigt halten und einen Thaler geben.“

Mit diesen Worten raffte er seine Mütze vom Boden auf und schritt hinaus, wie ein Mensch, der zum Aeußersten schreitet. Als er vor der Liebfrauenkirche ankam, fühlte er sich aufs Neue ungeschlüssig. Er ging gedankenvoll ein paarmal auf und ab und sagte: „Die Predigt ist gewiß, der Thaler zweifelhaft! Wo ist mein Bruder, der Archidiaconus?“ fragte er einen Mefner, der aus dem Kloster kam.

„Er ist,“ erwiderte dieser, „in seiner Zelle im Thurm, und ich rathe Euch nicht, ihn dort zu stören, Ihr hättet denn eine Botschaft vom Pabst oder vom König auszurichten.“

Der Mühlenhans klatschte in die Hände und rief: „Das kommt wie gerufen, eine herrliche Gelegenheit, die berühmte Zauberzelle zu sehen.“

Während er den Thurm hinaufstieg, hielt er folgendes Selbstgespräch: „Ich bin recht neugierig, diese Wunderzelle zu sehen, die mein Bruder versteckt, wie sein Pudendum! Es heißt, daß er dort große Oefen anzünde, um den Stein der Weisen zu kochen! Wie einfältig! Mir liegt an dem Steine der Weisen so wenig, als an einem Kieselstein, und es wäre mir lieber, wenn ich in seinem Ofen einen Gierluchen mit Speck fände, als den größten Stein der Weisen, den es auf der Welt geben mag.“

Nachdem er tausend Schock Donnerwetter über die endlose Treppe geflucht hatte, kam er endlich keuchend vor der magischen Zelle seines Bruders an. „Uf!“ sagte er, „da sind wir ja!“

Der Schlüssel steckte und die Thüre war nur angelehnt; er gab ihr einen leisen Stoß und brachte seinen Kopf durch die Oeffnung.

Wer Rembrand's Faust gesehen hat, kann sich einen Begriff von dem machen, was jetzt Johannes Frolo erblickte: eine düstere Zelle, in der Mitte derselben eine Tafel mit Todtenköpfen, Sphären, Brennkolben, Compaß, hieroglyphischen Per-

gamenten. Vor dieser Tafel sitzt der Doctor Faust, seine Pelzmütze über die finstern Augenbraunen herabgezogen. Man sieht ihn nur mit halbem Leibe; er hat sich halb erhoben von seinem ungeheuern Lehnstuhl, stützt sich mit den Händen auf die Tafel und betrachtet, neugierig und schreckenvoll, einen großen leuchtenden Cirkel magischer Buchstaben, der im Hintergrund der Zelle auf der Wand glänzt. Die cabbalistische Sonne scheint unter der Anschauung zu flimmern und erfüllt die düstere Zelle mit den Strahlen eines geheimnißvollen Lichtes. Es ist schön und furchtbar zugleich.

So ziemlich den nämlichen Anblick hatte Johannes Frollo, als er durch die halboffene Thüre in die Zelle seines Bruders blickte. Sie war eben so düster als Doctor Faust's. Es stand auch ein großer Lehnstuhl und eine große Tafel darin, dergleichen Compasse, Brenntolben, Todtentöpfe, Skelette von Thieren, dicke Manuscripte; nur die leuchtende Inschrift an der Wand fehlte.

In dem Lehnstuhl saß, auf die Tafel niedergebückt, ein Mann, den Johannes Frollo an seinem Kahlkopf alsbald für seinen Bruder erkannte, obgleich er ihm den Rücken zutehrte. Der Archidiaconus war in so tiefen Gedanken, daß er die Anwesenheit seines Bruders nicht bemerkte. Er sprach in abgebrochenen Sätzen für sich, indem er von Zeit zu Zeit wieder in die Manuscripte blickte: „Ja, Manou sagt es und Zoroaster lehrt es! Das Feuer erzeugt die Sonne, die Sonne den Mond. Das Feuer ist die Seele des großen All. Seine elementarischen Atome ergießen sich unaufhörlich über die Welt und rieseln aus unzähligen Quellen. An den Punkten, wo diese Ausströmungen sich am Himmel durchschneiden, erzeugen sie das Licht, an ihren Durchschnittspunkten in der Erde erzeugen sie das Gold. Licht und Gold ist eins. — Feuer im concreten Zustand. — Die Verschiedenheit zwischen dem Sichtbaren und Fühlbaren, zwi-

schen dem Flüssigen und Festen der nämlichen Substanz, der Wasserdunstung zum Eise, weiter nichts. — Das sind keine müßigen Träume, es ist das allgemeine Gesetz der Natur. — Aber wie das Geheimniß dieses allgemeinen Gesetzes in wissenschaftliche Regeln bringen? Wie! dieses Licht, das meine Hand überströmt, ist Gold! diese nämlichen Atome, die nach einem gewissen Gesetze vereinzelt sind, müssen nun nach einem gewissen andern Gesetze wieder vereint werden. — Wie nun? — Einige sind auf den Gedanken gerathen, einen Lichtstrahl einzuschließen. — Uverröes, ja, der ist es, — Uverröes hat einen solchen Lichtstrahl unter dem ersten linken Pfeiler des mohamedanischen Heiligthums in der großen Moschee zu Cordova eingeschlossen, allein man darf die Höhle nicht öffnen, um zu sehen, ob die Operation geglückt ist, bevor 8000 Jahre verlossen sind.“

Da müßte ich lange auf meinen Thaler warten, dachte der Mühlenhans bei sich. — Andere waren der Meinung, fuhr der träumerische Priester fort, daß es besser sei, auf einen Strahl des Sirius zu operiren. Es ist aber sehr schwierig, diesen Strahl rein zu erhalten, wegen der gleichzeitigen Gegenwart anderer Gestirne, deren Strahlen sich damit vermischt. Flamel glaubt, daß es einfacher sei, auf das irdische Feuer zu operiren. — Flamel! Welcher prophetische Name! Flamma! — Ja, das Feuer, sonst nichts, darin liegt Alles. — Der Diamant ist in der Kohle, das Gold im Feuer. — Aber wie es herausziehen? — Magistri behauptet, daß es gewisse Frauennamen von so geheimnißvollem Zauber gebe, daß es nichts weiter bedürfe, als sie während der Operation auszusprechen. — Laßt doch sehen, was hierüber Manou sagt: „Wo man die Weiber ehrt, ist Gott geliebt; wo man sie verachtet, braucht man nimmer zu Gott zu beten. Der Mund eines Weibes ist eine reine Quelle, ein fließendes Wasser, ein Sonnenstrahl. —

Der Name eines Weibes muß angenehm, sanft, wohlklingend sein und Worten einer Benediction gleichen . . ." — Fürwahr! der Weise hat Recht: Maria, Sophia, Esmerald . . — Verflucht seist Du! Immer dieser Gedanke!

Der Priester schlug das Buch, aus dem er gelesen hatte, heftig zu und rieb mit seiner Hand die Stirne, als ob er den Gedanken, der ihn verfolgte, aus dem Kopfe treiben wollte. Hierauf nahm er vom Tische einen Nagel und einen kleinen Hammer, dessen Stiel mit cabbalistischen Zeichen seltsam bemalt war.

Seit einiger Zeit, sagte er mit bitterem Lächeln, scheiterte ich in allen meinen Versuchen! Ich bin von einer fixen Idee besessen, die mein Hirn verzehrt, wie ein brennendes Feuer. Ich konnte nicht einmal Cassiodors Geheimniß, dessen Lampe ohne Docht und Del brannte, wieder auffinden, und das ist doch eine so leichte und einfache Sache!

Den Teufel auch, mag das leicht sein! brummte der Mühlenhans in den Bart.

Es bedarf also, fuhr der Priester fort, bloß eines einzigen ärmlichen Gedankens, um den Menschen schwach und toll zu machen! wie würde doch Claude Bernelle über mich lachen, sie, die nicht einen Augenblick Nicolas Flamel von dem großen Werke abwendig zu machen vermochte!

Wie! ich halte in meiner Hand Bechiel's magischen Hammer! Bei jedem Streiche, den der furchtbare Rabbiner, in seine Zelle eingeschlossen, mit diesem Hammer auf diesen Nagel schlug, that sich plötzlich die Erde auf und verschlang denjenigen seiner Feinde, den er dem Untergang geweiht hatte, wäre er auch zweitausend Meilen weit entfernt gewesen. Der König von Frankreich selbst mußte im Pflaster von Paris bis an die Kniee versinken, bloß weil er eines Abends unbedachtsam an

die Pforte des Wunderthäters gepocht hatte. Und das ist erst vor dreihundert Jahren geschehen. Diesen Hammer und diesen Nagel nun besitze ich, aber was sind sie in meiner schwachen Hand? Eben so wenig furchtbar, als der Schmiedhammer in der Faust eines Grobschmieds. Und gleichwohl braucht es nichts, als die Zauberformel wieder aufzufinden, welche Zechiel aussprach, während er auf den Nagel klopfte.

Das wird keine so große Hexerei sein! dachte der Mühlenhans.

Es kommt nur auf einen Versuch an, fuhr der Priester lebhaft fort. Ist das rechte Wort gefunden, so wird ein blauer Funken aus dem Nagel strömen. — Emen-Hetan! Emen-Hetan! Emen-Hetan! — Das ist nicht das rechte Wort. — Sigeani! Sigeani! Nagel, Nagel, öffne das Grab Jedem, der den Namen Phöbus trägt! — Verflucht seist Du! immer und ewig der nämliche Gedanke! Mit diesen Worten warf er den Hammer zornig von sich und beugte sich so tief auf die Tafel nieder, daß ihn der lauschende Johannes Frollo vor der ungeheuern Lehne seines Stuhls nimmer sehen konnte. Plötzlich erhob er sich wieder, nahm einen Zirkel und grub stillschweigend in die Mauer das griechische Wort:

'ANÁTKH.

Mein Bruder ist ein Narr, dachte der Mühlenhans bei sich. Es wäre viel einfacher gewesen, wenn er geschrieben hätte: Fatum. Es braucht nicht Jedermann Griechisch zu verstehen.

Der Archidiaconus setzte sich wieder in seinen Lehnstuhl und stützte das Haupt in seine beiden Hände, wie ein Kranker thut, dessen Kopf schwer und brennend ist.

Der Student staunte bei diesem Anblick. Er, dessen Herz in der frischen freien Luft flatterte, wie ein Vogel, der auf der Welt kein anderes Gesetz befolgte, als das der Natur, der

seinen Neigungen und Leidenschaften freien Lauf ließ, und bei dem der See großer menschlicher Erschütterungen immer trocken war, weil er ihn jeden Tag in vollen Strömen fließen ließ, er wußte nicht, wie stürmisch dieses Meer menschlicher Leidenschaften aufwallt und gegen die Ufer schlägt, wenn man ihm jeden Ausgang wehrt, wie es anschwillt und das Herz durchfrisst, wie es wallt und wogt, bis es die Dämme durchgraben und sich sein Bett gebrochen hat. Des Priesters ernste und kalte Außenseite, die eisartige Oberfläche unzugänglicher Tugend hatte Johannes Frollo immer getäuscht. Der lustige Student hatte niemals daran gedacht, daß unter dem schneebedeckten Gipfel des Aetna ein Meer flammender Lava verborgen liegt.

Er konnte sich vielleicht im Augenblicke keine genaue Rechen- schaft über diese Gedanken geben, aber das fühlte er doch, daß er gesehen, was er nicht hätte sehen sollen; daß er die Seele seines älteren Bruders in einem Erguß ihrer geheimsten Tiefen überrascht hatte, und daß dieser nichts davon erfahren durfte. Als er daher sah, daß der Archidiaconus in seine vorige Un- beweglichkeit zurückgefallen war, zog er sachte den Kopf aus der Thüre und machte hinter derselben ein Geräusch, wie Jemand, der gerade ankommt und seine Ankunft schon von ferne an- melden will.

„Herein!“ rief der Archidiaconus. „Ich habe auf Euch ge- wartet und deswegen den Schlüssel stecken lassen. Nur herein, Meister Jakob!“

Der Student trat keck in die Zelle. Der Priester, dem ein solcher Besuch an solchem Orte unwillkommen war, rief ihn mißmuthig entgegen: „Wie! Du bist es! Johann?“

„Es ist immerhin ein J,“ erwiderte der Student mit sei- nem rothen, lustigen, unverschämten Gesichte.

Der Archidiaconus nahm eine ernste und strenge Miene an: „Was willst Du hier?“

„Mein Bruder,“ erwiderte der Student, indem er sich vergebliche Mühe gab, sein Gesicht in anständige und bescheidene Falten zu legen, ich wollte Euch nur bitten . . .“

„Um was?“

„Um ein wenig Moral, deren ich sehr benöthigt bin.“ Der Mühlenhans wagte nicht hinzuzufügen: und um ein wenig Geld, das ich noch nothwendiger habe.

„Mein Freund,“ sagte der Archidiaconus frostig, „ich bin sehr unzufrieden mit Dir.“

„Ei du mein Gott!“ seufzte der Student.

Der Priester faßte ihn scharf ins Auge. „Es ist gut, daß Du selbst kommst.“

Dieser Eingang war nicht sehr erbaulich, und der Mühlenhans war einer scharfen Strafpredigt gewärtig.

„Johann, man bringt mir täglich Klagen über Dich vor. Was ist es denn mit der Bastonade, die ihr dem jungen Vicomte Albert de Ramonchamp gegeben habt?“

„Oh! Das ist nicht der Mühe werth: ein unverschämter Page, der absichtlich sein Pferd durch den Roth sprengte, um die Studenten zu bespritzen!“

„Was ist es weiter mit einem gewissen Mahiet Fargel, dessen Kleid ihr zerrissen habt? Tunicam dechiraverunt, besagt die Klagschrift.“

„Bah! Es war nur ein schlechter Rittel! Was ist da für ein Lärm darum?“

„Die Klagschrift besagt Tunicam, und nicht cappellam. Verstehst Du Dein Lateinisch?“

Johannes antwortete nichts.

„So,“ fuhr der Priester mit Kopfschütteln fort, „so steht es jetzt um die Wissenschaft und das Studium? Die lateinische Sprache versteht man kaum, die hebräische gar nicht, die griechische ist so unbekannt, daß selbst die Gelehrtesten sich nicht

schämen, ein griechisches Wort zu überhüpfen, und daß es fast sprüchwörtlich geworden ist: *graecum est, non legitur.*“

Der Student erhob kühnlich seine Augen zu dem Priester: „Wenn es Euch gefällig ist, Herr Bruder, so will ich Euch das griechische Wort, das dort auf der Mauer steht, auf gut Französisch erklären.“

„Welches Wort?“

ΑΝΑΓΚΗ.

Eine leichte Röthe färbte die bleichen Wangen des Priesters, gleich dem emporsteigenden Rauche, der die innere Blut eines Vulkans nach Außen ankündigt. Der Student bemerkte sie kaum.

„Je nun,“ stotterte der ältere Bruder mühsam, „so sage mir, was dieses Wort heißt.“

„Verhängniß.“

Der Archidiaconus wurde wieder bleich, und der leichtsinnige Student fuhr fort: „Und das Wort, das von der nämlichen Hand darunter gegraben ist: *Αναγνεία*, bedeutet Unkeuschheit. Ihr seht, daß man sein Griechisch versteht.“

Der Archidiaconus erwiederte nichts. Diese griechische Lektion hatte ihn in seine alten Träumereien versenkt. Der schlaue Mühlenhans, der sich auf alle Ränke eines verzogenen Kindes verstand, hielt den Augenblick für günstig, seine Bitte anzubringen. Er nahm daher eine äußerst sanfte Stimme an und begann auf folgende Weise:

„Mein lieber Bruder, Ihr werdet mir doch nicht böse sein wegen einer Tracht Schläge, welche etliche böse Buben in gerechter Fehde von mir erhalten haben?“

Dieser schmeichelnde Eingang machte jedoch auf den ernstern Archidiaconus nicht den gehofften Eindruck. Cerberus biß nicht in den Honigkuchen. Die Stirne des Priesters entrunzelte sich nicht im geringsten.

„Wo willst Du damit hinaus?“ fragte er trocken.

„Je nun, um auf die Hauptsache zu kommen: ich brauche Geld.“

Auf diese unverschämte Anforderung nahm das Gesicht des Archidiaconus einen pädagogischen und väterlichen Ausdruck an.

„Ihr wißt, Meister Johann, daß unser Lehen von Tirechappe, wenn man Alles zusammensetzt, nicht über 39 Livres, 11 Sous und 6 Pfennige erträgt. Das ist zwar um die Hälfte mehr, als zu den Zeiten der Gebrüder Paquet, aber es ist noch nicht viel.“

„Ich brauche Geld,“ sagte der Student mit stoischem Gleichmuth.

„Ihr wißt, daß nach dem Spruche des Officials unsere 21 Häuser des Lehens dem bischöflichen Stuhle frohnpflichtig sind, und daß wir diese Last mit zwei Mark abkaufen müssen. Nun wißt Ihr auch ferner, daß ich diese zwei Mark noch nicht zusammen zu bringen vermochte.“

„Ich weiß weiter nichts, als daß ich Geld brauche.“

„Und was willst Du damit machen?“

Auf diese Frage glänzte ein Hoffnungsstrahl in den Augen des Studenten. Er nahm seine vorige unterwürfige und süßliche Miene wieder an.

„Seht, mein lieber Bruder,“ sagte er, „ich würde mich gewiß nicht in schlechter Absicht an Euch wenden. Es ist nicht davon die Rede, mit Euren Pfennigen in der Kneipe den Wildfang zu machen, noch im goldgestickten Mantel durch die Straßen von Paris zu ziehen, den Lakaien hinter mir, cum meo laquasio. Nein, lieber Bruder, dieses Geld ist zu einem guten Werke bestimmt.“

„Zu welchem guten Werke?“ fragte der Archidiaconus etwas verwundert.

„Zwei meiner Freunde möchten gerne dem Kind einer armen Wittwe ein Wickelzeug kaufen. Das ist ein Almosen. Es kostet drei Gulden und ich möchte das Meinige auch dazu beitragen.“

„Wie heißen diese beiden Freunde?“

„Pierre l'Assommeur und Baptiste Croque-Dison.“

„Hm!“ sagte der Archidiaconus, „die Namen dieser guten Freunde passen zu einem guten Werke wie die Faust auf ein Auge.“

Der Mühlenhans sah zu spät ein, daß er die Namen seiner beiden Freunde übel gewählt hatte.

„Und,“ fuhr der kluge Priester fort, „einem armen Weib ein Kindszug kaufen, das drei Gulden kostet!“

„Nun, zum Teufel,“ fuhr der Student erbost auf, „so brauche ich also dieses Geld, um diesen Abend Isabelle im Liebeshale zu besuchen.“

„Unzüchtiger Mensch!“ rief der Priester aus.

„*Avayvela*,“ sagte Johannes.

Dieses Citat, welches der Student boshafter Weise von der Mauer der Zelle entlehnte, machte einen sonderbaren Eindruck auf den Priester. Er biß sich in die Lippen und sein Gesicht überzog sich mit einer Schamröthe.

„Bade Dich,“ sagte er zu Johannes, „ich erwarte Jemand.“

Der Student machte noch einen letzten Versuch:

„Bruder Claudius, gib mir wenigstens ein halbes Livre, daß ich zehren kann.“

„Wo bist Du in Gratian's Decretalien stehen geblieben?“ fragte der Archidiaconus.

„Ich habe meine Hefte verloren.“

„Wie weit bist Du in den lateinischen Humaniores gekommen?“

„Man hat mir meinen Horaz gestohlen.“

„Wie steht es mit Deinem Aristoteles?“

„Meiner Treu, Herr Bruder! Sagt nicht ein gewisser Kirchenvater, daß die Keger aller Zeiten auf die metaphysische Waide des Aristoteles gegangen seien? Ich will kein aristotelisches Heu fressen und meine Religion nicht der Methaphysik opfern.“

„Junger Mensch,“ fuhr der Archidiaconus fort, „bei dem letzten Einzug des Königs war ein Edelmann, Philipp de Comines genannt, auf dessen Pferdsbede der Wahlspruch gestickt war: Qui non laborat, non manducet. Diesen Wahlspruch nimm Dir zu Herzen.“

Der Student zögerte einen Augenblick mit der Antwort, heftete das Auge auf den Boden und machte ein böses Gesicht. Plötzlich wandte er sich gegen seinen Bruder und sagte: „Ihr wollt mir also nicht einmal ein paar Sous geben, um bei dem nächsten Bäcker ein Brod zu kaufen?“

„Qui non laborat, non manducet.“

Auf diese Antwort des unerbittlichen Archidiaconus bedeckte der Mühlens Hans seine Augen mit beiden Händen zu, wie ein schluchzendes Weib, und rief im Tone der Verzweiflung aus: O to to to to toi!

„Was will das heißen, Freund?“ fragte der Archidiaconus, erstaunt über dieses tolle Benehmen.

„Je nun,“ erwiderte der Student und erhob seine frechen Augen zu dem Priester, „das ist Griechisch! Es ist ein Anapäst von Aeschylus, das vollkommen den Schmerz ausdrückt.“

Bei diesen Worten brach er in ein so tolles, convulsives Gelächter aus, daß der Archidiaconus selbst mitlachen mußte. Es war freilich seine eigene Schuld, daß er den Knaben so verwöhnt hatte.

„Oh! mein guter Claudius!“ fuhr Johannes, hierdurch ermuthigt fort, „seht doch einmal meine zerrissenen Stiefel an!

Es gibt keinen tragischeren Cothurn auf der Welt, als ein paar Stiefel, von denen die Sohlen herabhängen."

"Ich werde Dir neue Stiefel schicken, aber kein Geld," versetzte der Archidiaconus mit wiederkehrender Strenge.

"Nur ein paar Sous, geliebtester Bruder!" flehte der Mühlenhans. "Ich will Gratian auswendig lernen, an Gott glauben und ein wahrer Pythagoras in Wissenschaft und Tugend sein. Nur ein paar lumpige Sous! Wollt Ihr, daß mich der Hunger fasse mit seinem offenen Munde, der mir drohend entgegenstarrt, schwarz, stinkend, wie ein Tartarus oder wie die Nase eines Mönchs?"

Der Archidiaconus wiederholte seinen Spruch: Qui non laborat . . . Der Student ließ ihn nicht ausreden: „Zum Teufel!“ schrie er. „Es lebe die Freude! Ich will mich festkneipen, ich will mich schlagen, ich will Krüge und Gläser zerbrechen, ich will zu den Mädchen gehen.“

Mit diesen Worten warf er seine Mütze an die Wand und ließ seine Finger knacken, wie Klappern.

Der Archidiaconus warf einen düstern Blick auf ihn: „Johann, Du bist ein Mensch ohne Seele.“

„In diesem Falle fehlt mir, laut Epikur, ein Etwas, das von einem Etwas geschaffen ist, welches keinen Namen hat.“

„Johann, Du mußt ernstlich auf Deine Besserung denken.“

„Ich sehe wohl,“ rief der Student, indem er bald seinen Bruder, bald die Brennkolben auf dem Ofen betrachtete, „daß es hier verzwickte Gläser und verzwickte Ideen gibt.“

„Johann, Du stehst am Rande eines Abgrunds. Weißt Du, wohin das führen wird?“

„In die Kneipe,“ sagte der Student.

„Die Kneipe führt auf den Pranger.“

„Das ist eine Laterne wie eine andere, und mit dieser hätte vielleicht Diogenes seinen Menschen gefunden.“

„Der Branger führt an den Galgen.“

„Der Galgen ist eine Wage, an deren einem Ende ein Mensch, an dem andern die ganze Erde hängt. Es ist schön, ein Mensch zu sein.“

„Der Galgen führt in die Hölle.“

„Die Hölle ist ein großes Feuer.“

„Johann, Johann, das Ende wird schlecht sein.“

„Wenn nur der Anfang gut ist.“

In diesem Augenblicke ließen sich auf der Treppe menschliche Tritte hören.

„Stille,“ sagte der Archidiaconus und legte seinen Finger auf den Mund, „da kommt Meister Jakob. Höre, Johann,“ fügte er mit leiser Stimme hinzu, „rede niemals von dem, was Du hier gesehen und gehört hast. Verstecke Dich geschwind hinter den Ofen und rühre Dich nicht.“

Der Student kroch hinter den Ofen. Hier kam ihm ein guter Gedanke. „Bruder Claudius, einen Gulden, oder ich bin nicht still!“

„Schweig! ich verspreche Dir einen Gulden.“

„Ich will ihn gleich haben.“

„So nimm in's Teufels Namen,“ schrie der Priester zornig und warf ihm seine Börse zu.

Der Mühlens Hans schlüpfte wieder hinter den Ofen, und in diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre.



Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Einleitung	3
Der große Saal	13
Peter Gringoire	28
Der Cardinal	38
Meister Jakob Coppenole	43
Quasmodo	53
Emeralda	60
Von der Charvbbis in die Schula	62
Wie Peter Gringoire zur Nachtzeit einem schönen Mädchen nachlief, und wie es ihm übel erging	71
Der zerbrochene Krug	76
Eine Hochzeitnacht	95
Elaube Frolo	105
Der Hund und sein Herr	115
Der Abt von St. Martin	118
Der Buchstabe tödtet den Stein	128
Das unpartheißche Urtheil	140
Das Rattenloch	146
Geschichte eines Gladens	147
Eine Thräne für einen Tropfen Wasser	166
Wie es gefährlich ist, sein Geheimniß einer Ziege anzuvertrauen	176
Ein Priester und ein Philosoph sind ihrer Zwei	193
Die Glocken	203
Das Verhängniß	205



Victor Hugo's
sämmtliche Werke,
übersezt von Mehreren.

Zweiter Band.
Dritte revidirte Auflage.



Stuttgart:
Nieger'sche Verlagsbuchhandlung,
(A. Benedict.)
1858.

Buchdruckerei der Negele'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.

Notre = Dame

oder die

Liebfrauenkirche zu Paris.

Ein historischer Roman

übersetzt von

Friedrich Seybold.

II.

I.

Die beiden Schwarzröcke.

Der Mann, welcher eintrat, trug einen schwarzen Rock und war von finsterem Ansehen. Unser Freund Johannes, der, wie man sich denken kann, sich in seinem Winkel so eingerichtet hatte, daß er Alles hören und sehen konnte, wunderte sich ausnehmend über den Grundton von Traurigkeit, der in der ganzen Kleidung und dem Gesichte des Ankömmlings lag. Es war gleichwohl auf demselben Gesichte eine gewisse Milde verbreitet; aber nur die Sanftheit einer Raze oder eines Richters, eine süßliche Süßigkeit. Der Mann war ganz grau, runzlig, nahe an sechzig Jahre alt, weiße Augbraunen, schielend, herabhängende Unterlippe und plumpe Hände. Als der Mühlenhans sah, daß es nichts weiter war als das, nämlich ein Arzt oder eine Gerichtsperson, und daß des Mannes Nase sehr weit vom Munde abstand, was ein Zeichen von Dummheit ist, drückte er sich in seine Ecke und machte sich gefast, eine unbestimmte Zeit in übler Stellung und schlechter Gesellschaft zuzubringen.

Der Archidiaconus hatte beim Erscheinen dieser Person sich nicht einmal von seinem Sitze erhoben. Er gab ihm bloß ein Zeichen, sich auf einem Schemel niederzulassen, der nahe an der Thüre stand, und nach einigen Augenblicken, in welchen er

einen früher gefaßten Gedanken zu verfolgen schien, sagte er mit einer Protektorsmiene zu ihm: „Guten Morgen, Meister Jakob!“

„Ich grüße Euch, Meister,“ antwortete der Schwarzrock. Es lag in den beiden Arten, womit einerseits dieses Meister Jakob, andererseits dieses einfache Meister ausgesprochen wurde, der Unterschied zwischen gnädigster Herr und Herr. Es war augenscheinlich eine Begrüßung zwischen dem Lehrer und dem Schüler.

„Nun,“ fuhr nach einem neuen Stillschweigen der Archidiaconus fort, „kommt Ihr zu Stande?“

„He, mein Meister!“ erwiderte der Andere mit einem traurigen Lächeln, „ich schüre immer das Feuer. Asche genug, aber nicht ein Stäubchen Gold.“

„Ich rede jetzt nicht davon, Meister Jakob Charmolue,“ sagte der Archidiaconus mit einer Geberde der Ungeduld, „sondern von dem Prozeß Eures Herrenmeisters. Heißt er nicht Marc Cenaine? Ist es nicht der Schaffner des Rechenhofes? Gesteht er seine Zauberei? Hat die peinliche Frage Wirkung gethan?“

„Leider nein!“ antwortete Meister Jakob mit dem nämlichen traurigen Lächeln, „wir haben diese Consolation noch nicht erlangen können. Dieser Mensch ist ein Kieselstein, wir könnten ihn in Del siedend, ohne daß er etwas gestände. Gleichwohl sparen wir nichts, um die Wahrheit zu erfahren. Alle seine Glieder sind auseinander gerissen, wir haben bereits alle Grade der Folter angewendet. Alles vergebens. Das ist ein schrecklicher Mensch.“

„Habt Ihr nichts Neues in seinem Hause gefunden?“

„O ja,“ antwortete Meister Jakob und griff in seine Tasche, „dieses Pergament. Es stehen Worte darauf, die wir nicht verstehen, obgleich der Advokat des Criminalgerichts ein wenig

Hebräisch weiß, daß er im Prozeß der Juden der Straße Kantersten zu Brüssel gelernt hat."

Bei diesen Worten rollte Meister Jakob ein Pergament auf. „Gebt her!“ sagte der Archidiaconus. „Keine Magie! Meister Jakob! Emen-Hetan! das ist der Ruf der Vampyre, wenn sie zum Sabbath kommen. Per ipsum, et cum ipso, et in ipso! das ist das Machtwort, das den Teufel in der Hölle fesselt: Hax, Pax, Max, das ist medicinisch, eine Formel gegen den Biß wüthender Hunde. Meister Jakob! Ihr seid Procurator des Königs in Sachen der Kirche. Das ist ein abscheuliches Pergament.“

„Wir werden den Mann abermals auf die Folter bringen. Hier ist etwas, was wir noch weiter gefunden haben.“

Es war ein Brennkolben der nämlichen Art, wie diejenigen, die auf dem Ofen des Archidiaconus standen.

„Aha!“ sagte er, „ein alchymistischer Destillirkolben.“

„Ich muß gestehen,“ fuhr Meister Jakob mit seinem furchtsamen und linkschen Lächeln fort, „daß ich in meinem Ofen einen Versuch damit gemacht habe, der aber nicht besser gelungen ist, als mit dem meinigen.“

Der Archidiaconus untersuchte das Gefäß. „Was hat er da eingegraben? Och! Och! das Wort, womit man die Flöhe vertreibt! Dieser Marc Cenaine ist ein Ignorant! Ich glaube wohl, daß Ihr damit kein Gold zu Stande bringt!“

„Weil wir im Kapitel der Irrthümer sind,“ sagte Meister Jakob; „ich habe so eben, ehe ich herausstieg, das untere Portal studirt. Seid Ihr gewiß, hochwürdiger Meister, daß der Eingang des Werkes über Physik darin abgebildet ist, und daß unter den sieben nackten Figuren, die an den Füßen unserer lieben Frau stehen, diejenige, welche Flügel an den Sohlen hat, Mercurius ist?“

„Ja,“ erwiderte der Priester, „Augustin Ripho schreibt

eß, jener italienische Doktor, der einen bärtigen dienstbaren Geist hatte, von dem er Alles erfuhr. Im Uebrigen will ich Euch das aus dem Texte erklären, wenn wir hinunter gehen."

"Ich danke Euch, mein Meister," sagte Jakob Charmolue und bückte sich bis zur Erde nieder. "Fast hätte ich vergessen," fügte er hinzu, "wann soll ich denn die kleine Zauberin fassen lassen?"

"Welche Zauberin?"

"Die Zigeunerin, die Ihr wohl kennt, und die alle Tage, trotz des Verbots des Officials, ihre Künste in den Straßen von Paris treibt. Sie hat eine vom Teufel besessene Ziege, die liest, schreibt und Mathematik versteht, und die allein genügt, um die ganze Zigeunermwelt hängen zu lassen. Es ist Alles vorbereitet zum Prozesse. Ein niedliches Geschöpf, diese Tänzerin, bei meiner armen Seele! Die schönsten schwarzen Augen, die man sich denken kann! Wann sollen wir mit dem Prozeß anfangen?"

Der Priester war ganz blaß geworden.

"Ich werde Euch das sagen," stotterte er in kaum vernehmbarem Tone. Dann nahm er sich zusammen und sagte: "Für jetzt befördert den Prozeß von Marc Cenaine."

"Seid ruhig deshalb," sagte Meister Jakob lächelnd, "ich werde ihn, sobald ich zurückkomme, auf das lederne Brett bringen lassen. Er ist aber ein Teufelskerl, der selbst Pierrat Torterue müde macht. Die peinliche Frage im Hespel! Das ist das Beste, was wir haben. Er soll sie ersehen."

Der Archidiaconus war in tiefe Gedanken versunken. Erkehrte sich gegen Jakob Charmolue; "Meister Pierrat . . . Meister Jakob, wollte ich sagen, für jetzt den Prozeß von Marc Cenaine!"

"Wohl, mein Meister! Er wird etwas durchzumachen haben! Warum geht er auch auf den Sabbath? Ein Schaffner des

Rechenhofes, der den Text Karls des Großen kennen sollte: *Striga vel masca!* Was die Kleine betrifft, *Smeralda*, wie man sie heißt, so werde ich darüber Eure Befehle erwarten. Wenn wir durch das Portal gehen, könnt Ihr mir auch erklären, wer der Gärtner ist, der sich am Eingang der Kirche befindet. Es wird wohl der Sämann im Evangelium sein. An was denkt Ihr denn, Meister?"

Der Priester, in sich selbst vertieft, hörte nicht auf ihn. Meister Jakob folgte der Richtung seines Blickes und sah, daß er ihn auf ein großes Spinnengewebe bestete, das in der obern Ecke der Fensteröffnung war. In diesem Augenblicke fing sich eine Mücke, welche der von außen hereinleuchtenden Sonne zuströmte, in dem Gewebe. Sowie das Gewebe sich bewegte, fuhr die ungeheure Spinne aus ihrem Gehäuse heraus und faßte die Fliege mit ihren Zangen.

„Arme Mücke!“ sagte Meister Jakob und streckte den Arm aus, sie zu retten.

Jetzt plötzlich erwachte der Archidiaconus aus seinen Träumen und faßte convulsivisch seinen Arm.

„Weg, Meister Jakob!“ rief er aus, „laßt sie machen, das ist das Verhängniß.“

Meister Jakob wendete sich erschrocken um, denn er glaubte nicht anders, als daß eine eiserne Zange seinen Arm gefaßt habe. Das Auge des Priesters war verstört, flammend, fest auf die kleine furchtbare Gruppe der Fliege und der Spinne gerichtet.

„O,“ sagte er mit einer Stimme, die aus der innersten Tiefe seiner Seele zu kommen schien, „hier ist das Symbol von Allem. Sie fliegt dahin in Lust und Freude, sie sucht den Frühling, die frische Luft, die Freiheit! da fällt sie in das ausgebreitete Netz, die scheußliche Spinne stürzt hervor. O Arme Tänzerin! Arme Fliege! Das Schicksal geht seinen unerbittlichen Gang fort. Laßt sie machen, Meister Jakob! Es ist das Ver-

hängniß! Claudius, du bist die Spinne, du bist auch die Fliege! Du flogst der Wissenschaft, dem Licht, der Sonne zu, du suchtest die ewige Wahrheit, aber als du dich auf die strahlende Oeffnung stürztest, auf das Fenster der andern Welt, wo Klarheit und Anschauen ist, erblicktest du, eine blinde Mücke, nicht jenes feine Spinnengewebe, welches das Schicksal zwischen dich und das Licht gehängt hat; Thor, der du bist, du flogst mit allen Flügeln dahin, und jetzt hängst du in den eisernen Netzen des Verhängnisses! Meister Jakob, Meister Jakob, laßt die Spinne machen!"

"Ich versichere Euch," sagte Jakob Charmolue, der von allem Dem nichts verstand, „daß ich sie nicht berühren will; aber laßt doch um Gotteswillen meinen Arm los, Meister, Ihr habt eine eiserne Faust!"

Der Priester achtete nicht auf ihn, heftete fest den Blick auf das Fenster und fuhr in seinen Betrachtungen fort: „Wahnsinniger, der du bist! Hättest du auch mit deinen ärmlichen Mückenflügeln das furchtbare Gewebe durchbrochen, doch würdest du das Licht nicht erreicht haben! Zwischen dir und dem Lichte lag, weiter entfernt, jenes Fenster, jenes durchsichtige Hinderniß, jene Mauer von Krystall, härter als Erz, welche alle Philosophien von der Wahrheit trennt! O Eitelkeit der Wissenschaft! Von weiter Ferne kommen die Weisen gezogen, sich die Stirne an diesem Fenster zu zerbrechen! Ein System nach dem andern zerschellt an diesem durchsichtigen Schleier, der die ewige Wahrheit ewig bedeckt!"

Der Priester schwieg. Diese lepteren Gedanken, die ihn allmählig von sich selbst zur Wissenschaft zurückgeführt, schienen ihn beruhigt zu haben. Meister Jakob brachte ihn durch folgende Frage ganz zum Gefühl der Wirklichkeit zurück: „Nun, Meister, wann werdet Ihr mir einmal helfen Gold machen? Es währt mir fast zu lange, bis es glückt.“

Der Archidiaconus schüttelte das Haupt mit bitterem Lächeln: „Meister Jakob, lest Michael Psellus: Dialogus de energia et operatione Daemonum. Was wir da treiben, ist nicht ganz unschuldig.“

„Leise, Meister! Ich habe es selbst gedacht. Aber man muß schon ein wenig Hermetik treiben, wenn man nur Procurator des Königs in Sachen der Kirche ist, und nicht mehr als dreißig Thaler jährliches Einkommen hat. Nur muß freilich Alles in der Stille geschehen.“

In diesem Augenblicke vernahm Meister Jakob ein Geräusch von Rinnbaden, die etwas lauen. Dieses Geräusch kam unter dem Ofen hervor.

„Was ist das?“ fragte er bestürzt.

Es war Johannes Frollo, der in seinem Versteck eine alte Brodrinde und ein halbverschimmeltes Stück Käse aufgefunden hatte und dieselben mit großem Geräusch der Rinnbaden verzehrte.

„Es ist meine Käse,“ antwortete der Archidiaconus schnell, „die da unten eine Maus gefangen hat und verzehrt.“

Durch diese Antwort fand sich Meister Jakob vollkommen befriedigt. „In der That, Meister,“ sagte er mit respektvollem Lächeln, „alle großen Philosophen haben ihr Hausthier gehabt. Ihr wißt, was Servius sagt: Nullus enim locus sine genio est.“

Der Archidiaconus, der einen neuen Streich des Studenten fürchtete, führte nun den Meister Jakob aus der Zelle, um, wie er sagte, einige Figuren des Portals mit seinem würdigen Schüler gemeinschaftlich zu studiren.

II.

Sieben Flüche in freier Luft und deren Folgen.

„Te Deum laudamus!“ rief der Mühlenhans aus und sprang freudig aus seinem Versteck hervor. „Gottlob, die beiden Nacht-eulen sind fort! Och! Och! Hax! Pax! Max! Die Flöhe! Die wüthenden Hunde! Den Teufel! So geht zur Hölle mit eurer ganzen Unterhaltung, der Kopf schwindelt mir davon. Und einen verschimmelten Käse noch obendrein in den Kauf! Komm, du liebe Börse meines großen Bruders, ich will dich in Wein verwandeln.“

Der Student warf einen zärtlichen Blick auf den Inhalt der Börse, wischte den Staub von Kleidern und Stiefeln, pfiß eine Melodie, sah sich um, ob sonst nichts in der Zelle sei, das er mitnehmen und sich aneignen könnte, ging hinaus, ließ die Thüre hinter sich offen und hüpfte die Treppe hinunter.

Lachend kam er unten auf dem Platze an. „Oh!“ sprach er, „du gutes ehrliches Pflaster von Paris! Verflucht sei diese Wendeltreppe, auf der selbst den Engeln der Jakobsleiter der Athem ausgehen könnte!“

Er machte einige Schritte weiter und erblickte seine beiden Nacht-eulen, d. h. den Archidiaconus und Meister Jakob, in Betrachtung einer Bildsäule des Portals verloren. Er näherte sich ihnen auf der Zehenspitze und hörte den Archidiaconus leise zu Jakob Charmolue sagen: „Wilhelm von Paris hat einen Hiob auf diesen Stein von Lapis-Lazuli graben lassen. Hiob stellt den Stein der Weisen vor, der auch durch das Märtyrertum erprobt werden muß, wie Raimund Lulle sagt: *Sub con-servatione formae specificae salva anima.*“

„Was liegt mir an dem?“ sagte der Mühlenhans, „das Geld habe ich.“

In diesem Augenblicke hörte er hinter sich eine starke Stimme, die einen Schwall von Flüchen in einem Athem ausstieß: „Tod und Teufel! Donner und Blitz! Höllenelement! Gottes Donnerwetter! Zehntausend Millionen Teufel! Stern und Kreuz! Hol' euch der Teufel und seine Großmutter!“

„Das ist entweder mein Freund, der Hauptmann Phöbus, oder der Satan in eigener Person!“ sagte der Student.

Dieser Name Phöbus drang in die Ohren des Priesters, als er eben dem Meister Jakob den Drachen erklärte, der seinen Schweif in einem Bade verbirgt, aus dem unter dichtem Rauch ein Königskopf hervorgeht. Der Archidiaconus brach kurz ab, wendete sich um und sah, wie sein Bruder zu einem hochgewachsenen Officier trat, der eben aus dem Hause Gondelaurier kam.

Es war wirklich der Hauptmann Phöbus de Chateaupers; er lehnte sich an einen Pfeiler des Hauses seiner Braut und fluchte wie ein Heide.

„Meiner Treu, Hauptmann Phöbus!“ sagte der Student und reichte ihm die Hand, „Ihr flucht mit bewunderungswürdiger Geläufigkeit.“

„Tod und Teufel!“ erwiderte der Hauptmann.

„Blitz und Donner!“ versetzte der Student. „Woher kommt dieses Ueberströmen schöner Redensarten aus dem Munde eines so artigen Ritters, wie Kapitän Phöbus ist?“

„Stern und Kreuz, Freund Johann!“ sagte Phöbus und schüttelte ihm die Hand, „wenn das Roß einmal im Laufe ist, kann man es nicht gleich anhalten. Ich habe im großen Galopp geflucht. So oft ich von diesen Bieraffen komme, wo ich mir nicht Lust machen darf, habe ich immer die Gurgel voll von Flüchen; ich muß sie ausschütten, wenn ich nicht daran ersticken will: Donnerwetter! Höllenelement!“

„Wollt Ihr mit mir eine Flasche trinken?“ fragte der Student.

Dieser Vorschlag besänftigte den Kapitän.

„Ich will wohl, aber ich habe kein Geld.“

„Ich habe Geld, ich!“

„Das wäre der Teufel! Laßt doch sehen!“

Der Mühlens Hans hielt prahlend seine Börse vor die Augen des Hauptmanns. Inzwischen war der Archidiaconus, der den Meister Jakob ohne Weiteres stehen ließ, bis auf einige Schritte von ihnen gekommen, so daß er Alles hören konnte, was sie sprachen; sie selbst nahmen ihn nicht wahr, so sehr waren sie in die Betrachtung der Geldbörse vertieft.

Phöbus rief eben aus: „Eine Börse in Eurer Tasche! Johannes Frollo! Das ist der Mond in einem Wassereimer. Man erblickt ihn darin, aber er ist nicht da, es ist bloß ein Schatten. Ich will darauf wetten, daß in Eurer Börse nichts als Kieselsteine sind.“

„Seht hier die Kieselsteine, die ich in meiner Tasche trage!“ sagte der Student frostig und leerte den Inhalt der Börse auf einen nahen Brunnen aus.

„Tod und Teufel! Welch ein rührender, glänzender Anblick! Nein, ich will nicht fluchen, du liebes blankes Geld, du!“ sagte der Hauptmann.

Johannes Frollo stand stolz und erhaben da, wie ein alter Römer, der das Vaterland gerettet hat. Einige kleine Münzen waren auf den Boden gefallen. Der begeisterte Hauptmann bückte sich, um sie aufzulesen.

„Pfui, Kapitän Phöbus de Chateaupers!“ sagte der Student und hielt ihn zurüd.

Der Hauptmann überzählte das Geld, und über den Erfund erstaunt, fragte er: „Freund Johann, wen habt Ihr denn heute Nacht in der Straße der Halsabschneider geplündert?“

Der Student machte ein listiges Gesicht, blinzelte mit den Augen und sagte: „Man hat einen einfältigen Archidiaconus zum Bruder!“

„Hölle und Teufel! Das ist ein würdiger Mann! Gott erhalte ihn lange Jahre,“ rief der Hauptmann aus.

„Laß uns jetzt zur Flasche gehen,“ sagte der Student.

„Wo gehen wir hin?“ fragte Phöbus. „Zum Paradiesapfel?“

„Nein, Kapitän, zur alten Wissenschaft!“

„Johann, bei meinem Bart! Der Wein ist besser im Paradiesapfel.“

„Je nun, also zur Mutter Eva und ihrem Apfel!“ versetzte der Student und nahm den Hauptmann am Arme.

Die beiden würdigen Freunde rafften das Geld zusammen und machten sich auf den Weg zum Paradiesapfel. Der Archidiaconus folgte ihnen mit düsteren und verstörten Blicken. War dies der nämliche Phöbus, dessen verfluchter Name seit seinem Zwiegespräch mit Peter Gringoire sich in alle seine Gedanken mischte? Er wußte es nicht, aber es war einmal ein Phöbus, und schon dieser magische Name war hinreichend, den Priester auf den Fußtritten der beiden lustigen Brüder festzuhalten; er folgte ihnen wie ein hungriger Wolf, und keine ihrer Geberden, keine ihrer Reden entging seinem aufmerksamen Blicke. Im Uebrigen redeten sie laut genug, daß man Alles hören konnte, und es schien ihnen wenig daran zu liegen, ob die Vorübergehenden die Vertrauten ihrer Geheimnisse wurden. Sie sprachen von Duellen, Aneipen, Mädchen und Tollheiten aller Art, nur kein vernünftiges Wort.

Als sie um eine Straßenecke bogen, drang von einem benachbarten Plaze der Schall des Tambourin in ihre Ohren. Der Archidiaconus hörte den Officier zu dem Studenten sagen:

„Donnerwetter! Im Doppelschritt!“

„Warum denn, Phöbus?“

„Ich fürchte, die Zigeunerin möchte mich sehen.“

„Welche Zigeunerin?“

„Die kleine mit der weißen Ziege.“

„Esmeralda?“

„Richtig, Johann, ich vergesse immer ihren verfluchten Namen. Vorwärts, sie möchte mich erkennen. Es wäre mir nicht lieb, wenn mich ein solches Mädchen-auf der Straße anredete.“

„Kennt Ihr sie denn, Phöbus?“

Der Hauptmann bog sich zu dem Studenten hinab und sagte ihm einige leise Worte in's Ohr. Hierauf warf er triumphirend den Kopf zurück und brach in ein lautes Gelächter aus.

„Ist es wirklich wahr?“ fragte Johannes.

„Auf Ehre und Seligkeit!“ versicherte Phöbus.

„Diesen Abend?“

„Diesen Abend.“

„Seid Ihr gewiß, daß sie kommen wird?“

„Seid Ihr ein Narr, Johann? Wer wird denn an solchen Dingen zweifeln?“

„Hauptmann Phöbus, Ihr seid ein glücklicher Gendarm!“

Der Archidiaconus hörte diese ganze Unterhaltung mit an. Seine Zähne klapperten, ein kalter Schauer durchlief seinen ganzen Körper. Er blieb einen Augenblick stehen und stützte sich auf einen Brunnen, wie ein Betrunkener. Dann folgte er abermals der Fahrt der beiden lustigen Brüder.

III.

Der Knecht Ruprecht.

Die berühmte Kneipe zum Paradiesapfel lag in der Universitätsstadt. Es war ein Saal zu ebener Erde, ziemlich groß und sehr nieder, in der Mitte von einem hölzernen Pfeiler getragen: eine Tafel an der andern, alle mit Trinkern besetzt, gutwillige Dirnen in Menge, ein einziges Fenster auf die Straße, ein verrosteter Schild, ein Weib mit einem Apfel in der Hand vorstellend; dies war das Weinhaus zum Paradiesapfel.

Die Nacht war finster, die Lichter aus dem Paradiesapfel leuchteten in weiter Ferne; man hörte das Geräusch der Gläser, Flüche, Zank und Streit. Durch das Fenster sah man im Innern hundert verwirrte Figuren wimmeln, und hörte mit lautem Lachen vermischtes Geräusch.

Ein Mann ging auf und ab vor der rauschenden Kneipe; man hätte ihn für eine Schildwache halten können, die ihren Posten nicht verlassen darf. Er trug einen Mantel, der sein Gesicht bis zu den Augen bedeckte. Diesen Mantel hatte er bei einem benachbarten Trödler gekauft, entweder um sich gegen die Kälte zu schützen, oder um sich unkenntlich zu machen. Bisweilen stand er stille vor dem Fenster, horchte, schaute, stampfte vor Ungebuld mit dem Fuße.

Endlich öffnete sich die Thüre des Weinhauses. Darauf schien er gewartet zu haben. Zwei Trinker traten heraus. Der Lichtstrahl, der aus der Thüre kam, beleuchtete einen Augenblick ihre rothen strahlenden Gesichter. Der Mann im Mantel verbarg sich unter einer Halle auf der andern Seite der Straße,

„Hölle und Teufel!“ sagte einer der Trinker. „Es wird bald sieben Uhr schlagen. Das ist die Stunde meines Rendez-vous.“

„Ich sage Euch ja,“ sprach sein Kamerad mit schwerer Zunge, „und sage Euch noch einmal, daß ich nicht in der Straße Mauvaisès-Parolès wohne, indignus qui inter mala verba habitat. Nein, und abermals nein, ich wohne in der Straße Jean-Pain-Mollet, in vico Joannis-pain-mollet. Und ich sage Euch, daß Ihr dummer als dumm seid, wenn Ihr das Gegentheil behauptet. Und ich sage Euch, wer einmal auf einem Bären geritten ist, der fürchtet sich vor Niemand, und fürchtet sich vor dem lebendigen Teufel nicht. Hört Ihr's, auf daß Ihr's wißt!“

„Johannes, mein Freund, Du bist betrunken,“ sagte der Andere.

Der Mühlenhans taumelte von einer Seite der Straße zur anderen und rief mit stammelnder Zunge: „Ihr mögt sagen, was Ihr wollt, ich bleibe doch auf meiner Behauptung, daß Plato das Profil eines Jagdhundes hat.“

Der Hauptmann Phöbus, der ein geübter Trinker und seiner Sinne noch mächtig war, nahm den Studenten am Arm und führte ihn weiter. Der Mann im Mantel folgte ihnen unverdrossen in dem Zickzack, das sie machten. Er hörte folgende Unterredung mit an:

„Höllenteufel! Herr Baccalaureus, so geht doch in Gottes Jesu Namen aufrecht, wenn Ihr könnt. Ihr wißt ja, daß ich Euch verlassen muß. Es schlägt schon sieben Uhr und ich habe eine Weibsperson bestellt.“

„So laßt mich doch, Ihr! Ich sehe Sterne am Himmel glänzen und feurige Lanzen. Ihr seid wie das Schloß von Dammartin, das vor Lachen berstet.“

„Bei den Kunzeln meiner Großmutter, Johann, spricht

doch nicht so gar dumm. Daß ichs nicht vergesse, hast Du kein Geld mehr?"

"Herr Rektor, was macht Ihr denn da für ein Leben aus der Kleinen Kauferei!"

"Johann, mein Freund Johann, Du weißt, daß ich die Kleine, die Du kennst, auf die St. Michelsbrücke bestellt habe, daß ich sie nur zu der alten Falourdel führen kann, und daß ich das Zimmer bezahlen muß. Das alte Luder mit ihrem weißen Schnurrbart borgt mir aber keinen rothen Heller. Johann, ich bitte Dich, haben wir denn alles Geld des Pfaffen vertrunken? Ist denn kein blutiger Heller mehr übrig?"

"Das Bewußtsein, seine Zeit wohl angewendet zu haben, ist die Würze jedes Vergnügens," sprach der Student in docirendem Tone.

"Beim Bauche des heiligen Vaters, sage mir doch, Johann, Du Satan, hast Du denn gar kein Geld mehr? Gib her, oder ich suche Deine Taschen aus, und wenn Du so ausfällig wärest wie Hiob, und so grindig wie Cäsar."

"Mein Herr, die Straße Galiache ist eine Straße, die auf der einen Seite in der Straße Berrerie und auf der andern in der Straße Tiranderie endet."

"Wohl, ganz gut, mein lieber Freund Johann, mein armer Kamerad, die Straße Galiache, das ist schon recht, ganz recht! Aber in Gottes Jesu Namen, faßt Euch doch, ich brauche nur einen Sou, daß ich das Zimmer bezahlen kann, und es ist schon sieben Uhr."

"Stille doch, die Stunde kommt, und hört, was ich singen will!" rief der Student.

"Ins Teufels Namen denn, Du Schüler des Antichrists, ich möchte Dich an den Kaldaunen Deiner Mutter aufknüpfen," schrie Phöbus wild und gab dem betrunkenen Studenten einen Stoß, daß er auf den Boden fiel. Aus einem Ueberrest brü-

berlichen Mitleids, welches das Herz eines Trinkers niemals verläßt, rollte er ihn auf die Seite und legte sein Haupt auf einen Kehrriethaufen. Der Student fing sogleich an zu schnarchen, der Kriegsmann ließ ihn liegen und ging weiter.

Der Mann im Mantel, der ihnen immer gefolgt war, blieb einen Augenblick vor dem schlafenden Studenten stehen, un schlüssig, wie es schien, was er zu thun habe. Dann stieß er einen tiefen Seufzer aus und eilte dem Hauptmann nach.

In der Straße St. André bemerkte der Kapitän, daß ihm Jemand folgte. Er erblickte, als er zufällig die Augen zurückwandte, eine Art Schatten, der die Mauern entlang hinter ihm her schlich. Er blieb stehen, der Schatten auch; er ging weiter, der Schatten auch. Er machte sich nicht viel daraus: „Bah!“ sagte er: „ich habe keinen Heller Geld.“

Vor der Fassade des Collegiums von Autun blieb er stehen. In diesem Collegium hatte er, was man so nennt, seine Studien gemacht, und aus alter Gewohnheit eines erbosteten Schülers ging er niemals an der Fassade vorüber, ohne der Bildsäule des Kardinals Peter Bertrand jene Schmach anzuthun, worüber sich Priapus in der Horazischen Satire so bitter beklagt. Er hatte hierin einen solchen Eifer bewiesen, daß die Inschrift *Eduensis episcopus* fast gänzlich verlöscht war. Er blieb auch diesmal wie gewöhnlich vor der Bildsäule stehen. Die Straße war ganz öde und verlassen. Als er eben seinen Hosenbund wieder knüpfte, sah er langsam den Schatten auf sich zukommen, so langsam, daß er alle Zeit hatte, zu bemerken, daß dieser Schatten einen Mantel und einen Hut trug. In seiner Nähe hielt der Schatten und stand so unbeweglich, als die Bildsäule des Kardinals. Seine Augen, strahlend wie die einer Katze bei Nacht, waren fest auf Phöbus geheftet. Der Kapitän war ein tapferer Soldat und hätte sich wenig darum bekümmert, wenn ein Räuber mit dem Schwert in der Hand

ihm zu Leibe gegangen wäre. Aber diese wandelnde Bildsäule, dieser versteinerte Mensch, erfüllte ihn mit Schrecken. Es gingen damals allerlei Sagen von einem Knecht Ruprecht, der nächtlicher Weile durch die Straßen von Paris schweife, und diese Sagen stiegen jetzt verwirrt in seinem Gedächtnisse auf. Er blieb einige Minuten wie versteinert stehen, endlich erzwang er ein gewaltsames Lachen und sagte: „Herr, wenn Ihr ein Räuber seid, wie ich hoffe, so bekümmere ich mich so wenig um Euch, als eine Nußschale um einen Fischreiher. Lieber Freund, ich bin der Sohn einer ruinirten Familie. Wenn Ihr aber etwas sucht, so werdet Ihr hieneben in der Kapelle des Collegiums Gold und Silber genug finden.“

Der Schatten zog seine Hand unter dem Mantel hervor und faßte den Arm des Hauptmanns wie mit einer Adlerklaue. Zu gleicher Zeit öffnete sich sein Mund und sprach: „Hauptmann Phöbus de Chateaupers!“

„Was Teufels! Ihr wißt meinen Namen!“

„Nicht nur Deinen Namen weiß ich,“ antwortete der Schatten mit seiner Grabesstimme, „sondern ich weiß auch, daß Du diesen Abend ein Rendezvous hast.“

„Wahrhaftig ja!“ erwiderte Phöbus bestürzt.

„Um die siebente Stunde.“

„Richtig, beim wahrhaftigen Gott!“

„Bei der alten Falourdel.“

„Ganz richtig.“

„Gottloser!“ murmelte das Gespenst, „mit einem Weibe kommst Du zusammen?“

„Confiteor.“

„Sie heißt . . .“

„Die Smeralda,“ antwortete rasch Phöbus, der allmählig seine ganze Unbefangenheit wieder erlangt hatte.

Als er diesen Namen aussprach, drückte der Schatten

trampfhaft seinen Arm zusammen: „Hauptmann Phöbus de Chateaupers, Du lügst!“

Das Gesicht des Ritters wurde flammroth; er trat einen Schritt zurück und legte mit stolzer Miene die Hand an den Griff seines Schwertes. Der Schatten stand unbeweglich wie zuvor, ruhig und fest, seine glühenden Blicke auf ihn heftend. Dieser Auftritt glich so ziemlich dem Zweikampfe zwischen Don Juan und der steinernen Bildsäule.

„Christ und Satan!“ schrie der Kapitän. „Ich höre da ein Wort, das selten zu den Ohren eines Chateaupers dringt! Wenn Du es zu wiederholen wagst . . .“

„Du lügst,“ sagte kalt und ruhig der Schatten.

Der Hauptmann knirschte mit den Zähnen. Knecht Ruprecht, Gespenst, Aberglaube, Alles war plötzlich vergessen. Er sah nur noch einen Menschen vor sich, der ihn beleidigt hatte.

„Ah! So ist es recht!“ stammelte er mit einer von Wuth erstickten Stimme und zog sein Schwert. „Hier! Gleich auf der Stelle! Ziehe! Schwert heraus! Schwert heraus! Blut auf diesem Pflaster!“

Der Schatten rührte sich nicht. „Hauptmann Phöbus,“ sagte er bitter, aber ruhig, „Du hast Dein Rendezvous vergessen.“

Der Zorn der Leute vom Schlage unseres Phöbus ist eine Milchsuppe, deren Aufwallung ein einziger Tropfen kalten Wassers niederschlägt. Das einfache Wort, welches der Schatten sprach, senkte das Schwert, das in des Hauptmanns Hand blitzte.

„Morgen,“ fuhr der Schatten fort, „übermorgen, in einem Monat, in zehn Jahren, Du sollst mich stets bereit finden, Dir den Hals zu brechen. Jetzt aber geh zu Deinem Rendezvous.“

„In der That,“ sagte Phöbus, als ob er mit sich selbst zu kapituliren suchte, „es sind zwei herrliche Dinge, die man in

einem Rendezvous findet: einen Degen und ein Mädchen; ich sehe aber nicht ein, warum ich eines für das andere aufgeben sollte, wenn ich beide haben kann."

Hiermit steckte er sein Schwert in die Scheide.

"Geh zu Deinem Rendezvous," wiederholte eintönig der Schatten.

"Herr," antwortete Phöbus etwas verlegen, "schönen Dank für Eure Höflichkeit. Ihr habt Recht in der Hauptsache, es ist morgen immer noch Zeit, uns den Wanst des Vaters Adam aufzubauen. Es ist schön von Euch, daß Ihr mir noch ein paar angenehme Stunden gönnen wollt. Ich hoffte zwar wohl, Euch auf dem Pflaster zu betten und noch zeitlich genug zu meiner Schönen zu kommen, denn man muß ohnedies in solchen Fällen die Weibspersonen etwas auf sich warten lassen. Aber Ihr scheint mir ein fecker Degen zu sein, und so ist es doch sicherer, wenn wir die Partie auf morgen verschieben. Ich gehe also zu meinem Rendezvous, das um sieben Uhr ist, wie Ihr wißt."

Als Phöbus diese Worte sprach, kratzte er sich plötzlich hinter den Ohren: "Höllenelement! Ich habe vergessen, daß ich nicht einen Heller habe, um das Zimmer zu bezahlen, und die alte Schachtel will immer ihr Geld voraus haben, weil sie mir nicht traut."

"Hier ist Geld."

Phöbus fühlte die kalte Hand des Schattens, der ein großes Silberstück in die feinige gleiten ließ. Er nahm das Geld und drückte die kalte Hand: "Beim wahrhaftigen Gott!" rief er aus. "Ihr seid ein guter Kerl."

"Eine Bedingung nur," sagte der Schatten. "Beweise mir, daß ich Unrecht hatte, und daß Du wahr geredet hast. Verbirg mich in irgend einem Winkel, aus dem ich sehen kann, ob dieses Weib wirklich dasselbe ist, dessen Namen Du genannt hast."

„Mit Vergnügen zu Euern Diensten,“ erwiderte der Hauptmann. „Wir nehmen die Kammer zur heiligen Martha; dort könnt Ihr aus dem Hundestall, der daneben ist, Alles bequem mit ansehen.“

„So komm!“ sagte der Schatten.

„Zu Diensten!“ erwiderte der Kapitän. „Ich weiß zwar nicht, ob Ihr nicht der Teufel in eigener Person seid, aber diesen Abend wollen wir gute Freunde sein, und morgen will ich bezahlen, was ich Euch an Geld und Säbelhieben schuldig bin.“

Sie gingen schnell vorwärts. Nach einigen Minuten kündigte das Rauschen des Wassers an, daß sie sich auf der St. Michelsbrücke befanden, welche damals mit Häusern besetzt war.

„Ich will Euch zuerst einführen,“ sprach Phöbus zu seinem Gefährten, „und dann meine Schöne abholen, die am kleinen Chatelet auf mich wartet.“ Der Mann im Mantel antwortete nichts; seit sie mit einander gingen, hatte er kein Wort gesprochen. Phöbus blieb vor einer niederen Thüre stehen und pochte mit Geräusch an. Ein Licht leuchtete durch die Spalten der Thüre und ein zahnloser Mund rief: „Wer ist da?“

„Höllenelement! Höllenelement! Donnerwetter! Kreuzsakra-ment!“ antwortete der Hauptmann.

„Ah! Ihr seid es, Hauptmann Phöbus de Chateaupers!“ rief die Stimme, und die Thüre öffnete sich. Unter ihr erschien, ein Licht in der Hand, ein altes, in Lumpen gekleidetes Weib. Im Zimmer standen alte gebrechliche Tische und Bänke umher; ein schmutziges Kind saß in der Asche des Kamins; im Hintergrund stand eine Leiter, die in den obern Stock führte. Als der geheimnißvolle Gefährte des Hauptmanns in diese Höhle trat, zog er seinen Mantel bis über die Augen herauf. Phöbus fuhr fort zu fluchen wie ein Heide, drückte der alten Bettel

seinen glänzenden Thaler in die Hand und sagte mit dem Uebermuth eines Gröfus: „Die Kammer zur Sct. Martha.“

Die Alte nannte ihn gnädigster Herr, und schob den Thaler in eine Schublade. Während sie den Rücken wandte, näherte sich der schmutzige Knabe, der in der Asche spielte, leise der Schublade, nahm sachte den Thaler heraus und legte an seine Stelle ein dürres Laub, das er aus einem Reisbüschel abgebrochen hatte.

Die Alte gab den beiden gnädigen Herrn, wie sie sie nannte, ein Zeichen, ihr zu folgen, und stieg vor ihnen die Leiter hinauf. In dem oberen Zimmer setzte sie die Lampe auf eine Kiste, und Phöbus, in dem Hause wohl bekannt, öffnete eine Thüre, die in einen finsternen Verschlag führte, welcher einem Hundestall ziemlich ähnlich war.

„Nur da hinein, lieber Freund!“ sagte er seinem Gefährten.

Der Schatten gehorchte, ohne ein Wort zu erwiedern. Die Thüre fiel hinter ihm zu, er hörte den Hauptmann mit der Alten die Leiter hinabsteigen. Das Licht war verschwunden.

Der Archidiaconus Claude Frollo, den der Leser in dem Schwarzmantel leicht erkannt haben wird, tappte in dem finstern Loche herum, in das ihn der Hauptmann geführt hatte. Die Decke war so nieder, daß man sich nicht aufrecht halten konnte. Der Priester setzte sich auf den Boden und nahm seinen heißen Kopf in beide Hände. Er war in einem Zustande, der an Irtsinn gränzte. Esmeralda, Phöbus, Jakob Charmolue, sein Bruder Johann, den er im Straßenkoth zurückgelassen hatte, sein Priesterrock unter einem schwarzen Mantel in einem Hurenhause — alle diese Bilder gingen verwirrt durch seine Seele.

Er wartete eine Viertelstunde, es schien ihm, daß er um ein Jahrhundert älter geworden sei. Plötzlich hörte er die Sparren der hölzernen Leiter krachen, es stieg Jemand herauf.

Ein Licht erschien im Zimmer; er sah durch eine breite Spalte seines Loches heraus und konnte Alles wahrnehmen, was in dem Zimmer vorging.

Zuerst erschien die alte Bettel mit der Lampe in der Hand, dann Phöbus, behaglich seinen Schnurrbart zurückstreichend, zuletzt die grazienhafte Gestalt Esmeraldas. Sie zeigte sich vor den Augen des Priesters wie eine leuchtende Erscheinung, die aus der Erde heraufsteigt. Er zitterte, sein Auge bedeckte sich mit Nacht, sein Blut rollte wild durch die Adern, Alles wirbelte und drehte sich um ihn her, er sah und hörte nichts mehr.

Als er wieder zu sich kam, waren Phöbus und Esmeralda allein. Sie saßen zusammen auf der hölzernen Kiste, und die Lampe stand neben ihnen.

Das junge Mädchen war hochroth, verlegen, zitternd. Ihre langen, niedergeschlagenen Augenlider beschatteten ihre purpurnen Wangen. Phöbus, auf den sie das Auge nicht zu erheben wagte, war strahlend vor Freude. Mechanisch und mit einem allerliebsten linkischen Wesen, zeichnete Esmeralda mit der Spitze des Fingers unzusammenhängende Linien auf ihre Hand und betrachtete dann ihren Finger. Ihr kleiner Fuß war nicht sichtbar, die weiße Ziege hatte sich darauf gelegt.

„Oh!“ sagte das Mädchen, ohne ihre Augen zu erheben, „gnädiger Herr Phöbus, verachtet mich doch nicht. Ich fühle selbst, daß ich nicht recht gethan habe, hieher zu kommen.“

„Dich verachten, schönes Kind!“ antwortete der Offizier mit einem Ansehen überlegener Galanterie, „Dich verachten! Beim hölzernen Herrgott! Warum denn?“

„Weil ich Euch hieher gefolgt bin.“

„Was diesen Punkt anbelangt, mein schönes Kind, so sind wir nicht einig. Ich sollte Dich nicht verachten, sondern hassen.“

Das junge Mädchen blickte ihn schreckenvoll an: „Mich hassen! Was habe ich denn gethan?“

„Weil Du Dich so lange bitten liehest.“

„Mein Gott!“ erwiderte sie, „das geschah darum, weil ich ein Gelübde breche . . . ich werde meine Eltern nicht wieder finden . . . das Zaubergehänge wird seine Kraft verlieren! Aber was liegt daran? Ich brauche jetzt weder Vater noch Mutter mehr.“ Bei diesen Worten heftete sie ihre großen schwarzen Augen, strahlend von Freude und Zärtlichkeit, auf den Hauptmann.

„Hol mich der Teufel, wenn ich Dich verstehe!“ rief Phöbus aus.

Esmeralda schwieg einen Augenblick, dann trat eine Thräne in ihr Auge, ein Seufzer entfloß ihren Lippen, und sie sprach: „Oh, gnädiger Herr! Ich liebe Euch!“

Das junge Mädchen war von einem solchen Zauber von Keuschheit und Tugend umgeben, daß Phöbus sich nicht ganz behaglich bei ihr fühlte. Dieses Wort ermuthigte ihn.

„Du liebst mich!“ rief er entzückt aus und umfaßte das Mädchen. Er hatte nur auf eine solche Gelegenheit gewartet.

Als der Priester dieses sah, griff er unwillkürlich nach dem Griff des Dolches, den er auf der Brust versteckt trug.

„Phöbus,“ fuhr Esmeralda fort, indem sie sich sanft von ihm losmachte, „Ihr seid gut, Ihr seid edelmüthig, Ihr seid schön, Ihr habt mich gerettet, mich armes Zigeunerkind. Schon lange her träume ich von einem ritterlichen Helden, der mir das Leben rettet. Von Euch habe ich geträumt, mein Phöbus, ehe ich Euch noch kannte. Mein Traumbild trug eine Rüstung wie Ihr, war schön von Angesicht wie Ihr, führte ein glänzendes Schwert an der Seite wie Ihr; Ihr nennt Euch Phöbus, das ist ein schöner Name, ich liebe Euren Namen, ich liebe Euer Schwert. Zieht doch Euer Schwert; Phöbus, daß ich es sehe.“

„Einfältiges Kind!“ sagte der Hauptmann und zog lächelnd seine Klinge.

Das Mädchen betrachtete den Griff, die Klinge, senkte das Schwert und sagte:

„Ich liebe Dich, mein Ritter!“

Phöbus benützte abermals diese Gelegenheit, einen brennenden Kuß auf ihren schönen Hals zu drücken. Das Mädchen wurde flammroth und fuhr zurück.

„Phöbus,“ fuhr sie fort, „geht doch ein wenig auf und ab, daß ich Euch in Eurer ganzen Höhe sehe und den Klang Eurer Sporen höre. Wie schön seid Ihr!“

Der Hauptmann erhob sich mit einem selbstgefälligen Lächeln, obgleich er sie schalt: „Wie kindisch bist Du doch! Ei, meine Schöne! Hast Du mich schon in der Staatsuniform gesehen?“

„Leider nein!“

„Das ist erst schön!“

Phöbus setzte sich wieder neben sie, aber viel näher als zuvor.

„Hör einmal, mein schönes Kind . . .“

Esmeralda gab ihm mit ihrer niedlichen Hand etliche leichte Schläge auf den Mund, mit einer Kindlichkeit voll Grazie und munterer Laune.

„Nein, nein, ich will Euch nicht hören. Liebt Ihr mich? Ihr sollt mir sagen, daß Ihr mich liebt.“

„Ob ich dich liebe, Herzensengel, Seelentind!“ rief der Hauptmann und kniete halb vor ihr nieder. „Leib und Blut, Körper und Seele gehören Dein. Ich liebe Dich und habe nie eine Andere geliebt.“

Unser Phöbus hatte schon so oft bei mancherlei Gelegenheiten diese Redensart wiederholt, daß er sie ganz geläufig ohne einen Gedächtnißfehler vorbrachte. Bei dieser leidenschaftlichen Liebeserklärung hob Esmeralda ihre Augen an die schmutzige Decke des Zimmers, da hier vom Himmel nicht viel zu sehen

war, und sagte mit wonnetrunkenem Blicke: „Das ist ein Augenblick, wo man sterben sollte!“

Phöbus fand den Augenblick günstig, ihr einen neuen Kuß zu rauben, der dem Priester in seinem Versteck das Herz durchschnitt.

„Sterben!“ rief der verliebte Hauptmann aus. „Was fällt Dir ein, mein schöner Engel? Jetzt will ich leben, und Jupiter ist nur ein Hundsfott gegen mich! Jetzt sterben, wo das Leben erst anfängt! Donnerwetter! Das wäre dumm! Hör einmal, meine liebe Similar . . . Esmenarda . . . Ich kann Deinen verfluchten heidnischen Namen nicht behalten.“

„Mein Gott!“ sagte das arme Kind, „ich hielt ihn für schön, weil er so selten ist. Da er Euch aber mißfällt, so wollte ich lieber Bärbchen oder Gretchen heißen.“

„Betrübe Dich nicht um eine solche Kleinigkeit, mein Engel! Das ist ein Name, an den man sich gewöhnen muß, und wenn ich ihn erst einmal auswendig weiß, so wird es schon gehen. Höre also, meine liebe Similar . . . ich liebe Dich zum Rasendwerden; ich liebe Dich so, daß ich mich selbst darüber verwundern muß. Ich kenne eine Gewisse, die vor Neid darüber bersten würde . . .“

„Wer denn?“ fragte schnell das eifersüchtige Zigeunermädchen.

„Was liegt uns daran? Liebst Du mich?“

„Oh!“ sagte sie.

„Nun, was braucht es also weiter! Du sollst sehen, wie ich Dich liebe, und der große Teufel Neptun soll mich an seine Gabel speißen, wenn ich Dich nicht zum glücklichsten Geschöpf auf Gottes Erdboden mache. Wir werden irgendwo ein kleines, niedliches Zimmerchen haben, und meine Bogenschützen sollen vor Deinen Fenstern paradiren. Sie sind alle zu Pferde, und ganz andere Kerls, als die Compagnie des Hauptmanns Mignon.“

Das junge Mädchen, in Gedanken verloren, hörte dem Ton seiner Stimme, ohne auf seine Worte zu achten.

„Ja, Du sollst glücklich sein!“ fuhr der Hauptmann fort, und löste ihr sachte den Gürtel.

„Was ist das?“ fuhr sie, aus ihren Träumen geweckt, lebhaft auf.

„Nichts,“ antwortete Phöbus, „ich sagte bloß, daß Du diese närrische Straßentoilette ablegen mußt, wenn Du bei mir sein wirst.“

„Wenn ich bei Dir sein werde, mein Phöbus,“ sagte das Mädchen zärtlich. Sie wurde wieder nachdenklich und schweigsam.

Der Hauptmann, durch ihre Sanftheit ermutigt, umfaßte sie, und sie ließ es geschehen. Hierauf schnürte er sachte den Schnürleib des armen Kindes auf, und der Priester in seinem Versteck erblickte mit zitterndem Verlangen die schöne, nackte, runde Schulter des Mädchens.

Esmeralda schien nicht darauf zu achten; sie ließ ihn machen. Das Auge des kranken Liebhabers funkelte.

Plötzlich wandte sie sich gegen ihn und sagte mit unaussprechlichem Liebreiz: „Phöbus, unterrichte mich in Deiner Religion.“

„Meine Religion,“ schrie der Hauptmann und schüttete sich vor Lachen aus. „Ich soll Dich in meiner Religion unterrichten? Donnerwetter! Was willst Du mit meiner Religion machen?“

„Damit wir uns heirathen können,“ antwortete sie.

Das Gesicht des Hauptmanns nahm eine Mischung von Staunen, Verachtung und sorgloser Lieberlichkeit an: „Bah!“ sagte er, „wer wird sich denn heirathen!“

Esmeralda erblaßte und ließ traurig ihr Haupt auf ihre Brust fallen.

„Schönes Kind,“ fuhr Phöbus zärtlich fort, „das sind Narrheiten! Was heirathen! Liebt man sich darum weniger,

wenn Einem der Pfaff keine lateinischen Broden in's Gesicht gespieen hat?"

Während er so mit sanfter Stimme sprach, umschlang er das Mädchen aufs Neue, sein Auge wurde immer flammender, und Alles schien die Stunde anzukündigen, in welcher Jupiter selbst so viele Thorheiten begeht, daß der gute Homer genöthigt ist, eine Wolke zu Hülfe zu rufen.

Der Archidiaconus sah Alles mit an. Der kräftige Priester, im besten Mannesalter, bis jetzt zur strengen Keuschheit des Klosters verdammt, fühlte sein Blut wallen bei dieser nächtlichen Scene der Liebe und Wollust. Sein brennendes Auge blickte eiferfüchtig auf das liebende Paar. Wer es in der Dunkelheit leuchten sah, konnte ihn für einen Tiger halten, der aus seinem Käfig einen Schakal erblickt, welcher ein Reh verzehrt.

Jetzt nahm plötzlich Phöbus dem Mädchen das Busentuch weg. Sie erwachte aus ihren Träumereien und sprang rasch in die Höhe. Einen Blick warf sie auf Phöbus, den andern auf ihren bloßen Busen und ihre nackten Schultern. Hochroth, verwirrt, sprachlos vor Scham, kreuzte sie ihre beiden Arme über die Brust, um sie zu verdecken. Wäre die flammende Röthe auf ihren Wangen nicht gewesen, so konnte man sie, unbeweglich und schweigend, mit niedergeschlagenen Augen, wie sie da stand, für eine Bildsäule der Scham halten.

Da das Busentuch weggenommen war, so sah man jetzt das geheimnißvolle Zaubergehänge an ihrem Halse hängen.

„Was ist das?“ fragte Phöbus, diesen Vorwand ergreifend, sich ihr zu nähern.

„Rührt es nicht an,“ rief sie lebhaft, „das ist meine Hüterin, durch sie werde ich eines Tages meine Familie wieder finden, wenn ich ihrer würdig bleibe. Oh! laßt mich! Meine arme Mutter! Wo bist du? Komm mir zu Hülfe! Gebt mir um Gotteswillen mein Busentuch wieder!“

Phöbus trat einen Schritt zurück und sagte: „Ah! Ich sehe wohl, daß Du mich nicht liebst!“

„Ich Dich nicht lieben!“ rief das arme Kind schmerzlich aus und fiel ihm trostlos um den Hals. „Ich Dich nicht lieben! Willst Du mein Herz zerreißen? Ich bin ganz Dein! Fort mit diesem Zaubergehänge! Was geht mich meine Mutter an! Du bist mir mehr als Vater und Mutter, denn ich liebe Dich! Blicke mich an, mein geliebter Phöbus! Mein Leben, mein Körper, meine Seele gehören Dir. Ich will Dich nicht heirathen, ich bin ja nur ein armes Zigeunermädchen und Du ein Edelmann. Ich will Deine Geliebte sein, Dein Spielzeug, ich lebe nur für Dich. Und wenn ich alt und häßlich bin, so will ich Dir als Magd dienen. Liebe mich nur, mein Phöbus, verstoße mich nicht!“

Sie warf sich an seinen Hals und zerfloß in Thränen. Phöbus umfaßte sie und bedeckte ihren bloßen Hals mit Küffen. Sie sank zitternd zurück.

Da erblickte sie plötzlich über Phöbus Kopf ein anderes Haupt, blaß, krampfhaft verzerrt, mit dem Blicke eines Verdammten. Neben diesem Haupt erhob sich eine Hand mit einem blizenden Dolch. Sie erstarrte vor Schrecken und konnte keinen Laut von sich geben. Der Dolch senkte sich und kam rauchend zurück aus Phöbus Brust.

„Verflucht seist Du!“ seufzte er und sank zu Boden. Das Mädchen fiel in Ohnmacht. Als ihre Augen sich schlossen, glaubte sie auf ihren Lippen eine feurige Berührung zu fühlen, einen Kuß, brennender als das glühende Eisen des Henkers.

Als sie wieder zu sich kam, war sie von Soldaten umringt. Man trug den Hauptmann fort, der in seinem Blute schwamm. Der Priester war verschwunden. Sie hörte um sich her sagen: „Es ist eine Zauberin, die einen Offizier ermordet hat.“

IV.

Der verwandelte Thaler.

Peter Gringoire und der ganze Hof der Wunder waren in tödtlicher Unruhe. Seit einem ganzen langen Monat wußte man nicht, was aus Esmeralda geworden war. Darüber waren der Herzog von Neegypten und das ganze Königreich Kauderwelsch sehr betrübt. Der arme Peter Gringoire vermißte nicht nur seine Frau, sondern auch ihre Ziege; er hatte also doppelten Verlust zu leiden und wußte nicht, welcher Verlust ihm weher that. Das Zigeunermädchen war eines Abends verschwunden und hatte bis jezt kein Lebenszeichen von sich gegeben. Alle Nachforschungen waren fruchtlos geblieben. Es gab grämliche Zwischenträger, welche behaupteten, sie bei der St. Michelsbrücke mit einem Offizier gesehen zu haben; aber unser Peter war ein Ehemann nach der Mode, ein ungläubiger Philosoph, und im Uebrigen wußte er besser als irgend Jemand, wie sehr jungfräulich seine Frau war. Was diesen Punkt anbelangte, war er demnach ruhig.

Gleichwohl fühlte er tiefen Kummer über dies unerklärliche Verschwinden. Er würde abgemagert sein, wenn es ihm möglich gewesen wäre, noch magerer zu werden. Er hatte Alles vergessen, selbst seine literarischen Liebhabereien, sogar sein großes Werk: *De figuris regularibus et irregularibus*, das er im Druck herausgeben wollte, sobald er das Geld dazu zusammengebracht hätte.

Als er eines Tages traurig am Kriminalgefängniß vorüberging, nahm er an einer der Thüren des Justizpalastes eine große Menschenmenge wahr.

„Was gibt es da?“ fragte er einen jungen Menschen, der heraustram.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete dieser. „Man sagt, es werde eine Frau gerichtet, die einen Gendarm umgebracht hat. Da hiebei Hererei im Spiele zu sein scheint, so haben sich der Bischof und der Official in die Sache gemischt, und mein Bruder, der Archidiaconus ist, nimmt sich der Sache sehr an. Ich wollte mit ihm sprechen, konnte aber wegen der Menge nicht zu ihm gelangen. Darüber ärgere ich mich nun und wünsche den Herenprozeß zu allen Teufeln, denn ich brauche Geld.“

„Ich wünschte Euch Geld leihen zu können,“ sagte unser guter Peter, „aber wenn meine Taschen zerrissen sind, so sind die harten Thaler nicht Schuld daran.“

Er wagte dem jungen Menschen nicht zu gestehen, daß er dessen Bruder, den Archidiaconus, kenne, weil er seit dem Auftritt in der Kirche nicht mehr zu ihm gekommen war und sich dieser Nachlässigkeit schämte.

Der Student ging seines Wegs, und Peter Gringoire schloß sich an die Menge an, welche die Treppe des Justizpalastes hinaufstieg. Er war der Meinung, daß es zur Verscheuchung der Melancholie kein besseres Mittel gebe, als einem Kriminalprozeß anzuwohnen, weil die Dummheit der Richter so ergötzlich zu sein pflegt. Er folgte daher dem Zug der Menge durch eine lange düstere Vorhalle und gelangte in einen Saal, den er, Dank seiner hohen Gestalt, über die Köpfe seiner Nachbarn mit einem Blicke übersehen konnte.

Dieser Saal war groß und finster, wodurch er noch größer erschien. Der Tag neigte sich eben, und durch die langen Bogenfenster drang nur noch ein halber Lichtstrahl ein, der fast erlosch, ehe er die hohe Decke erreichte.

Man hatte schon da und dort auf den Tischen mehrere Lichter angezündet. Der vordere Theil des Saales war von den

Zuschauern besetzt; links und rechts saßen an Tischen Rechtsgelehrte und Advokaten; im Hintergrunde, auf einer Estrade, eine Menge Richter, deren letzte Reihen sich im Schatten verloren, unbewegliche, düstere Figuren. Die Wände waren mit Lilien ohne Zahl bedeckt. Oberhalb den Richtern erblickte man in dunkeln Umrissen ein Christusbild. Rings umher die Lanzenspitzen der Wache, im Scheine der Lichter wiederglänzend.

„Herr,“ fragte Gringoire einen seiner Nachbarn, „wer sind denn diese Personen, die dort unten in Reihen sitzen, wie Prälaten im Concilium?“

„Herr,“ erwiderte dieser, „rechts sitzen die Rätthe der großen Kammer, und links die Untersuchungsrichter.“

„Wer ist denn jener Dicke dort im rothen Kleide, der so schmißt?“

„Das ist der Herr Präsident.“

„Und jene Schöpfe dort hinter ihm?“ fuhr Peter Gringoire fort, der den Richterstand nicht liebte.

„Das sind die Requetenmeister des königlichen Hofes.“

„Und vor ihm, dieser Keuler?“

„Das ist der Gerichtschreiber des Parlaments.“

„Und rechts, dieses Krokodil.“

„Meister Philipp Cheulier, außerordentlicher Advokat des Königs.“

„Und links, diese dicke schwarze Kage?“

„Meister Jakob Charmolue, Prokurator des Königs in Kirchensachen, mit den Herren vom heiligen Officium.“

„Was machen denn alle diese wackern Leute da?“

„Sie richten.“

„Wen denn? Ich sehe ja keinen Angeklagten.“

„Es ist eine Weibsperson; Ihr könnt sie nicht sehen, sie bietet uns den Rücken, und ihr Anblick wird uns durch die Menge entzogen. Dort ist sie, wo Ihr die vielen Lanzenspitzen seht.“

„Was ist es mit diesem Weib? Wißt Ihr ihren Namen?“

„Rein, ich komme eben erst. Ich vermuthe bloß, daß Zauberei im Spiele ist, weil der Official dem Prozesse anwohnt.“

„Wohlan,“ sagte unser Philosoph, „wir wollen diese Richter da Menschenfleisch essen sehen. Das ist ein Schauspiel wie ein anderes.“

Eben begann der Prozeß. Er wurde mit dem Zeugenverhör begonnen. Ein altes in Lumpen gekleidetes Weib machte folgende Aussage: „Meine gnädigen Herren! Die Sache ist so wahr, als ich die alte Falourdel bin, seit vierzig Jahren auf der St. Michelsbrücke wohnhaft und Steuern und Abgaben pünktlich bezahlend. Vormals ein schönes Mädchen, jetzt ein armes altes Weib, meine gnädigen Herren! Man sagte mir seit einigen Tagen: Hört, Falourdel, dreht Abends Euer Rad nicht so rasch, denn der Teufel kämmt gerne mit seinen Hörnern die Kunkeln der alten Weiber. Der Knecht Ruprecht, der im vorigen Jahre in der Gegend des Tempels war, läßt sich jetzt in der alten Stadt sehen. Nehmt Euch in Acht, Falourdel, daß er nicht an Eure Thüre pocht. — Was geschieht? Eines Abends drehe ich mein Mädchen, man klopft an meine Thüre. Wer ist da? rufe ich. Es flucht. Ich öffne. Zwei Männer treten ein. Ein Schwarzer mit einem schönen Offizier. Man sah vom Schwarzen nichts als die Augen, die glühten wie brennende Kohlen. Den ganzen übrigen Körper bedeckten Mantel und Hut. Sie sagen zu mir: Das Zimmer zur Sct. Martha. Das ist meine obere Stube, meine gnädigen Herren, ein schönes Zimmer. Sie geben mir einen Thaler. Ich lege ihn in meine Schublade und denke: damit willst du dir morgen Kuttelflecke kaufen. Wir steigen hinauf. Der Schwarze war verschwunden, wie ich den Rücken wandte. Da wurde es mir ein wenig unheimlich. Der Offizier, ein schöner Mensch, das muß wahr sein, ging mit mir wieder herab. Er geht fort. Ich setze mich

an mein Rad, und nach einer Viertelstunde kommt er mit einem schönen jungen Mädchen, einer recht niedlichen Puppe, der nur die Kleider fehlten, um eine Dame aus ihr zu machen. Sie hatte einen Bock bei sich, einen mächtig großen Bock, ich weiß nicht mehr, ob er schwarz oder weiß war. Darüber wurde ich nachdenklich. Das Mädchen geht mich nichts an, aber der Bock. Diese Thiere sind mir zuwider, und zudem war es ein Samstag. Inzwischen, was kann eine arme Frau machen! Ich sagte nichts. Den Thaler hatte ich. So weit war Alles in Ordnung. Nicht wahr, meine gnädigen Herren? Ich führe den Offizier und das Mädchen in das obere Zimmer, und lasse sie allein, d. h. mit dem Bock. Ich gehe wieder herab und setze mich an mein Spinnrad. Ihr müßt wissen, meine gnädigen Herren, daß mein Haus einen obern Stoß hat. Von hinten stößt es, wie alle andern Häuser der Brücke, an den Fluß, und zwei Fenster, eines oben, eines unten, öffnen sich über dem Wasser. Ich saß also, wie gesagt, an meinem Spinnrad. Plötzlich höre ich oben einen Schrei; es fällt Etwas hart auf den Boden, und das Fenster öffnet sich. Ich springe schnell an mein unteres Fenster, da fällt vor meinen leiblichen Augen eine schwarze Masse in das Wasser herab. Es war ein Gespenst, als Geistlicher verkleidet. Es war Mondschein, und ich sah es recht gut. Es schwamm auf die Seite der alten Stadt. Ich zittere am ganzen Leibe und rufe der Nachtwache. Die Herren Gendarmen kommen und prügeln mich, weil sie etwas lustig waren und meinten, ich habe unnöthigen Lärm gemacht. Nachdem sie mich geprügelt haben, sage ich ihnen, wie es steht. Jetzt steigen wir hinauf, und was finden wir? Den Offizier in seinem Blute schwimmend, das Mädchen sich todt stellend und den Bock ganz wild. Gut, sage ich, da habe ich vierzehn Tage am Boden aufzuwaschen. Man trug den Offizier und das Mädchen fort. Jetzt kommt aber das Schlimmste, meine gnädigen Herren! Als ich am anderen

Morgen den Thaler nehmen wollte, um Ruttelflecke zu kaufen, hatte er sich in ein dürres Laub verwandelt.“

Die Alte schwieg. Ein Murmeln des Entsetzens lief durch die ganze Versammlung.

„Dieses Gespenst, dieser Boß, das geht nicht mit rechten Dingen zu, da ist Hexerei im Spiele!“ sagte ein Nachbar zu Peter Gringoire.

„Und dieses dürre Laub!“ fügte ein Anderer hinzu.

„Es ist kein Zweifel,“ fuhr ein Dritter fort, „sie ist eine Zauberin, die mit dem Knecht Ruprecht im Bunde steht, um die Offiziere auszuplündern und zu ermorden!“

Peter Gringoire selbst war nicht ungeneigt, die ganze Geschichte in ihrem Zusammenhang wahrscheinlich und schauerlich zu finden.

„Wittwe Falourdel,“ sagte der Präsident mit Majestät, „habt Ihr dem Gericht nichts weiter vorzutragen?“

„Nein, gnädigster Herr, außer daß man in dem Berichte mein Haus ein altes stinkendes Loch genannt hat, was schimpflich für mich ist. Die Häuser auf der Brücke haben zwar kein so großes Aussehen, weil viel Volk da wohnt; aber es wohnen doch auch Schlächter da, die reiche Leute und mit recht hübschen Weibern verheirathet sind.“

Der Advokat des Königs erhob sich: „Schweigt!“ sagte er, „ich bitte die Herren Richter, nicht aus der Acht zu lassen, daß man bei der Angeklagten einen Dolch gefunden hat. Wittwe Falourdel, habt Ihr das dürre Laub mitgebracht, in welches sich der Thaler verwandelte, den Euch das Gespenst gegeben hat?“

„Ja, gnädiger Herr, ich habe es wieder gefunden,“ antwortete sie. „Hier ist es.“

Ein Gerichtsdienner übergab das Blatt dem Advokaten des Königs, der es mit tiefem Sinnen betrachtete und dann dem

Präsidenten zuschickte. Von diesem ging es unter den Richtern von Hand zu Hand, bis es an den Procurator des Königs in Kirchensachen kam.

„Das ist ein Blatt von Birkenholz, aus welchem Holze man Besen macht, was ein neuer Beweis für die Anschuldigung der Hererei ist,“ sagte Meister Charmolue mit tiefer Gelehrsamkeit.

Ein Richter nahm das Wort: „Zeugin, zwei Männer sind zu gleicher Zeit in Euer Haus gekommen: der Schwarze, den Ihr zuerst verschwinden und dann durch die Seine schwimmen saht, und der Offizier. Welcher der beiden hat Euch den Thaler gegeben?“

Die Alte befaß sich ein wenig und sagte: „Der Offizier.“

Ein Murmeln durchlief die Menge.

Ah! dachte Peter Gringoire, dieser Umstand macht mich doch wankend in meiner Ueberzeugung.

Der außerordentliche Advokat des Königs erhob sich. „Ich bringe den Herren Richtern in Erinnerung, was in dem Protokoll steht, das an dem Krankenbette des verwundeten Offiziers aufgenommen worden ist. Derselbe erklärt: daß er, als besagter schwarzer Mann zu ihm trat, den Gedanken gehabt, daß solcher gar wohl der Knecht Ruprecht sein könne, daß derselbe schwarze Mann ihn lebhaft angetrieben, sich mit der Angeklagten einzulassen, und als er, der Hauptmann, hierauf bemerkt, daß er kein Geld habe, ihm denselben Thaler gegeben, womit der besagte Offizier die Falourdel bezahlt hat. Es folgt hieraus klar, daß der gedachte Thaler ein Geldstück aus der Hölle ist.“

Diese schlagende Bemerkung machte allen Zweifeln unseres Peters und der übrigen Skeptiker in der Versammlung ein Ende.

„Sämmtliche Akten liegen vor,“ fügte der Advokat des

Königs, sich wieder setzend, hinzu; „die Herren Richter können selbst die Aussagen des Phöbus de Chateaupers nachsehen.“

Als dieser Name ausgesprochen wurde, erhob sich die Angeklagte; ihr Kopf wurde sichtbar. Peter Gringoire erkannte mit Schrecken Esmeralda.

Sie war bleich, ihre Haare, sonst so niedlich geordnet, fielen verwirrt über die Schultern herab; ihre Lippen waren blau, ihre Augen hohl.

„Phöbus!“ sagte sie in einer Art Geistesverwirrung. „Oh, gnädige Herren! ehe Ihr mich tödten laßt, sagt mir um Gotteswillen, ob er noch lebt!“

„Schweigt, Weib!“ antwortete der Präsident, „das ist nicht unsere Sache.“

„Oh, um Gottes Barmherzigkeit willen, sagt mir, ob er noch lebt!“ fuhr sie fort und faltete ihre abgemagerten Hände. Ihre Ketten klirrten, als sie die beiden Arme erhob.

„Nun,“ sagte trocken der Advokat des Königs, „er stirbt. Seid Ihr jetzt zufrieden?“

Die Unglückliche fiel auf ihren Schemel zurück, lautlos, ohne Thränen, weiß wie ein WachsBild.

Der Präsident beugte sich zu einem Manne hinab, der unterhalb seines Sitzes stand, ein schwarzes Kleid und eine goldene Mütze trug, und einen Stab in der Hand führte: „Gerichtsbote, führt die zweite Angeklagte herein!“

Aller Augen wandten sich einer kleinen Thüre zu, durch die man eine weiße Ziege mit vergoldeten Hörnern hereinführte. Peter Gringoire's Herz pochte. Das niedliche Thier blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen und streckte seinen schlanken Hals aus, als ob es, von der Spitze eines Felsen herab, einen unermesslichen Horizont zu überschauen hätte. Jetzt erblickte es die Zigeunerin, sprang über die Tafel und den Kopf eines Gerichtschreibers weg und war in wenigen Säzen bei ihr. Die

Ziege legte sich zu den Füßen ihrer Herrin nieder, als ob sie um ein Wort oder eine Liebkosung bitten wollte; aber die Unglückliche blieb unbeweglich, und selbst die arme Djali konnte keinen Blick von ihr erlangen.

„Richtig,“ sagte die alte Jalourdel, „das ist der weiße Bod, ich erkenne beide ganz genau wieder.“

„Wenn es den Herren gefällig ist,“ sprach Jakob Charmolue, „so wollen wir zum Verhör der Ziege schreiten.“

Dieses Thier war in der That die zweite Angeklagte. Es war zu jenen Zeiten nichts Seltenes, daß man einem Thier wegen Hexerei den Prozeß machte.

Der Prokurator des Königs in Kirchensachen rief nun mit lauter Stimme: „Wenn der Teufel, von dem diese Ziege besessen ist, und der bisher allen Beschwörungen widerstanden hat, in seiner Bosheit verharren sollte, so thun wir ihm hiemit kund und zu wissen, daß wir genöthigt sein werden, die Strafe des Strangs oder des Scheiterhausens gegen ihn verhängen zu lassen.“

Peter Gringoire bekam den kalten Schweiß. Jakob Charmolue nahm den Tambourin von der Tafel, hielt ihn der Ziege auf eine gewisse Weise vor und fragte: „Wie viel Uhr ist es?“

Die Ziege sah ihn mit einem klugen Blicke an, hob ihren vergoldeten Fuß und gab damit sieben Schläge. Es war wirklich sieben Uhr. Die Zuschauer entsetzten sich. Peter Gringoire war in Todesängsten.

„Sie ist verloren. Sie richtet sich selbst zu Grunde!“ rief er mit lauter Stimme, „ihr seht ja, daß sie nicht weiß, was sie thut!“

Jakob Charmolue ließ die Ziege noch mehrere Kunststücke ähnlicher Art machen, und durch eine optische Täuschung, die den gerichtlichen Verhandlungen eigen ist, geriethen jetzt die

nämlichen Zuschauer, welche sonst den unschuldigen Künsten der Ziege auf der Straße Beifall geklatscht hatten, in den Hallen des Justizpalastes über dieselben Kunststücke in Staunen und Entsetzen. Die Ziege war in ihren Augen Niemand Anderes, als der Teufel.

Noch schlimmer war es, als der Procurator des Königs den ledernen Sack mit beweglichen Buchstaben, welchen die Ziege am Halse trug, auf den Boden ausschüttete, und nun das kunstreiche Thier mit seinen Pfoten die Buchstaben aussuchte und den unseligen Namen Phöbus schrieb. Die Zaubereien, deren Opfer Phöbus geworden war, erschienen nun unwiderrsprechlich bewiesen, und in aller Augen war die Zigeunerin, diese niedliche Tänzerin, an deren Grazie sie sich oft ergötzt hatten, nichts weiter mehr als eine scheußliche Häre.

Die Angeklagte gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Weder die Liebkosungen der Ziege, noch die Drohungen der Richter, noch die dumpfen Verwünschungen der Zuschauer, nichts vermochte sie aus ihrem Seelenschlummer zu wecken.

Man mußte sie durch einen Gerichtsboten unbarmherzig ausschütteln lassen, und dann erhob der Präsident laut und feierlich die Stimme: „Mädchen, Du gehörst dem Geschlecht der Zigeuner an, das der Zauberei obliegt. Du hast, in Vereinigung mit der verzauberten Ziege, welche gleichfalls in diesem Prozeß verwickelt ist, in der Nacht vom letztverfloffenen 29. März, in Gemeinschaft mit den Mächten der Finsterniß, mittelst Zaubereien und höllischer Künste, einen Hauptmann der Bogenschützen des Königs, Phöbus de Chateaupers genannt, ermordet und mit einem Dolche erstochen. Beharrst Du darauf, diese That noch ferner zu läugnen?“

„Entsetzlich!“ rief das Mädchen jammervoll aus und verbarg ihr Gesicht in beide Hände. „Mein Phöbus! Oh, das ist mehr als Höllepein!“

„Beharrst Du darauf, diese That noch ferner zu läugnen?“ wiederholte kaltblütig der Präsident.

„Ob ich sie läugne!“ sagte sie in furchtbarem Tone, und erhob sich mit blihenden Augen.

Der Präsident erwiederte trocken: „Wie willst Du denn die Thatfachen, welche Dir zur Last fallen, erklären?“

Das Mädchen erwiederte schluchzend: „Ich habe es schon gesagt. Ich weiß es nicht. Ein Priester, den ich nicht kenne, ein höllischer Priester verfolgt mich.“

„So ist es,“ fuhr der Richter fort: „Der Knecht Ruprecht in Gestalt eines Priesters.“

„Oh, gnädige Herren, habt Barmherzigkeit mit mir! Ich bin nur ein armes Mädchen . . .“

„Aus Aegyptenland,“ ergänzte der Richter.

Meister Jakob Charmolue nahm das Wort und sprach in süßlichem Tone: „In Betracht der bedauernswerthen Hartnäckigkeit der Angeklagten trage ich auf die peinliche Frage an.“

„Bewilligt,“ sprach der Präsident.

Die Unglückliche zitterte am ganzen Körper.

Gleichwohl erhob sie sich und ging mit ziemlich festem Schritte, zwischen zwei Reihen von Lanzen, einer kleinen Thüre zu, welche sich plötzlich öffnete und eben so schnell wieder hinter ihr schloß. Jakob Charmolue, der Procurator des Königs in Kirchensachen, und einige Priester des heiligen Officiums begleiteten die Angeklagte in die Marterkammer.

Als die Angeklagte durch die Thüre verschwunden war, hörte man die Ziege traurig blöden.

Die Sitzung wurde suspendirt. Auf die Bemerkung eines der Richter, daß man sehr lange werden warten müssen, bis die Tortur beendigt sei, erwiederte der Präsident, daß ein Richter sich seinen Pflichten opfern müsse, und sollte er darüber das Nachsteffen versäumen.

„Die verfluchte Here,“ brummte ein alter Richter in den Bart, „läßt sich die Folter geben, wenn man noch nicht zu Nacht gegessen hat!“

Nachdem Esmeralda in einem finstern Gange, worin an hellen Tage Lampen brannten, einige Stufen hinauf und wieder andere herabgestiegen war, trat sie in ein düsteres, thurmähnliches Zimmer ohne Fenster oder irgend eine andere Oeffnung, als die ungeheure eiserne Thüre, zu der man hereinkam. Es fehlte gleichwohl nicht an Helle, denn in einer Art Backofen, der in der Mauer angebracht war, brannte ein großes Feuer, das seinen röthlichen Schein durch diese Marterhöhle warf, und der Unglücklichen an den Wänden umher alle die furchtbaren Werkzeuge der Pein zeigte, welche sie an diesem Orte erleiden sollte.

Auf einer ledernen Matratze, die vom Gewölbe herabhing und fast den Boden berührte, saß Meister Pierrat Lorterie, der geschworne Stodmeister. Seine Knechte, zwei Gnomen mit breiten Gesichtern, schürten das Feuer im Ofen, und machten die Zangen glühend. Die Gerichtsboten traten auf die eine, die Priester des heiligen Officiums auf die andere Seite. Ein Gerichtschreiber saß an einem Tische in der Ecke. Meister Jakob Charmolue näherte sich der Angeklagten und sagte äußerst freundlich und verbindlich: „Mein liebes Kind, Du beharrst also auf Deinem Lügner?“

„Ja,“ antwortete sie mit halberstücker Stimme.

„In diesem Falle,“ fuhr Meister Jakob freundlich fort, „müssen wir, so schmerzlich es uns ist, zur peinlichen Frage schreiten. Wenn es Dir gefällig ist, mein Kind, auf jener Matratze Platz zu nehmen! Meister Pierrat, macht dem Frauenzimmer Platz und schließt die Thüre.“

Meister Pierrat erhob sich grinsend. „Wenn ich die Thüre schließe,“ murkte er, „so wird mein Feuer ausgehen.“

„Je nun, lieber Freund,“ erwiderte der sanftmüthige Meister Jakob, „so laßt sie offen.“

Esmeralda war stehen geblieben. Dieses lederne Bett, auf dem sich schon so viele Unglückliche schmerzvoll gewunden hatten, erfüllte sie mit Entsetzen. Das Mark fror ihr in den Beinen, sie stand da wie vernichtet. Auf ein Zeichen, das Meister Jakob gab, saßen die beiden Knechte und setzten sie auf das Bett nieder. Sie thaten ihr kein Leid an, aber als ihre Hände sie berührten, als das Leder der Matraze sie berührte, fühlte sie all ihr Blut dem Herzen zuströmen. Sie warf einen verwirrten Blick rings um sich her, alle die mißgestalteten Werkzeuge der Tortur, die an den Wänden hingen, schienen plötzlich in Bewegung zu kommen, sich ihr von allen Seiten zu nähern, ihren ganzen Körper zu zwicken und zu klemmen.

„Wo ist der Arzt?“ fragte Meister Jakob.

„Hier,“ erwiderte ein Schwarzroß, den die Angeklagte bisher noch nicht bemerkt hatte. Sie schauderte zusammen.

„Mein liebes Kind,“ fuhr Meister Jakob mit seiner schmeichelnden Stimme fort, „ich frage Dich zum dritten Mal, ob Du darauf beharrst, die Thatsachen zu läugnen, deren Du beschuldigt bist?“

Die Angeklagte vermochte nur ein Zeichen mit dem Kopfe zu geben, die Stimme versagte ihr.

„Du beharrst also,“ sagte Meister Jakob, „das ist mir sehr leid; allein ich muß die Pflichten meines Amtes erfüllen.“

„Herr Procurator,“ fragte Meister Pierrat, „womit machen wir den Anfang?“

Meister Jakob besann sich eine Weile mit dem nachdenklichen Gesicht eines Dichters, der auf einen Reim sinnt; dann sagte er freundlich: „Mit dem Halbstiefel.“

Die Unglückliche fühlte sich so verlassen von Gott und den

Menschen, daß ihr Haupt auf die Brust sank, wie etwas, das keine Kraft mehr hat, sich selbst zu tragen.

Der Stodmeister und der Arzt näherten sich ihr zumal. Die beiden Knechte suchten unter ihrem Vorrath die Werkzeuge der Marter aus. Bei dem Klirren dieser scheußlichen Instrumente zitterte das arme Mädchen am ganzen Körper und seufzte so leise, daß Niemand es hörte: „Oh, mein Phöbus!“ Dann fiel sie wieder in ihre starre Unbeweglichkeit und ihr todähnliches Schweigen zurück. Dieses rührende Schauspiel hätte jedes andere Herz zerrissen, als das unerbittlicher Richter.

Inzwischen hatten die Knechte des Stodmeisters mit ihren räudigen Händen der Unglücklichen den Strumpf ausgezogen und ihren niedlichen Fuß entblößt. „Schade darum!“ murmelte selbst der fühllose Stodmeister, als er ihn betrachtete.

Ein Flor, wie ein dichter Nebel, hing vor den Augen der Unglücklichen, und sie sah durch ihn nur undeutlich, wie man die Marterwerkzeuge brachte und ihren Fuß zwischen den Eisen einkleitete. Der Schrecken gab ihr ihre Kraft zurück. „Nehmt mir das weg!“ schrie sie laut auf. „Gnade! Gnade!“

„Zum letzten Mal, gestehst Du die Thatfachen ein, welche sich im Laufe des Prozesses ergeben haben?“ fragte Meister Jakob mit seiner unzerstörbaren Freundlichkeit.

„Ich bin unschuldig.“

„Wie willst Du alsdann die Thatfachen erklären, die Dir zur Last fallen?“

„Ich weiß es nicht.“

„Du läugnest also fortwährend?“

„Alles.“

„Macht vorwärts!“ sprach Meister Jakob zu Meister Pierrat.

Meister Pierrat drehte die Schraube, und der Halbstiefel, in welchen der Fuß gespannt war, preßte sich zusammen. Die

Unglückliche stieß einen jener furchtbaren Schreie aus, die in keiner menschlichen Sprache einen Namen haben.

„Halt,“ sagte Meister Jakob. „Willst Du gestehen?“

„Alles!“ rief das elende Wesen. „Ich gestehe! Ich gestehe! Gnade!“

Das arme Kind hatte seine Kräfte nicht berechnet, als es der Folter trotzte. Der erste Schmerz hatte ihren Widerstand besiegt.

„Die Menschlichkeit verpflichtet mich, Dir zu sagen,“ fuhr Meister Jakob mit immer gleicher Freundlichkeit fort, „daß Dein Geständniß den Tod nach sich zieht.“

„Das hoffe ich zu Gott,“ erwiderte sie und fiel erschöpft auf ihr Schmerzenslager zurück.

Meister Jakob erhob seine Stimme: „Gerichtschreiber schreibt! Junges Zigeunermädchen, Du gestehst also Deine Theilnahme an den höllischen Festen, welche die Larven, die Masken und die Hexen halten? Antworte!“

„Ja,“ sagte sie so leise, daß ihre Stimme sich in ihrem Hauche verlor.

„Du gestehst ferner, den Geisbock gesehen zu haben, den Beelzebub in den Wolken erscheinen läßt, um zum Herrentanze zu rufen, und den nur Diejenigen erblicken, welche Zauberkünste treiben?“

„Ja!“

„Du gestehst, Behemot's Haupt, dieses scheußliche Götzenbild der Tempelritter, angebetet zu haben?“

„Ja!“

„Mit dem Teufel, der Dir in Gestalt einer Ziege folgte, Umgang gepflogen zu haben?“

„Ja!“

„Du gestehst und bekennst endlich, mit Hülfe des Teufels und des Gespenstes, das vulgo Knecht Ruprecht heißt, in der

Nacht vom letztverflossenen 29. März einen Hauptmann der Bogenschützen, Phöbus de Chateaupers genannt, ermordet zu haben?"

Sie heftete ihre großen Augen auf den Richter und antwortete mechanisch: „Ja!“ Sie war augenscheinlich ihrer Sinne nicht mehr mächtig.

„Schreibt Gerichtsschreiber!“ sprach Meister Jakob. „Man binde die Gefangene los und führe sie in den Gerichtssaal zurück!“

Der Procurator des Königs in Kirchensachen nahm sofort den angeschwollenen Fuß der Patientin in Augenschein und sagte: „Kleinigkeit! Du hast noch zu rechter Zeit geschrien! Das würde Dich nicht am Tanzen hindern, wenn es sonst nichts wäre!“

Dann wendete sich Meister Jakob zu den Herren vom heiligen Officium und sprach mit Salbung: „So ist endlich die Justiz aufgeklärt! Das ist ein Trost für das Herz eines Richters, und das liebe Kind wird uns das Zeugniß geben, daß wir mit aller möglichen Schonung verfahren sind.“

Als die Unglückliche, bleich und hinkend, in den Gerichtssaal zurückkam, wurde sie mit allgemeinem beifälligem Murmeln empfangen. Von Seiten der Zuschauer bezeichnete dasselbe jenes Gefühl befriedigter Ungeduld, das man im Theater bei der endlichen Entwicklung eines Stücks empfindet, von Seiten der Richter die Hoffnung, jetzt bald zu Nacht speisen zu können. Auch die kleine Ziege blökte ihr freudig entgegen; sie konnte sich ihr nicht nähern, weil sie an die Bank gebunden war.

Die Angeklagte schleppte sich mühsam zu ihrem Sitz. Meister Jakob ging gravitatisch, dem seinigen zu, setzte sich, erhob sich wieder und sprach mit Selbstgefühl: „Die Angeklagte hat Alles gestanden.“

„Zigeunermädchen,“ nahm der Präsident das Wort, „Du

bist also geständig aller Dir zur Last gelegten Thatfachen, Zauberei, Prostitution und Meuchelmord betreffend, verübt an der Person eines Hauptmanns der königlichen Bogenschützen, Phöbus de Chateaupers genannt?"

Das Herz der Angeklagten war zum Sprengen voll und sie antwortete schluchzend: „Alles, was Ihr wollt, aber laßt mich schnell tödten!"

„Herr Procurator des Königs in Kirchenfachen," sprach der Präsident feierlich, „der Gerichtshof ist bereit, Euer Requisitorium anzuhören."

Meister Jakob zog einen ungeheuern Aktenstoß hervor und begann mit vieler Salbung seinen Vortrag in lateinischer Sprache. Er hatte noch nicht den Eingang vollendet, als schon dicke Schweißtropfen über seine Stirne rannen. Plötzlich, mitten in einer Periode, unterbrach er seinen Vortrag und rief in französischer Sprache: „Meine Herren, der Teufel ist bei dieser Sache so sehr im Spiele, daß er in eigener Person unseren Debatten anwohnt und die Majestät des Gerichts verhöhnt. Seht dorthin!"

Mit diesen Worten deutete er auf die weiße Ziege, die, als sie den Meister Jakob Charmolue gestikuliren und mit den Händen fechten sah, sich auf den Hintern gesetzt und ihn mit ihren Vorderfüßen nachgeäfft hatte. Dieser Zwischenfall wurde als letzter Beweispunkt angesehen und that große Wirkung. Man band der Ziege die Füße zusammen und der Procurator des Königs nahm den Faden seines Vortrags wieder auf. Der Schluß seines Requisitoriums war der Antrag: „Die hier gegenwärtige Angeklagte, als der Zauberei und des Mords überwiesen, zur Kirchenbuße auf dem Platz der Liebfrauentirche zu verurtheilen und sofort dieselbe auf dem Grèveplatz durch den Strang vom Leben zum Tod bringen zu lassen."

Ein anderer Schwarzrock in der Nähe der Angeklagten er-

hob sich; es war ihr Advokat. Die hungrigen Richter fingen an zu murren.

„Advokat, faßt Euch kurz,“ sprach der Präsident.

„Herr Präsident,“ antwortete der Advokat, „dieweil die Angeklagte des Verbrechens geständig ist, so habe ich den Herren Richtern nur noch einen Text des salischen Gesetzes in Erinnerung zu bringen. Wenn eine Heze einen Menschen gefressen hat, und dessen überwiesen ist, so hat sie eine Strafe von achttausend Silberlingen zu bezahlen. — Möge es nun dem Gerichtshof gefällig sein, meine Clientin zu dieser Strafe zu verurtheilen.“

„Abgeschaffter Text,“ erwiederte der Advokat des Königs.

„Nego,“ versetzte der Vertheidiger der Angeklagten.

„Zur Abstimmung! Zur Abstimmung!“ riefen mehrere Richter zumal, „das Verbrechen ist offenbar, und es ist schon spät.“

Der Präsident ließ alsbald zur Abstimmung schreiten. Der Gerichtschreiber schrieb das Urtheil nieder und eröffnete es der Angeklagten in folgenden Worten:

„Zigeunermädchen, an dem Tage, da es dem Herrn unserm König gefallen wird, um die Mittagsstunde, werdet Ihr in einem Karren, in bloßem Hemd und nackten Füßen, den Strick um den Hals, vor den großen Eingang der Liebfrauenkirche gebracht werden, daselbst Buße zu thun, mit einer zweipfündigen Wachskerze in der Hand, und werdet von dort auf den Gröveplatz geführt werden, wo man Euch an gemeinem Stadtgalgen hängen wird, bis der Tod erfolgt, und ein Gleiches wird dieser Curer Ziege geschehen; und habt dem Official drei goldene Löwen zu bezahlen, um der von Euch begangenen und gestandenen Verbrechen der Zauberei und des Meuchelmords willen, so Ihr an der Person des Phöbus de Chateaupers, Hauptmanns der königlichen Bogenschützen, verübt habt. Gott sei Curer armen Seele gnädig!“

„Oh! es ist ein Traum!“ sagte die Unglückliche halb be= sinnungslos für sich. In demselben Augenblicke wurde sie von plumpen Fäusten ergriffen und weggetragen.

V.

Laßt alle Hoffnung hinter euch.

Wenn im Mittelalter ein Gebäude vollständig war, befand sich fast eben so viel Mauerwerk unter der Erde, als über derselben. Ein Palast, eine Burg, eine Kirche hatten immer einen doppelten Grund. Eine Cathedrale hatte gewissermaßen eine andere unterirdische, niedere, finstere, geheimnißvolle Kirche unter sich, blind und stumm unter der oberen Kirche, in der das Licht glänzte und Tag und Nacht Orgeln und Glocken ertönten. Manchmal war auch der unterirdische Theil der Kirche ein Grab. In den Palästen und Bastillen war der unterirdische Theil ein Kerker, bisweilen eine Gruft, manchmal beides zumal. Diese gewaltigen Gebäude hatten nicht bloß eine einfache Grundmauer, sondern eigentliche Wurzeln im Boden: Zimmer, Gallerien, Treppen, wie im oberen Bauwerk. Im Justizpalast zu Paris bestand der unterirdische Theil des Gebäudes aus Gefängnissen. Diese Kerker gingen tief in den Boden hinab, einer über dem anderen. Einmal da unten, in der untersten Tiefe, begraben, gute Nacht Tag, Luft, Leben? Laßt alle Hoffnung hinter euch! Das elende Geschöpf, einmal da hinuntergestoßen, erblickte das Licht des Tages nur wieder, um von der Welt auf ewig Abschied zu nehmen. Glücklich noch, wenn das Schwert des Henkers oder die Flamme des Scheiterhaufens einen schnellen Ausgang aus dem Leben bereitete. Viele verfaulten im dumpfen

Kerker bei lebendigem Leibe. Das war eine Begnadigung, und die Justiz nannte es: Vergessen.

In eine dieser unterirdischen Höhlen hatte man das arme schwache Zigeunermädchen gebracht. Hier lag sie von dichter Finsterniß umgeben, an die feuchte Mauer gekettet, lebendig begraben. Kalt wie die Nacht, kalt wie der Tod, von der Menschheit abgeschieden, kein Strahl des Tages mehr in ihre Augen fallend, ihre zarten Glieder in Eisen geschlagen, so saß sie da, neben einem Krug Wasser und einem Stück schwarzen Brodes, auf halbvermodertem Stroh, ein Bild des Jammers. Ihre Glieder lagen halb im Wasser, das von den feuchten Wänden tropf und sich in einer Vertiefung neben ihr sammelte. Der Athem in ihrer Brust ging noch aus und ein, aber sie lebte nicht mehr. Phöbus, die Sonne, der helle Mittag, die frische Luft, die Straßen von Paris, die Tänze unter dem Beifall des Volks, dann der Priester, der Dolch, das Blut, Folter und Galgen: Alles das ging an ihrer erstarrten Seele vorüber, bald als ein lieblicher Traum, bald als ein mißgestalteter drückender Alp; es war aber nichts weiter mehr, als ein unbestimmter furchtbarer Kampf, der sich in der Nacht des Kerkers verlor, oder eine ferne Musik, die da oben auf der Erde spielte, und die man in der Tiefe nicht mehr hörte, in welcher das unglückliche Geschöpf schmachtete. Von solchem Unglück erdrückt, in der Nacht eines solchen Kerkers konnte sie Wachen vom Schlaf, den Traum von der Wirklichkeit, den Tag von der Nacht nimmer unterscheiden. Alle Bilder traten verwirrt und vermischt vor ihren zerrütteten Geist. Sie fühlte, sie dachte nicht mehr; höchstens träumte sie. Ihr Leben war geschlossen, noch ehe es unter der Hand des Nachrichters geendet.

So, auf dem feuchten Stroh liegend, gefroren, versteinert, hatte sie kaum zwei- oder dreimal das Geräusch eines Schubfensters gehört, das sich irgendwo über ihr öffnete, und durch

das ihr eine unsichtbare Hand ein Stück schwarzen Brodes zuwarf. Dieser tägliche Besuch des Kerkermeisters war noch die einzige Verbindung, worin sie mit der Welt stand. Ein einziger Schall drang noch mechanisch zu ihrem Ohr: über ihrem Haupte tröpfelte die Feuchtigkeit durch die vermoderten Steine des Gewölbes, und in gleichen Zwischenräumen sonderte sich ein Tropfen Wasser davon ab. Sie horchte stumpfsinnig auf das Geräusch, das dieser Wassertropfen machte, indem er in die mit Wasser angefüllte Vertiefung neben ihr fiel.

Dieser Wassertropfen, in diese Vertiefung fallend, war noch die einzige Bewegung um sie her, die einzige Uhr, die ihr die Zeit anzeigte, das einzige Geräusch von allem Geräusch auf der weiten Oberfläche der Erde, das bis in ihren Kerker drang. Von Zeit zu Zeit fühlte sie etwas Kaltes, das da und dort über ihren Arm oder Fuß sprang. Es waren die nassen Bewohner dieser Höhle. Wie lange war sie schon in diesem Kerker? Sie wußte es nicht. So viel nur erinnerte sie sich, daß irgendwo ein Todesurtheil gegen irgend Jemand ausgesprochen worden sei, hierauf habe man sie, sie selbst, fortgetragen, und dann sei sie in der Nacht und in der Stille, von Kälte und Fieber geschüttelt, wieder aufgewacht. Sie sei auf den Händen fortgerutscht, da haben Ketten gerasselt, und der eiserne Ring an ihrem Fuße habe sie blutig gerissen. Sie habe mit den Händen um sich getappt, und überall nur die kalte Mauer um sich gefunden; dann habe sie sich auf das feuchte Stroh gesetzt, das neben ihr gelegen. Wie lange sie so da saß, wußte sie nicht, denn es gab für sie weder Zeit noch Stunde, weder Tag noch Nacht.

Eines Tages oder eines Nachts, denn Mittag und Mitternacht hatten die nämliche Farbe in diesem Grab, hörte sie über sich ein stärkeres Geräusch als gewöhnlich der Kerkermeister, wenn er ihr Brod und Wasser brachte, erregte. Sie hob das

Haupt und sah einen röthlichen Strahl durch die Spalten der Thüre dringen. Zu gleicher Zeit klirrten die Riegel, die Pforte drehte sich in ihren verrosteten Angeln, und sie erblickte zwei Männer und ein Licht. Das Licht blendete sie, sie schloß die Augen.

Als sie die Augen wieder öffnete, war die Thüre geschlossen, das Licht stand auf einer Stufe der Treppe, und ein Mann stand allein vor ihr. Gesicht und Gestalt waren ganz in einen schwarzen Mantel verhüllt. Sie heftete fest ihre Augen auf dieses geisterhafte Wesen. Beide schwiegen. Endlich brach die Gefangene das Stillschweigen: „Wer bist Du?“ fragte sie.

„Ein Priester.“

Das Wort, der Ton, der Klang der Stimme machten sie schauern.

„Bist Du bereit?“ fragte mit dumpfer Stimme der Priester.

„Wozu?“

„Zum Tode.“

„Oh! doch bald?“ sagte sie.

„Morgen.“

Ihr Haupt, das sie freudig erhoben hatte, fiel auf ihre Brust zurück.

„Das ist noch sehr lange!“ seufzte sie, „könnte es nicht heute schon sein?“

„Du fühlst Dich also sehr unglücklich?“ fragte der Priester nach einer Pause.

„Es friert mich sehr,“ antwortete sie.

Der Priester warf seine Augen im Kerker umher: „Ohne Licht! Ohne Feuer! im Wasser! Das ist schrecklich.“

„Ja,“ sagte sie, „der Tag gehört Jedermann, warum gibt man mir nur die Nacht?“

„Weißt Du,“ fragte der Priester nach einer Pause, „warum Du hier bist?“

„Ich glaube, ich habe es gewußt,“ erwiderte sie und brachte ihre abgemagerte Hand an ihre Stirne, gleichsam um ihrem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, „aber ich weiß es nicht mehr.“

Plötzlich fing sie an zu weinen wie ein Kind: „Ich möchte gerne fort von hier, lieber Herr! Es friert mich, ich fürchte mich, und es gibt hier Thiere, die mir über den Leib kriechen.“

„So folge mir.“

Der Priester nahm sie am Arm. Die Unglückliche war durch und durch gefroren. Gleichwohl fühlte sie beim Drucke dieser Hand eine Kälte.

„Oh,“ sagte sie, „das ist die kalte Hand des Todes. Wer bist Du?“

Der Priester schlug die Kapuze seines Mantels zurück, und sie sah das unheilbringende Gesicht, das sie schon so lange verfolgte, das Haupt jenes Teufels, der ihr, den Dolch in der Hand, über dem geliebten Haupte ihres Phöbus erschienen war.

Diese, für sie immer so unheilverkündende Erscheinung, die sie, von einem Glend in's andere, bis zum Fuße des Galgens gestoßen hatte, weckte sie auf einmal aus ihrem dumpfen Hinbrüten. Der Flor, der ihr Denkvermögen umhüllt hatte, zerriß plötzlich. Alle Einzelheiten ihrer unseligen Geschichte, von der nächtlichen Scene bei der Falourdel an bis zur Verurtheilung im Justizpalast, traten zumal vor ihren Geist, nicht unbestimmt und verwirrt, wie bis jetzt, sondern bestimmt, deutlich, furchtbar, herzerreißend. Alle Wunden ihres Herzens öffneten sich zumal und bluteten zugleich.

Sie zitterte an allen Gliedern, bedeckte ihre Augen mit den Händen und rief entsetzt: „Oh, das ist der Priester!“

Ihre Arme fielen schlaff am Leibe herab, sie saß da mit gesenktem Haupt, den Blick der Erde zugekehrt, stumm und zitternd. Der Priester betrachtete sie schweigend.

Jetzt fing sie leise an zu murmeln: „Bollende! Bollende!
Den letzten Streich!“

Sie ließ ihr Haupt auf die Brust herabfallen, gleichsam den tödtlichen Schlag erwartend.

„Ich flöße Dir also Abscheu ein?“ fragte der Priester.

Sie antwortete nicht.

„Verabscheust Du mich?“ wiederholte er.

Ihre Lippen verzogen sich zu einem krampfhaften Lächeln: „Ja,“ sagte sie, „der Henker scherzt mit der Verdammten. Seit Monaten schon verfolgt er mich. Wie glücklich wäre ich ohne ihn! Er hat mich in dies Verderben gebracht! . . . Er hat meinen Phöbus ermordet!“

Sie brach in Thränen aus, hob ihre Augen zu dem Priester und sprach: „Gelder, wer bist Du? Was habe ich Dir gethan? Warum hassst Du mich?“

„Ich liebe Dich!“ rief der Priester aus.

Ihre Thränen hörten auf zu fließen, sie warf einen Blick stumpfsinnigen Staunens auf ihn.

Der Priester fiel zu ihren Füßen nieder, betrachtete sie mit flammenden Augen und rief: „Ich liebe Dich! Hörst Du das?“

„Welche Liebe!“ sagte die Unglückliche schauernd.

„Die Liebe eines Verdammten.“

Beide schwiegen einige Minuten; sie erlagen unter dem Gewicht ihrer Gemüthsbewegungen: er wahnfinnig, sie stumpfsinnig.

„Höre,“ sagte endlich der Priester ruhig und kalt, „ich will Dir mein ganzes Herz öffnen, ich will Dir sagen, was ich bis jetzt mir selbst kaum gestanden habe. Höre, junges Mädchen! Ehe ich Dich kannte, war ich glücklich.“

„Und ich!“ seufzte sie mit schwacher Stimme.

„Höre mich! Ja, ich war glücklich, ich glaubte es wenig-

stens zu sein. Ich war rein, meine Seele voll Klarheit. Kein Haupt erhob sich stolzer und strahlender, als das meinige. Priester fragten mich um Rath über die Keuschheit, Gelehrte über die Gelehrsamkeit. Die Wissenschaft war mir Alles, sie war meine Schwester, und eine Schwester genügte mir. Nicht daß ich nie in Versuchung gerathen wäre, mein Fleisch empörte sich mehr als einmal gegen die Strenge des Gesetzes, die den Priester an den kalten Stein des Altars fesselt. Aber Nachtwachen, Studien, Fasten und Beten gaben der Seele die Herrschaft über den Körper zurück. Ich floh die Weiber und mied ihren Umgang. Wenn mich der Satan mit unreinen Händen versuchte, warf ich mich in die Arme der Wissenschaft; ich schwang mich in höhere Regionen empor, wo die ewige Wahrheit thront, und ließ den Schmutz der Erde tief unter mir. So lange der höllische Dämon nur unbestimmte Weiberschatten, die einzeln in der Kirche, auf der Straße an mir vorüberschwebten, aussandte, mich zu versuchen, behielt ich den Sieg. Ist er mir nicht geblieben, so ist Gott Schuld, der dem Teufel Macht über die Menschen gegeben hat. Höre! eines Tages . . ."

Hier hielt der Priester inne, und ein tiefer, schwerer Seufzer stieg mühsam aus seiner Brust empor. „Eines Tages,“ fuhr er fort, „stand ich am Fenster meiner Zelle. Ich las ein Buch, ich weiß nicht mehr welches, denn Alles schwimmt wie ein Nebel vor meiner Erinnerung. Ich las. Ich hörte den Schall eines Tambourins. Ich ärgerte mich, in meinen Betrachtungen auf solche Art unterbrochen zu werden. Ich sah auf den Platz hinab. Es war Mittag, die Sonne strahlte in ihrem hellsten Glanze, ein Wesen tanzte auf dem Plage, ein Wesen, so schön, daß Gott es der heiligen Jungfrau vorgezogen und zu seiner Mutter gewählt haben würde, wenn es gelebt hätte, als er Mensch ward. Dieses Wesen tanzte im Strahl der Sonne, strahlender als sie. Sein Anblick bezauberte mich,

ich konnte die Augen nicht wegwenden, ich fühlte, daß ein Zauber mich fesselte. Du, Mädchen, Du warst dieses Wesen."

Der Priester athmete aus tiefer Brust und schwieg eine Weile. Dann fuhr er fort: „Ich war geblendet, ich wollte meine Augen wegwenden und vermochte es nicht. Ich rief mir die Fallstricke in's Gedächtniß zurück, die mir der Satan schon früher gelegt hatte. Vergebens, der Zauber war unbezwinglich. Das Wesen, das in meine Augen strahlte, besaß jene übernatürliche Schönheit, die nur vom Himmel oder von der Hölle kommen kann. Das war kein gemeines Wesen, aus ein wenig Erde zusammengeschnitten und im Innern nur sparsam erhellt durch das flackernde Licht einer Weiberseele. Es war ein Engel, aber ein Engel der Finsterniß, ein Engel der Flamme, nicht des Lichts. So dachte ich; da erblickte ich neben Dir eine Ziege, ein Thier des höllischen Sabbath's; sie betrachtete mich mit höhni-schen Blicken. Die Mittagssonne hatte ihr feurige Hörner gegeben. Jetzt zweifelte ich nicht mehr an den Fallstricken des Satans, er hatte Dich aus der Hölle gesandt, mich zu verderben. Ich glaubte es."

Der Priester warf einen durchdringenden Blick auf die Gefangene und fügte kalt hinzu: „Ich glaube es noch. Der Zauber aber hatte bereits gewirkt. Dein Tanz hatte meine Sinne verwirrt, das Werk der Finsterniß vollendete sich in mir, ich fühlte es. Die himmlischen Hüter meiner Seele waren eingeschlafen, und ich gab mich mit Lust dem geheimnißvollen Zauber hin. Jetzt singst Du an zu singen. Dein Gesang war noch bezaubernder als Dein Tanz. Fliehe, Elender, fliehe! Ich war an den Boden gefesselt. Meine Füße waren versteinert, wie der Boden, der sie trug. Der Zauber war stärker als ich. Er fesselte meine Augen, mein ganzes Wesen, bis Du aufhörtest zu singen und zu tanzen. Du warst verschwunden und noch verblendete der Zauber meine Augen, ich sah Deine verführeri-

schen Tänze, ich hörte die schmeichelnden Töne Deines Gesangs. Halb sinnlos fiel ich in die Fenstervertiefung zurück. Die Vesperglocke weckte mich aus meinen Träumen. Ich erhob mich, ein anderer Mensch. Der Zauber der Hölle hatte mich ergriffen und mein Innerstes durchdrungen. Mein guter Geist war von mir gewichen. Die Hölle umgab mich mit ihren tausend Lockungen, ich konnte, ich wollte nicht fliehen.“

Der Priester hielt abermals inne und fuhr dann fort: „Von diesem Tage an war ein fremder, unsauberer Geist in mich eingezogen. Ich versuchte alle Mittel, ihn auszutreiben: Gebet, Kasteiung, Arbeit. Alles vergebens! Die Wissenschaft gewährte mir keinen Trost mehr, sie kämpfte umsonst gegen ein mit Leidenschaften erfülltes Gemüth. Nahm ich ein Buch zur Hand, so schwebte zwischen mir und ihm der Schatten der Tänzerin, das reizende Bild der Sängerin.“

„Der Zauber verfolgte mich auf jedem Schritt, immer wiedertönte Dein Gesang in meinen Ohren, immer sah ich Deine Füße in der Luft schweben. Da beschloß ich Dich aufzusuchen, Dich noch einmal zu sehen, das Ideal mit der Wirklichkeit zu vergleichen, Fleisch und Bein zu berühren, und so vielleicht den höllischen Zauber zu zerstören. Ich sah Dich wieder. Unglückseliger! Nachdem ich Dich zweimal gesehen, wollte ich Dich tausendmal sehen, Dich für immer besitzen. Jetzt war kein Halt mehr auf dem abschüssigen Pfad, der zur Hölle führt. Die Flügel meines Geistes waren mit Stricken der Hölle gefesselt. Ich irrte unstet herum, gleich Dir. Ich wartete auf Dich unter den Hallen, ich suchte Dich in den Straßen, ich schaute nach Dir von der Höhe meines Thurmes. Jeden Abend kehrte ich bezauberter, verzweifelter, verlorenener in meine Zelle zurück.“

„Ich wußte jetzt, wer Du warst: Aegypterin, Zigeunerin, Zitterpielerin. Wie konnte ich noch an Zauberei zweifeln? Höre! Ich hoffte durch einen Prozeß den Zauber zu lösen. Eine Here

hatte Bruno d'Asi bezaubert, er ließ sie verbrennen und war geheilt. Das mußte ich und wollte das nämliche Mittel versuchen.

„Ich wollte Dich aufheben und dem heiligen Amte übergeben. Ich versuchte es in einer finstern Nacht. Wir waren unser Zwei. Wir hielten Dich bereits fest, da kam jener elende Soldat und befreite Dich. Hier fing Dein und mein Unglück an, ebenso auch das seinige.

„Jetzt gab ich Dich beim heiligen Officium als Zauberin an, und hoffte dadurch den Zauber zu bannen, wie Bruno d'Asi. Auch schwebte mir verwirrt der Gedanke vor, daß Dein Prozeß Dich in meine Hände geben, daß die Mauern eines Kerkers Dich mir überliefern würden, daß Du da gebannt seiest und mir nicht entgehen könntest. War ich so lange Zeit von Dir beseffen, so wollte ich Dich jetzt besitzen. Wer Böses thut, der thue es ganz. Ein Schwächling, der auf halbem Wege stehen bleibt! Ein vollendetes Verbrechen ist berauschend. Ha! ein Priester und eine Hexe im Kerker auf einem Bund Stroh, im Laumel der Wollust!

„Ich gab Dich dem heiligen Officium an. Doch hielt ich den Sturm noch zurück. Mein Plan hatte so furchtbare Seiten, daß sie mich selbst mit Schrecken erfüllten. Vielleicht hätte ich ihm entsagt, vielleicht hätte der schreckliche Gedanke keine Frucht getragen. Es lag ja in meiner Macht, dem Prozeß Folge zu geben, oder ihn abzubringen. So glaubte ich. Doch böse Gedanken werden zur bösen That. Das Schicksal ist stärker, als der menschliche Wille. Das allgewaltige Fatum hat Dich und mich erfaßt. Was ich im Finsternen schmiedete, ist zur offenen That geworden. Höre mich! Ich bin am Ende.

„Eines Tages geht ein Mensch an mir vorüber, er nennt Deinen Namen, er lacht mit verbuhlten Blicken. Himmel und Hölle! Ich folge ihm. Das Uebrige weißt Du.“

Der Priester schwieg. Das Mädchen konnte nur das einzige Wort finden: „Phöbus!“

„Nenne diesen Namen nicht!“ rief der Priester heftig aus und faßte sie gewaltsam am Arm. „Nicht diesen Namen! Er zerreißt meine Ohren. Durch ihn sind wir beide elend. Bist Du nicht leidend? Frierst Du nicht? Umhüllt Dich nicht die Nacht des Kerkers? — Und doch bist Du noch glücklich, wäre es auch nur durch Deine kindische Liebe zu diesem hohlen Kopfe, der mit Deinem Herzen spielte! Mein Kerker wohnt in mir selbst, in meinem Innern ist es Winter, Eis, Verzweiflung. Ich trage die Nacht in meiner Seele. Du begreifst nicht, was ich leide. Ich habe Deinem Prozesse angewohnt. Ich saß auf der Bank des heiligen Officiums. Unter meinem Priesterrock litt ich die Qualen eines Verdammten. Als man Dich hereinführte, saß ich da; als man Dich verhörte, saß ich da. Oh! des Himmels Fluch über diese Tigerhöhle! Es war mein Verbrechen, es war mein Galgen, den ich langsam auf Deiner Stirne aufrichten sah. Bei jedem Zeugen, bei jedem neuen Beweise saß ich da, ich konnte jeden Schritt in Deiner Schmerzensbahn zählen. Und die Folter! Ich war da, als jenes Scheusal in Menschengestalt . . . Ich sah Dich entkleiden und von den rohen Händen der Henkersknechte anfassen, ich sah Deinen Fuß in den Block spannen . . . Da faßte ich den Dolch, den ich unter meinem Priesterrocke trug, und grub ihn tief in mein Fleisch. Sieh her, noch blutet meine Brust.“

Der Priester öffnete sein Kleid, und noch floß das Blut aus einer weiten Wunde. Die Gefangene schauderte zurück.

„Mädchen,“ fuhr der Priester fort, „habe Erbarmen mit einem Elenden! Du hältst Dich für unglücklich; Du weißt nicht, was Unglück ist. Ein Weib lieben, Priester sein, gehaßt werden! Dieses Weib lieben, mit der ganzen Kraft seiner Seele, für ein Lächeln ihres Mundes sein Blut, sein Eingeweide, seinen Ruf,

dieses und jenes Leben, Seele und Seligkeit hingeben, bedauern, daß man nicht König, Kaiser, Erzengel, Gott ist, um einen mächtigeren Sklaven zu ihren Füßen zu legen, Tag und Nacht wachend und träumend an sie denken, und nun die Qual, die Höllepein zu sehen, daß sie ihre göttliche Liebe an die Livrée eines Soldaten wegwirft! Und ich! was habe ich ihr zu bieten? Meinen schmutzigen Priesterrock, der sie mit Furcht und Ekel erfüllt! Zusehen müssen, mit eigenen Augen, die nagende Eifersucht im Herzen, wie sie an einen jämmerlichen Wicht Schätze der Liebe und Schönheit verschwendet, diese himmlische Gestalt in den Armen eines Andern! Das ist mehr, als das glühende Eisen des Henkers! Man zersäge meinen Leib zwischen zwei Brettern, man lasse mich durch wilde Rosse in vier Stücke zerreißen! Ich habe mehr als dieses erduldet!"

Der Priester stieß verzweiflungsvoll seinen Kopf gegen die Mauern des Kerkers; er wälzte sich wie ein Wahnsinniger auf dem feuchten Boden. Als er, erschöpft und athemlos, schwieg, wiederholte das Mädchen mit lispelnder Stimme: „Phöbus!"

„Nicht diesen Namen!" rief der Priester mit furchtbarer Stimme. „Dieses Wort aus Deinem Munde durchdringt alle Fasern meines Herzens. Höre mich! Bist Du aus der Hölle, ich folge Dir dahin. Mein Paradies ist, wo ich Dich erblicke. Dich will ich anschauen, nicht Gott in seiner Herrlichkeit! Nein, es ist nicht möglich, ein Weib kann eine solche Liebe nicht von sich stoßen! Leichter wäre es, Berge zu versetzen. Du liebst mich, Du mußt mich lieben! Fort von hier, laß uns fliehen, in ferne Lande, unter den südlichen Himmel, wo die Natur ewig jung und grün ist. Dort wollen wir uns lieben, dort wollen wir Herz und Seele tauschen."

Das Mädchen, wie aus einem Stumpfsinn erwachend, lachte laut und schrecklich auf: „Seht doch her, ehrwürdiger Vater! Ihr habt Blut an den Händen."

Der Priester stand eine Weile wie versteinert, das Auge auf die Hand geheftet. Dann sagte er mit sanfter Stimme: „Recht so, beleidige mich, höhne mich; aber komm, Eile thut noth. Morgen, morgen, sage ich Dir! Du kennst den Galgen auf dem Gröveplatz? Er steht immer furchtbar bereit. Ich sehe Dich die Stufen hinaufsteigen. Gnade! Gnade! Fort, fort von hier! Erst will ich Dich retten, dann sollst Du mich lieben lernen. Hasse mich, so lange Du willst. Aber fort! Morgen! der Galgen! Rette Dich und mich!“

Der Priester faßte sie am Arme, heftete Blicke des Wahnsinns auf sie, wollte sie fortreißen.

Sie starrte ihn halb bewusstlos an: „Was ist aus meinem Phöbus geworden?“

„Ah!“ rief der Priester aus und ließ ihren Arm los, „Du kennst kein Erbarmen!“

„Was ist aus meinem Phöbus geworden?“ wiederholte sie eintönig.

„Er ist todt!“ schrie der Priester.

„Todt! warum sollte ich dann leben?“

„Ja,“ sprach der Priester, wie in Gedanken verloren, „er muß todt sein. Ich habe den Dolch tief in seine Brust gedrückt. Seine Spitze drang bis zu seinem Herzen, ich lebte in dem kalten Eisen!“

Die Augen des Mädchens warfen plötzlich Flammen aus, sie stürzte sich mit übernatürlicher Kraft auf den Priester und stieß ihn nieder auf den kalten Stein.

„Fort, Ungeheuer! Fort, Muechelmörder!“ rief sie wüthend. „Laß mich hier allein sterben! Nicht im Himmel, nicht in der Hölle will ich mit Dir sein! Hebe Dich weg von mir, Verfluchter!“

Der Priester blieb einen Augenblick am Boden sitzen, dann stand er langsam, schweigend auf, nahm seine Laterne und stieg die Stufen der Treppe hinan. Unter der Thüre wendete er das

Haupt und rief mit hohler Grabesstimme in den Kerker hinab:
 „Ja, ich sage Dir, er ist todt!“

Das Mädchen fiel mit dem Gesicht zur Erde nieder, und jetzt hörte man in dem dunkeln Kerker kein anderes Geräusch mehr, als den Wassertropfen, der in abgemessenen Zwischenräumen in die Vertiefung fiel.

VI.

Die Mutter.

Es gibt wohl auf der Welt nichts Lieblicheres, als die Gedanken, welche der Anblick eines kleinen Schuhs ihres Kindes im Herzen einer Mutter erweckt, dieser Kinderschuh, mit dem das kleine Geschöpf noch keinen Schritt gemacht hat. Die Mutter glaubt in diesem Schuh den Fuß ihres Kindes zu erblicken, sie küßt ihn, sie spricht zu ihm, und ist das Kind abwesend, so ruft ihr der Anblick des niedlichen Schuhs das sanfte und gebrechliche Geschöpf in's Andenken zurück. Hat aber die Mutter ihr Kind verloren, so wird der kleine Schuh, statt eines Bildes der Zärtlichkeit und Freude, ein Gegenstand der Pein für das Mutterherz. Nicht die Hand eines Engels hält ihr ihn vor, sondern die Kralle eines Teufels.

An einem schönen Maimorgen hörte die Klausnerin im Rolandsthurme auf dem Grèveplatz ein Geräusch von Pferden und Wagen. Sie kümmerte sich wenig darum und brachte ihrem geliebten kleinen Schuh die gewohnten Opfer dar. Dieser Schuh war für sie die Welt, der einzige Gedanke, in dem sie sich bewegte. Was sie an heißen Bitten und rührenden Klagen gen Himmel gesendet, das wußte nur die einsame Zelle im Rolands-

thurn. Diesen Morgen schien ihr Schmerz noch heftiger als gewöhnlich, und man hörte von außen das Jammern ihrer eintönigen, herzzerreißenden Stimme: „Oh, meine Tochter! Meine Tochter! mein armes liebes, kleines Kind, so soll ich dich nie wieder sehen! Es ist aus für immer! Es scheint mir, daß ich dich erst gestern verloren habe! Warum hast Du mir sie geschenkt, o Gott, um sie wieder zu nehmen? Weißt Du denn nicht, daß ein Kind die Leibesfrucht seiner Mutter ist, und daß eine Mutter, die ihr Kind verliert, nicht mehr an Gott glaubt? Hast du mich denn nie mit meinem Kinde gesehen, wie ich es liebte, wie ich es pflegte, daß du mir es wieder genommen? Hättest du es gesehen, o Gott! so würdest du dich meiner erbarmt und mir die einzige Freude gelassen haben, die mir in diesem Leben noch übrig war. War ich denn so ein elendes Wesen, o Herr, daß du mich verdammt hast, ohne einen Blick der Gnade auf mich zu werfen? Wo ist der Fuß, der zu diesem Schuhe gehört? Wo ist mein Kind? Ich will es haben, du mußt mir es zurückgeben, wenn du der Herr mein Gott bist. Seit fünfzehn Jahren liege ich vor dir auf den Knien, meine Knien sind wund, gib mir mein Kind zurück, wenn ich an dich glauben soll! Nur einen Tag, nur eine Stunde, nur eine Minute, o Herr! mein Gott! Dann magst du mich auf ewig zur Hölle verdammen. Ich strecke meine Hände in die Wolken aus, den Zipfel deines Sternenkleides zu fassen, gib mir mein Kind zurück! Ist das nicht sein schöner kleiner Schuh? Habe Barmherzigkeit, o Herr! Fünfzehn Jahre lang liege ich vor dir auf den Knien, wie lange soll ich noch liegen? Ach, heilige Jungfrau, heilige Jungfrau des Himmels! O Jesus, mein Heiland! Man hat mir mein Kind genommen, man hat mir mein Kind gestohlen; sie haben es fortgeschleppt nach Aegyptenland, sie haben sein Fleisch gegessen und sein Blut getrunken! Ich will es wieder haben, ich will mein Kind wieder haben! Jesu,

erbarme dich meiner! Es ist im Paradies, sagst du? Ich will kein Paradies, ich will keinen Engel, mein Kind will ich haben. Ich bin ein reißendes Thier, das sein Junges sucht. Ich will mich auf der Erde winden, ich will mein Haupt an den kalten Stein schlagen, ich will verdammt sein, ich will Gott verfluchen, wenn du mir mein Kind nicht wieder gibst! Ich hebe meine Hände zu dir empor, ist denn kein Gott mehr im Himmel? Ich habe nur Brod und Wasser, nimm es hin und gib mir mein Kind zurück! Ich war eine Sünderin, mein Kind hat mich fromm gemacht. In seinem Lächeln sah ich Gottes Antlitz. Gib mir mein Kind zurück, heilige Jungfrau, oder laß mich sterben!"

In diesem Augenblicke drangen frische, freudige Kinderstimmen von dem Plage aus in die Ohren der Klausnerin. Ein kleiner Knabe sagte: „Heute hängt man die Zigeunerin.“

Wie eine Spinne aus ihrem Neze fährt, die Fliege zu erhaschen, so stürzte sich die Klausnerin der Oeffnung ihrer Zelle zu. Eine Leiter stand schon vor dem Galgen, und der Henker ordnete die Ketten, die durch den Regen verrostet waren. Einiges Volk stand um den Galgen her.

Die Kinder waren schon weit entfernt. Die Klausnerin suchte mit den Augen umher, ob sie Jemand finde, den sie fragen könne. Neben ihrer Zelle stand ein Priester, der mit finsternen Blicken den Galgen betrachtete. Sie erkannte in ihm den Archidiaconus der Liebfrauenkirche, einen heiligen Mann.

„Ehrwürdiger Vater,“ fragte sie, „wer soll hier gehängt werden?“

Der Priester sah ihr in's Gesicht und antwortete nicht. Sie wiederholte ihre Frage.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte er kurz und trocken.

„Es waren Kinder da, die sagten, daß es eine Zigeunerin sei?“ fuhr die Klausnerin zu fragen fort.

„Ich glaube ja,“ antwortete der Priester.

Jetzt lachte die Klausnerin laut auf, und ihr Lachen glich dem Brüllen eines wilden Thieres, das hungrig seine Beute sucht.

„Schwester,“ sagte der Archidiaconus, „Ihr habt also die Zigeunerinnen von Herzen?“

„Ob ich sie hasse! Es sind Hexen und stehlen Kinder. Sie haben mir mein Kind gestohlen, meine kleine Tochter, mein einziges Kind. Sie haben mir das Herz aus dem Leibe gefressen.“

Die Klausnerin schäumte vor Wuth. Der Priester heftete einen Blick kalter Ruhe auf sie.

„Eine insbesondere hasse ich,“ fuhr die Klausnerin fort; „ich habe sie zur untersten Hölle verflucht; ihre Mutter hat meine Tochter gefressen, und sie ist so alt als mein Kind jetzt wäre. So oft diese junge Otter an meiner Zelle vorübergeht, locht mir das Blut in meinen Adern.“

„So freue Dich, Schwester,“ sagte der Priester kalt wie Eis, „freue Dich, denn diese wirst Du hier sterben sehen.“

Sein Haupt fiel auf seine Brust herab, und er entfernte sich langsamen Schrittes.

„Habe Dank, Priester!“ jauchzte ihm die Klausnerin nach. „Ich habe es ihr vorausgesagt, daß sie dieses Gerüste betreten werde.“

Die Klausnerin ging mit großen Schritten vor dem Eisengitter ihrer Zelle hin und her, mit flammenden Augen, weit offenen Nasenflügeln, den Kopf in der Luft, wie ein wildes Thier im Käfig, das hungrig des Wärters harret, der ihm seine Nahrung reichen soll.

VII.

Drei Männer verschiedener Art.

Phöbus war nicht todt. Leute dieses Schlags haben ein hartes Leben. Als Meister Philipp Theulier, außerordentlicher Advokat des Königs, der armen Esmeralda gesagt hatte: „er stirbt,“ so geschah es wohl aus Irrthum, vielleicht gar aus Scherz. Als der Archidiaconus ihr sagte, „er ist todt,“ so mußte er dies zwar nicht, aber er glaubte es, er zweifelte nicht daran, et hoffte es sogar. Es wäre ihm zu schwer gefallen, dem Mädchen, das er liebte, gute Nachrichten von seinem Nebenbuhler zu geben. Jeder Mann hätte wohl an seiner Stelle das Nämliche gethan.

Phöbus war zwar sehr verwundet, aber nicht tödtlich, wie der Priester gehofft hatte. Der Apotheker, zu dem ihn die Soldaten der Nachtwache im ersten Augenblicke getragen hatten, fürchtete acht Tage lang für sein Leben, und theilte sogar diese Besorgniß dem Patienten selbst in lateinischer Sprache mit. Gleichwohl gewann die Kraft der Jugend die Oberhand, und die Natur rettete, trotz der medicinischen Voraussagungen, den Kranken, und nahm ihn dem Arzt und dem Tod vor der Nase weg. Während er bei dem Apotheker auf dem Schragen lag, hatte er das erste Verhör des Advokaten des Königs und der Officialen erstanden. Dies hatte ihm viele Langeweile gemacht, und da er sich besser fühlte und ein zweites Verhör fürchtete, so machte er sich heimlich davon und ließ dem Apotheker seine goldene Sporen an Zahlungsstatt zurück. Diese Abwesenheit störte übrigens den Gang der Untersuchung nicht. Die damalige Justiz kümmerte sich wenig darum, ob ein Kriminalprozeß pünktlich ausgelegt und aktenmäßig zugestuzt sei. Wenn nur

der Angeklagte gehängt wurde, so war die Gerechtigkeit befriedigt. Die Richter glaubten Beweise genug gegen Esmeralda zu haben und fragten nicht darnach, ob Phöbus lebe oder todt sei.

Phöbus seinerseits war nicht weit geflohen.

Er hatte sich bloß zu seiner Compagnie begeben, welche zu Queue-en-Brie, einige Posten von Paris, in Besatzung lag. Es gelüstete ihn im mindesten nicht, persönlich in diesem Prozesse aufzutreten. Er hatte ein unbestimmtes Gefühl, daß er eine lächerliche Rolle darin spielen würde. Im Grunde wußte er selbst nicht, was er eigentlich von der ganzen Sache denken sollte. Unglaublich und abergläubisch zugleich, wie jeder Soldat, der nur Soldat ist, war er mit sich selbst nicht im Reinen über diese Ziege, die Zauberkünste machte, über ihre Herrin, die Esmeralda, die eine Zigeunerin war, und über den räthselhaften Knecht Ruprecht, der eben so schnell verschwunden als erschienen war. Er erblickte in der ganzen Geschichte mehr Hexerei als Wirklichkeit, und hielt das schöne Zigeunermädchen für eine Hexe und den Schwarzmantel für den Teufel selbst. In kurzer Zeit dachte Freund Phöbus nicht mehr an die Zauberin Similar, wie er sie nannte, noch an den Dolchstich, den ihm die Zigeunerin oder (gleichviel) der Knecht Ruprecht beigebracht hatte, und wenig kümmerte ihn der Ausgang des Processes. Das Bild der schönen Fleur-de-Lys zog in sein leeres Herz wieder ein; er stieg daher eines Tages auf sein Ross und ritt Paris zu, in der Hoffnung, daß nach Verlauf von zwei Monaten die alte Geschichte mit der Zigeunerin vergessen sein würde.

Als er auf den Platz der Liebfrauenkirche kam, sah er wohl einen großen Volksauflauf, kümmerte sich aber nichts darum, knüpfte den Zaum seines Pferdes an den Ring in der Mauer und stieg munter die Treppen hinauf zu seiner schönen Braut.

Fleur-de-Lys war allein mit ihrer Mutter. Sie hatte die

Scene mit der ägyptischen Here, ihrer Ziege und dem verfluchten Alphabet noch nicht vergessen, und die lange Abwesenheit ihres Bräutigams lag ihr schwer auf dem Herzen. Als aber ihr Phöbus eintrat, fand sie ihn so schön, so liebetrunken und so glänzend in seiner neuen Uniform, daß sie freudig erröthete. Das Edelfräulein selbst war reizender als je. Phöbus, der in dem Flecken Queue-en-Brie seit zwei Monaten bloß plumpe Bauernbirnen gesehen hatte, ward berauscht vom Anblicke ihrer Schönheit und näherte sich ihr mit einem so leidenschaftlichen Wesen, daß alsbald der Friede ohne vorgängige Präliminarien und nachfolgende Stipulationen abgeschlossen wurde.

Das Fräulein saß am Fenster und starrte immer noch an ihrer Grotte des Neptun. Phöbus stand hinter der Lehne ihres Sessels, und sie flüsterte ihm ihre verliebten Vorwürfe zu.

„Böser Mensch, warum habt Ihr Euch denn zwei ganze lange Monate nicht blicken lassen?“

„Ich schwöre Euch,“ antwortete Phöbus ausweichend, „Ihr seid so schön, daß Ihr einen Erzbischof zum Narren machen könntet.“

Sie konnte sich nicht enthalten zu lächeln.

„Stille davon, mein Herr! Es ist jetzt nicht von meiner Schönheit die Rede, sondern eine Antwort will ich haben.“

„Je nun, Bäschen, ich bin in meine Garnison beordert worden.“

„Und wohin, wenn es Euch gefällig ist? Und warum habt Ihr nicht Abschied von mir genommen?“

„Nach Queue-en-Brie.“

Phöbus war sehr erfreut, daß er durch die Antwort auf die erste Frage die Beantwortung der zweiten umgehen konnte.

„Das ist ja gar nicht weit von hier, mein Herr! Warum habt Ihr mich denn in dieser Zeit nicht ein einziges Mal besucht?“

Hier kam unser Phöbus in ernstliche Verlegenheit. „Weil . . . Der Dienst . . . Und dann, schönstes Bäschen, war ich krank.“

„Krank?“ fragte sie bestürzt.

„Ja! . . . Verwundet.“

„Verwundet!“

Das arme Kind war ganz bestürzt.

„Oh! Seid ruhig deshalb, es hat nichts zu bedeuten,“ sagte Phöbus nachlässig. „Ein Streit, ein Säbelhieb, was kümmert Ihr Euch darum?“

„Was ich mich darum kümmere?“ rief Fleur-de-Lys, und ihre schönen blauen Augen glänzten in Thränen. „Das könnt Ihr mich unmöglich im Ernste fragen. Was ist es mit diesem Säbelhieb? Ich will Alles wissen.“

„Je nun, Schönste, ich habe ein Hühnchen gepflückt, mit Mabe-Fedy, dem Lieutenant von Saint-Germain-en-Laye; Ihr wißt ja, und wir haben uns etwas Fleisch vom Leibe gehackt. Das ist der ganze Spaß.“

Der Lügner wußte wohl, daß eine ausgefochtene Ehrensache einen Mann in den Augen eines Weibes doppelt männlich erscheinen läßt. Fleur-de-Lys blickte ihn an, ganz ergriffen von Furcht, Vergnügen und Bewunderung. Sie war gleichwohl noch nicht vollkommen beruhigt.

„Wenn Ihr nur auch gut geheilt seid, mein Phöbus!“ sagte sie. „Ich kenne Cuern Mabe-Fedy nicht, aber es muß ein garstiger Mensch sein. Und was war denn die Ursache dieses Streites?“

Hier wußte unser Phöbus, dessen Einbildungskraft nicht besonders schöpferisch war, nicht mehr, wie er sich aus der Schlinge ziehen sollte.

„Oh! Was weiß ich? . . . Eine Kleinigkeit, ein Pferd, ein jähes Wort! Schönste Base,“ rief er plötzlich, um dem Gespräch

eine andere Wendung zu geben, „was ist denn für ein Lärm auf dem Plage da unten?“

Er trat an das Fenster: „Mein Gott, Bäschen! Seht doch die Menschenmenge da unten!“

„Ich weiß es nicht, was es gibt,“ antwortete Fleur-de-Lys. „Es scheint, daß eine Hexe vor der Kirche Buße thun soll, ehe sie gehängt wird.“

Phöbus glaubte die Geschichte der Esmeralda längst beendigt und kümmerte sich mithin wenig um die Hexe auf dem Plage da unten. Gleichwohl that er noch einige Fragen.

„Wie heißt diese Hexe?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete sie.

„Und was soll sie gethan haben?“

Fleur-de-Lys suchte mit den Achseln: „Ich weiß es nicht.“

„Oh, du mein lieber Heiland!“ fiel die alte Dame ein, „es gibt jetzt so viele Hexen, daß man sie verbrennt, ohne, glaube ich, ihren Namen zu wissen. Es sind ihrer so viele, als die Wolken, die am Himmel ziehen. Im Uebrigen kann man ruhig sein, denn der liebe Gott wird schon sein Register über sie führen.“

Die ehrwürdige Dame erhob sich und trat an das Fenster: „Jesus, mein Herr! Ihr habt Recht, Phöbus. Welche Menge von Menschen! Bis auf den Dächern, gelobt sei Gott! Das erinnert mich an meine Zeit, Better Phöbus. Beim Einzug Königs Karl VII. war auch eine solche Menschenmenge versammelt. Ich weiß nicht mehr, in welchem Jahre es war. Nicht wahr, wenn ich Euch das erzähle, kommt es Euch alt vor, und mir jung. Aber damals gab es ganz andere Leute als jetzt. Der König hatte die Königin hinter sich auf dem Pferde, und so saßen alle Damen hinter ihren Rittern. Ich erinnere mich, daß man gewaltig lachte, weil die Dame Amanyon = de = Garlande, ie sehr klein war, hinter Herrn Matefelon, einem Ritter von

gigantischer Gestalt, saß, der die Engländer schockweise zusammen gehauen hatte. Oh, wie schön war das Alles, und wie die Driflamme wehte! Es ist doch betrübt, wenn man daran denkt, daß das Alles gewesen ist und jetzt nicht mehr ist!"

Die beiden Liebenden hörten kein Wort von dem, was die alte Dame sagte. Phöbus war auf seinen Posten hinter der Lehne des Stuhls, auf dem Fleur-de-Lys saß, zurückgekehrt, und sie wechselten süße Reden und zärtliche Blicke.

„Phöbus,“ sagte Fleur-de-Lys leise, „wir heirathen uns in drei Monaten. Schwöre mir, daß Du nie eine andere geliebt hast, als mich.“

„Das schwöre ich Dir, mein Engel!“ antwortete Phöbus mit einem leidenschaftlichen Blicke. Er überredete sich in diesem Augenblicke vielleicht selbst, daß dem so sei.

Als die gute Mutter sah, daß das Brautpaar so einig und zärtlich war, verließ sie das Zimmer, um einige häusliche Geschäfte zu besorgen. Phöbus nahm es wahr, das Alleinsein mit Fleur-de-Lys und seine aufgeregte Leidenschaft brachten ihm seltsame Gedanken in den Kopf. Fleur-de-Lys liebte ihn, er war ihr Bräutigam, er war allein mit ihr, seine alte Neigung für sie war wieder erwacht, und was ist es am Ende, wenn Jemand seine Frucht als Gras einheimst? Solche und andere Gedanken gingen durch den Kopf unseres Phöbus und sprachen sich so seltsam in seinen Blicken aus, daß Fleur-de-Lys ganz davor erschrad. Sie blickte um sich und sah ihre Mutter nicht mehr im Zimmer.

„Mein Gott!“ sagte sie erröthend und unruhig, „es ist mir sehr heiß!“

„Es ist auch nicht weit von Mittag,“ antwortete Phöbus, „und die Sonne brennt; ich will die Vorhänge schließen.“

„Nein, nein,“ rief die geängstigte Jungfrau, „ich muß Luft haben.“

Sie erhob sich und eilte wie ein Reh, das den Wind der verfolgenden Meute spürt, dem Balkon zu. Rhöbus, ziemlich verstimmt, folgte ihr dahin.

Der Platz vor der Liebfrauenkirche bot in diesem Augenblicke ein seltsamtrauriges Schauspiel dar. Er war von einer unermesslichen Menschenmenge erfüllt, die aus allen anliegenden Straßen herbeiströmte. In der Mitte des Platzes bildeten Büchsenchützen und Lanzenträger einen Kreis, den die Zuschauer nicht betreten durften. Die weiten Pforten der Kirche waren geschlossen, während die zahllosen Fenster der Häuser mit vielen tausend Zuschauern besetzt waren.

Die Oberfläche dieser Menschenmasse war grau, schmutzig, erdfarbig. Das Schauspiel, welches sie erwartete, gehörte augenscheinlich zu denen, welche das traurige Vorrecht haben, die Hefe des Böbels an sich zu ziehen. Ueber dieser Menschenmasse schwebte ein häßliches Geräusch, mehr Gelächter als Geschrei; man erblickte mehr Weiber als Männer.

Von Zeit zu Zeit durchdrang irgend eine heisere Stimme das allgemeine Geräusch.

„He! Mahiette Balliffre! Hängt man sie hier?“

„Einfaltspinsel! Hier wird Kirchenbuße gethan in bloßem Hemde! Der liebe Gott wird ihr lateinische Broden in's Gesicht husten. Das geschieht immer hier Mittags um 12 Uhr. Willst Du sie hängen sehen, so gehe auf den Grèveplatz.“

„Das kann ich hernach auch noch.“

„Ist es wahr, daß sie keinen Beichtvater angenommen hat?“

„Ich glaube, ja!“

„Seht doch den Heidenkopf!“

Diese und andere Reden ähnlicher Art stiegen von Zeit zu Zeit aus dem verwirrten Lärm der Menschenmenge empor.

Fleur-de-Lys blickte mitleidig auf den Platz hinab und sagte: „O mein Gott, das arme Geschöpf!“

Phöbus, der in diesem Augenblicke nur Augen für sie hatte und sich wenig um das Gewimmel auf dem Plage kümmerte, spielte verliebt mit seiner Hand an ihrem Leibgürtel. Sie wendete sich lächelnd und bittend um: „Laß mich doch, Phöbus! Wenn meine Mutter käme, würde sie Deine Hand sehen.“

In diesem Augenblicke schlug die Uhr auf dem Glockenthurme der Liebfrauenkirche langsam die zwölfte Stunde. Ein Gemurmel der Zufriedenheit stieg aus der Menge empor. Kaum war der letzte Schlag der Glocke verhallt, als alle Köpfe in Bewegung kamen und sich vom Pflaster, von den Fenstern, von den Dächern der weithinschallende Ruf hören ließ: „Da ist sie!“

Fleur-de-Lys bedeckte ihre Augen mit beiden Händen, um nichts zu sehen.

„Komm in's Zimmer zurück, meine Liebe!“ sagte Phöbus.

„Nein,“ antwortete sie und öffnete aus Neugierde die Augen, welche sie aus Furcht geschlossen hatte.

Ein Karren, von einem einzigen Pferde gezogen, erschien auf dem Plage. Er war von Bewaffneten zu Pferd umgeben, und auf der einen Seite desselben ritten die Beamten der Justiz und Polizei, Meister Jakob Charmolue an ihrer Spitze, in schwarzer Kleidung. In dem Karren saß ein junges Mädchen mit auf den Rücken gebundenen Armen. Kein Priester war an ihrer Seite. Sie war im bloßen Hemd, und ihre langen schwarzen Haare fielen zerstreut über ihren Hals und die halbentblößten Schultern herab. Um den Hals hatte sie einen dicken grauen Strick, der ihre zarte Haut wund rieb. Unter diesem Strick erblickte man ein kleines glänzendes Amulet, das man ihr ohne Zweifel gelassen hatte, weil man denen, die dem Tode geweiht sind, keinen Wunsch mehr zu versagen pflegt. Die Zuschauer, die an den Fenstern standen, konnten auf dem Boden des Karrens ihre nackten Füße erblicken, welche sie aus einem

letzten Instinkt weiblicher Schamhaftigkeit unter sich zu verbergen suchte. Zu ihren Füßen lag eine kleine weiße Ziege, die gleichfalls gebunden war. Die Verurtheilte hielt mit ihren Zähnen ihr schlecht befestigtes Hemd fest. Sie schien in der Fülle ihres Elends noch unter dem Gedanken zu leiden, daß man sie so, halbnackt, den Augen der Menge bloßstelle.

„Jesus, mein Gott,“ sagte lebhaft Fleur-de-Lys. „Seht doch einmal hin, Better, das ist ja die garstige Zigeunerin mit der Ziege.“

Mit diesen Worten drehte sie sich gegen Phöbus um. Er starrte mit verwirrten Blicken den Karren an und wurde sehr bleich.

„Welche Zigeunerin mit der Ziege?“ stotterte er verlegen.

„Wie!“ fuhr Fleur-de-Lys fort, „erinnert Ihr Euch denn nicht?“

„Ich weiß nicht, was Ihr damit sagen wollt.“

Phöbus that einen Schritt, um in's Zimmer zurückzukehren. Fleur-de-Lys, deren alte Eifersucht wieder erwacht war, warf ihm einen durchdringenden, von Mißtrauen erfüllten Blick zu. Sie erinnerte sich in diesem Augenblicke unbestimmt, von einem Hauptmann gehört zu haben, der in den Prozeß dieser Zigeunerin verwickelt sei.

„Was ist Euch?“ fragte sie Phöbus. „Man könnte glauben, daß Ihr an diesem Weibe sehr warmen Antheil nehmt.“

„Ich? Im Geringsten nicht! Das wäre mir so!“

„So bleibt also und wartet das Ende ab,“ erwiderte sie gebietend.

Der arme Phöbus mußte nothgedrungen ausharren. Was ihn etwas beruhigte, war, daß die Verurtheilte ihren Blick nicht vom Boden des Karrens erhob. Er erkannte in ihr nur allzu gewiß Esmeralda. Selbst in dieser letzten Todesnoth war sie noch schön. Im Uebrigen war sie mehr todt als lebendig,

ihr Körper schwankte bei jeder Bewegung des Karrens wie eine leblose Sache; ihr Blick war stier und geistesabwesend. In ihrem Augenlid glänzte noch eine Thräne, aber unbeweglich und gleichsam gefroren.

Die traurige Cavalcade durchzog die Menschenmasse unter dem allgemeinen Geschrei der Freude und Neugierde. Gleichwohl muß man gestehen, daß diejenigen der Zuschauer, welche sie näher zu Gesicht bekamen und sie so schön und tiefgebeugt sahen, von innigem Mitleid ergriffen wurden.

Der Karren hielt vor dem großen Eingang der Liebfrauenkirche. Die Bedeckung reichte sich zu beiden Seiten. Eine feierliche Stille banger Erwartung herrschte, da öffneten sich langsam, wie aus eigener Kraft, die beiden Flügelthüren, und drehten sich pfeifend in ihren schweren Angeln. Man erblickte die tiefe Kirche in ihrer ganzen Länge, düster, schwarz behängt, kaum von einigen Wachskerzen erleuchtet, die in weiter Ferne auf dem großen Altar brannten. Das ganze Schiff der Kirche war einsam und leer. In den entfernten Chorsthühlen sah man bloß die Köpfe einiger Priester sich undeutlich hin und her bewegen.

In demselben Augenblicke, da die Flügelthüren sich öffneten, drang aus der Kirche ein ernster, eintöniger, ergreifender Gesang, der das Haupt der Beurtheilten mit Bruchstücken klager Psalmen gleichsam übergoß:

„... Non timebo millia populi circumdantis me: exsurge, Domine; salvum me fac, Deus!“

„... Salvum me fac, Deus, quoniam intraverunt aquae usque ad animam meam.“

„... Infixus sum in limo profundi; et non est substantia.“

Zu gleicher Zeit begann eine andere Stimme außer dem Chor auf den Stufen des Hauptaltars den melancholischen Opfergesang:

„Qui verbum audit, et credit ei qui misit me, habet

vitam aeternam et in iudicium non venit; sed transit a morte in vitam.“

Dieser Gesang, den einige alte Priester aus der Finsterniß ihrer Kirche heraus auf dieses reizende Geschöpf, das voll Jugend und Lebenskraft im Strahl der Frühlingssonne sich badete, ausgoßen, dieser Gesang war die Todtenmesse. Das Volk hörte ihr mit Andacht zu.

Die Unglückliche, für welche dieser ganze kirchliche Apparat veranstaltet war, sah und hörte nichts davon. Ihre blauen Lippen bewegten sich, als ob sie betete, und als der Hentersknecht sich näherte, um sie vom Karren zu heben, hörte er das leise geflüsterte Wort: „Phöbus.“

Man band ihr die Hände los und führte sie nebst ihrer Ziege, die freudig blötte, als sie sich frei fühlte, mit ihren nackten Füßen auf dem harten Pflaster bis an den Eingang der Kirche. Der Strick, den sie um den Hals hatte, schleifte hinter ihr nach, gleich einer Schlange, die ihrem Opfer auf dem Fuße folgt.

Jetzt hörte der Gesang auf. Eine lange Prozession von Priestern im Ornat trat, Psalmen singend, aus der Kirche. Man trug ihr viele Wachskerzen und ein goldenes Kreuz voran. Als die geistliche Prozession sich der Verurtheilten näherte, blickte sie auf, sah den Priester, der unmittelbar hinter dem Kreuze ging, und lispelte schauernd: „Das ist er! Das ist wieder der Priester!“

Es war wirklich der Archidiaconus. Er trat vor mit zurückgebogenem Haupte, die Augen weit offen und mit starker Stimme singend:

„De ventre inferi clamavi, et exaudisti vocem meam.“

„Et projecisti me in profundum in corde maris, et flumen circumdedit me.“

Als der Priester aus der Kirche trat und im hellen Licht

der Sonne erschien, war er so ausnehmend bleich, daß man ihn für einen der auf den Grabsteinen der Kirche ausgehauenen Bischöfe halten konnte, der eben von den Todten auferstanden sei, um diejenige, die sterben sollte, an der Schwelle des Grabes zu empfangen.

Nicht minder bleich und fast leblos war die Verurtheilte. Sie öffnete mechanisch ihre Hand, um die gelbe Wachskerze zu empfangen, die man ihr darbot; sie hörte nicht die Stimme des Gerichtschreibers, der ihr die Verurtheilung zur Kirchenbuße vorlas. Als man ihr sagte, daß sie mit „Amen“ zu antworten habe, sprach sie: „Amen.“

Erst als der Priester ihren Wächtern ein Zeichen gab, sich zu entfernen, und allein vor sie hintrat, kehrte einiges Leben und einige Kraft in ihren erschöpften Körper zurück. Sie fühlte ihr Blut in den Kopf steigen, und ein Ueberrest von Unwillen entzündete sich in dieser schon halb leblosen Seele.

Der Archidiaconus näherte sich ihr langsam und fragte sie mit lauter Stimme: „Weib, hast Du Gott um Verzeihung angefleht für Deine Fehler und Sünden?“

Hierauf beugte er sich zu ihrem Ohr herab, als ob er ihre letzte Beichte empfangen wollte, und sagte leise: „Willst Du mich? Es steht noch immer in meiner Macht, Dich zu retten!“

Sie sah ihm starr in's Gesicht: „Fort, Teufel der Hölle! Oder ich gebe Dich an.“

Der Priester verzerrte sein Gesicht zu einem furchtbaren Lachen: „Man wird Dir nicht glauben! Geschwind, willst Du mich oder nicht?“

„Was hast Du mit meinem Phöbus gemacht?“

„Er ist todt!“ erwiderte der Priester.

In diesem Augenblicke erhob er mechanisch das Haupt und sah den Todtgeglaubten in voller Lebenskraft neben Fleur-de-Lys auf dem Balkon stehen. Er schwankte, fuhr mit der

Hand über die Augen, blickte wieder hin und murmelte eine Verwünschung.

„So sei es denn! Stirb! Niemand soll Dich haben!“

So sprach der Priester leise, dann erhob er seine Stimme, rechte die Hand gegen das Schlachtopfer aus und sprach laut und feierlich: „I nunc anima anceps, et sit tibi Deus misericors!“

Dies war die furchtbare Formel, mit welcher man diese düstern Ceremonien der Kirche zu schließen pflegte: „Das Volk kniete nieder.

„Kyrie eleison!“ sprachen die Priester.

„Kyrie eleison!“ betete die Menge nach.

„Amen!“ sagte der Archidiaconus.

Mit diesen Worten kehrte er der Verurtheilten den Rücken; er faltete die Hände, ließ das Haupt fromm auf die Brust herabsinken und kehrte zur Prozession der Priester zurück. Bald verschwand er mit seinem Zuge in den düstern Hallen der Kirche, und allmählig erlosch seine volltönende Stimme, welche die Worte der Verzweiflung sang!

„Omnes gurgites tui et fluctus tui super me transierunt!“

Die Thüren der Liebfrauenkirche waren offen geblieben, und man konnte in ihren düstern Schlund blicken, der von keiner Kerze beleuchtet, von keiner menschlichen Stimme belebt war.

Die Verurtheilte blieb unbeweglich an ihrem Platze stehen, stumpfsinnig erwartend, was jetzt mit ihr geschehen würde. Zwei Hentersknechte, gelb gekleidet, näherten sich ihr, um ihr die Hände wieder auf den Rücken zu binden.

Bevor sie den Karren bestieg, um nun zum Richtplatze geführt zu werden, ergriff sie ein Schauer des Todes. Sie hob die thränenlosen Augen zum Himmel, zur Sonne, zu den Wolken empor, dann blickte sie um sich, auf die Menschen, auf die Häuser umher. Da stieß sie plötzlich einen Freudenschrei aus,

sie hatte das Licht ihres Lebens, ihren Phöbus, auf dem Balkon erblickt. Der Richter hatte gelogen, der Priester hatte gelogen. Da stand er in voller Lebensfülle, in seiner stattlichen Kleidung, mit wehender Feder, das Schwert an der Seite.

„Phöbus!“ schrie sie laut auf, „mein Phöbus!“

Sie wollte die Hände zu ihm erheben, aber sie waren gebunden. Jetzt sah sie ihn die Stirne runzeln, sah, wie ihn das schöne Mädchen, das neben ihm stand, mit zornigen Blicken betrachtete, sah dann, wie beide schnell vom Balkon verschwanden und die Thüre hinter sich schloßen.

„Phöbus!“ rief sie verzweifelnd, „glaubst Du es denn?“

In diesem Augenblicke schwebte ihr ein furchtbarer Gedanke vor; sie erinnerte sich, daß sie wegen begangenen Meuchelmords an der Person des Hauptmanns Phöbus de Chateaupers verurtheilt worden sei. Bis jetzt hatte sie Alles erduldet, aber dieser letzte Schlag war zu hart; sie fiel besinnungslos auf das Pflaster nieder.

„Tragt sie auf den Karren, damit das Ding zu Ende geht!“ sprach Meister Jakob Charmolue zu den Henkersknechten.

Auf der Galerie oberhalb des großen Eingangs saß ein seltsamer Zuschauer dieses ganzen Auftritts, den bis jetzt noch Niemand beachtet hatte. Gleich beim ersten Anfang befestigte er einen langen Strick an einer der Säulen, so daß dessen Ende bis auf das Pflaster hinabging. Hierauf setzte er sich ruhig nieder, pfiß von Zeit zu Zeit und sah zu. Es war Quasimodo, der Glöckner. Jetzt, als eben die Henkersknechte die Verurtheilte auf den Karren tragen wollten, ergriff er den Strick mit beiden Händen, fuhr wie ein Blitz daran hinunter, stürzte wie ein Tiger auf die Henkersknechte los, schlug sie mit seinen beiden gewaltigen Fäusten zu Boden, ergriff die Verurtheilte, schwang sie hoch über sein Haupt empor, lief der Kirche zu und rief mit einer Donnerstimme: „Uy! Uy!“

„Aysl! Aysl!“ wiederholte jubelnd die Menge, und viel tausend Hände klatschten ihm Beifall. Quasimodo's einziges Auge strahlte vor Stolz und Freude.

Diese Erschütterung brachte das unglückliche Wesen wieder zu sich. Sie öffnete die Augen, betrachtete Quasimodo, und schloß sie dann wieder, gleichsam erschreckt von dem Anblick ihres Retters.

Richter und Fenster waren erstarrt. Die Liebfrauenkirche war ein Aysl, und die Verurtheilte, einmal in ihrem Schooße, war unverleßlich. Keine menschliche Justiz durfte die heilige Stätte überschreiten.

Quasimodo, der häßliche Zwerg, stand auf der Schwelle der Kirche, das reizende Geschöpf, das er dem Tod entrißen hatte, in seinen Armen haltend. Der Gnom blickte zu ihr hinab, und sein einziges Auge übergieß sie mit einem Strome von Bärtlichkeit, Schmerz und Mitleid. Dann erhob er es wieder, strahlend und triumphirend, zu der jubelnden Menge umher. Der Enthusiasmus des Volkes war auf das Höchste gestiegen. Quasimodo, der Budlige, war sein Held geworden. Er stand wirklich als ein Held da, auf der Schwelle der Kirche. Dieser Weise, dieses Findelkind, dieser Auswurf der menschlichen Gesellschaft, er stand kräftig und erhaben da, der Staatsgesellschaft, die ihn ausgestoßen, der menschlichen Gerechtigkeit, der er ihr Opfer geraubt, der königlichen Gewalt selbst, der er die höhere Gewalt Gottes entgegenstellte, in's Angesicht trotzend.

Einige Minuten lang genoß der Zwerg seines Triumphs, dann stürzte er mit seiner geliebten Last in die Kirche. Der Beifall der Menge donnerte ihm nach. Alle suchten ihn mit den Augen. Bald erschien er wieder auf der Galerie oberhalb des Eingangs, während er die Gerettete schwebend über seinem Haupte trug und mit lauter Stimme rief: „Aysl! Aysl!“

„Aysl! Aysl!“ wiederholte jubelnd das Volk.

Zum zweitenmal zeigte sich der Zwerg auf der obern Plattform, das Mädchen im Arme, laufend mit der Eile eines Raubthiers, das seine Beute in Sicherheit bringt, und unter dem jubelnden Ruf: „Uy! Uy!“

„Uy! Uy!“ wiederholte die Menge.

Zum drittenmal erschien der Zwerg auf der Spitze des Glockenthurmes, hob die Gerettete hoch in die Luft, als wollte er sie triumphirend der ganzen Stadt zeigen, und schrie mit donnernder Stimme: „Uy! Uy! Uy!“

„Uy! Uy! Uy!“ wiederholte das Volk.

VIII.

Der Wahnsinn der Liebe.

Der Archidiaconus war nicht mehr in der Liebfrauenkirche, als sein angenommener Sohn den unseligen Knoten, worin der Priester sich und die Aegypterin gefangen hatte, mit einem raschen Streiche zerhieb. Nachdem er in die Sakristei zurückgekommen war, riß er seinen priesterlichen Ornat vom Leibe, warf ihn ungestüm dem Mefner zu und entfloß durch eine Hinterthüre des Klosters. Er ließ sich durch einen Schiffer auf das linke Ufer der Seine übersetzen, eilte vorwärts und vertiefte sich in die engen Gassen der Universität, planlos herumirrend, bei jedem Schritte auf Haufen beiderlei Geschlechts stoßend, die lustig der Sct. Michelsbrücke zueilten, in der Hoffnung, noch zeitig genug zu kommen, um die Hexe hängen zu sehen. Er war bleich, blickte verwirrt umher, erkannte weder Menschen noch Dinge, war geblendeter als ein Nachtvogel, den ein Haufen Kinder am hellen Tage verfolgt. Er wußte nicht mehr, wo er

war, was er dachte, ob er träumte. Nur vorwärts, vorwärts, war sein Gedanke, gleichviel, auf welchem Wege, durch welche Straße; er ging, lief, rannte davon: der Richtplatz, der Galgen folgte ihm auf den Fersen. So verließ er die Stadt durch das Thor Sct. Victor und setzte seine Flucht fort, so lange er noch etwas von den Thürmen der Universität und den zerstreuten Häusern der Vorstadt erblicken konnte. Erst als eine Biegung des Weges die verhaßte Stadt seinen Blicken ganz entzogen hatte, als er glauben konnte, daß er so gut als hundert Meilen davon entfernt sei, daß er sich in einem finsternen Gehölze, in einer öden Wüste befinde, erst da hielt er seinen Lauf an und schöpfte Athem aus tiefer Brust.

Jetzt stiegen furchtbare Gedanken in seinem Geiste auf. Er sah bis auf den Boden seiner Seele und schauderte. Er dachte an das unglückliche Geschöpf, das er dem Henker überliefert, an sich selbst, der ewig verloren war. Er warf einen düstern Blick seines Geistes auf den doppelt gewundenen Weg, den das Schicksal ihn und sein Opfer nehmen ließ, bis sie in der Mitte zusammentrafen und unbarmherzig an einander zerschellten. Da trat vor seinen Geist die Thorheit der ewigen Gelübde, die Nichtigkeit der Wissenschaft, der Religion, der Tugend, selbst die Nutzlosigkeit des Daseins eines Gottes. Er berauschte sich in bösen Gedanken, und als sie Raum in seiner Seele gewonnen hatten, da lachte der Satan in seinem Herzen.

Indem er so bis auf den Grund seiner Seele schaute, entdeckte er, welcher weite Raum darin für das Spiel menschlicher Leidenschaften offen sei, und klagte Gott und die Menschen an. Allen Haß, alle Bosheit, jede Leidenschaft, die in ihm war, wühlte er aus ihren verborgensten Tiefen auf, untersuchte sie mit dem kalten Blicke des Seelenarztes und fand, daß dieser Haß, diese Bosheit nur verfehlte Liebe sei, daß die Liebe, diese Quelle jeder Tugend des Mannes, in das Herz eines Priesters

geworfen, nur Jammer und Verderben bringe, daß ein Mann seines Schlags, wenn er Priester wird, sich selbst zum Teufel macht. Jetzt entstieg seiner Brust ein gräßliches Lachen der Verzweiflung, er hatte sein Geschick als Priester erfüllt: die Liebe in ihm war zur Giftpflanze geworden, sie hatte den Gegenstand seiner Neigung an den Galgen, ihn selbst an die Pforten der Hölle geführt.

Einen Augenblick vergingen ihm die Sinne, dann lachte er wieder laut auf, er dachte an das Possenspiel des Lebens: Phöbus, den er so bitter haßte, nicht todt, sondern in voller Lebenskraft, munter und vergnügt, in schönen Kleidern, eine neue Geliebte am Arme führend, damit sie zusehe, wie man die alte hängt! Alle die Menschen, die er haßte und verachtete, am Leben; Esmeralda allein, die er liebte, dem Tode geweiht.

Jetzt versank er in tiefe, finstere Träume; er dachte an das Glück, das er auf Erden finden konnte, wenn der Gegenstand seiner Neigung nicht ein ägyptisches Mädchen, er selbst nicht ein Priester gewesen wäre, wenn es keinen Phöbus gegeben, wenn Esmeralda ihn geliebt hätte. Welches Leben heiterer Unschuld und gegenseitiger Liebe führten nicht viele tausend glückliche Menschen auf der Erde! Auch er und Esmeralda konnten ein solches glückliches Paar sein, und wenn er sich die Seligkeit dieses Zusammenlebens dachte, am Ufer eines klaren Baches, in einem schattenreichen Hain, da zerrissen Liebe und Verzweiflung sein Herz.

Sie als seine Geliebte war der einzige Gedanke, der ihm ohne Unterlaß vorschwebte, der ihn peinigte, folterte, marterte bis zum Tod. Er bedauerte nicht, was er gethan, er bereute keine seiner Thaten, er hätte jede noch einmal begangen; lieber wollte er Esmeralda in der Faust des Henkers, als in den

Armen ihres Geliebten sehen. Seine Gedanken verwirrten sich in diesem gräßlichen Bilde, er riß sich die Haare aus, um zu sehen, ob der Jammer sie nicht weiß gemacht habe.

Jetzt, dachte er, jetzt in dieser unseligen Minute legt man ihr vielleicht den Strick um den Hals. Dieser Gedanke trieb ihm den Angstschweiß aus. Plötzlich lachte er wieder satanisch auf: Esmeralda schwebte an ihm vorüber, wie an dem Tage, da er sie zum erstemal sah, singend, tanzend, in voller Lust und Blüthe des Lebens; dann verschwand sie und erschien plötzlich wieder, im bloßen Hemde, mit nackten Füßen, den Strick um den Hals; sie stieg die Galgenleiter hinauf, er stieß einen furchtbaren Schrei aus und sank in die Kniee.

Während dieser Sturm der Leidenschaften jede Wurzel, Alles, was in seiner Seele festhielt, niederriß und zertrümmerte, warf der Unglückliche einen Blick auf die Natur um ihn her. Ueberall Ordnung, Ruhe, Maß und Ziel. Dort hütete ein Schäfer seine Heerde, hier pfiff der Müller sein Liedchen und sah zu, wie sich die Flügel seiner Windmühle drehten; dort lockte eine Henne ihre Jungen, hier wiegte sich ein Schwan auf dem Teich, Alles ruhig und friedlich umher; nur ein sanfter Wind, der kaum die Spitzen der Grashalme kräuselte und leichte Wölkchen am blauen Himmel vor sich hintrieb. Dieses thätige und doch ruhige Leben um ihn her erfüllte sein von Leidenschaften zerrissenes Herz mit neuer Verzweiflung, er floh unaufhaltsam weiter.

So lief er durch Wald und Feld, so lange die Sonne am Himmel stand. Diese Flucht vor der Natur, vor dem Leben, vor sich selbst, vor den Menschen, vor Gott, vor Allem, was da ist, dauerte den ganzen Tag. Von Zeit zu Zeit warf er sich mit dem Gesicht zur Erde und riß mit seinen Nägeln das junge Korn aus. Bisweilen hielt er still in der einsamen Straße eines verlassenen Dorfes, und sein Kopf war so wüste und leer,

daß er ihn in beide Hände faßte, um ihn aus den Schultern zu reißen und auf dem Pflaster zu zererschmettern.

Als die Sonne unterging, warf er einen neuen Blick in sein Inneres und fand, daß er nahe am Wahnsinn sei. Der Sturm, der von dem Augenblicke an in ihm tobte, als er die Hoffnung und den Willen aufgegeben hatte, Esmeralda zu retten, hatte in seiner Seele keine einzige richtige Idee, keinen gesunden Gedanken mehr übrig gelassen. Seine Vernunft lag in tiefem Seelenschlummer. Nur noch zwei bestimmte Bilder schwebten ihm vor: Esmeralda und der Galgen. Alles Andere war schwarz in seiner Seele. Diese beiden Bilder, also zusammengestellt, boten seiner Einbildungskraft eine furchtbare Gruppe dar, und je mehr er seine Gedanken darauf fesselte, um so höher stiegen ihre Gestalten in phantastischer Progression, die eine an Reiz, an Schönheit, an Glanz, die andere an schauerlicher Nacht, so daß zuletzt Esmeralda ihm als ein glänzendes Gestirn am fernen Himmel, der Galgen als ein Riesenarm erschien, der sich in dunkler Nacht ausstreckt.

Während alle diese Qualen durch seine Seele gingen, kam ihm nicht ein einziges Mal der Gedanke an freiwilligen Tod. So hatte die Natur diesen Elenden geschaffen, er hing fest am Leben. Vielleicht erblickte er hinter dem Vorhang den offenen Schlund der Hölle.

Der Tag neigte sich. Das lebende Wesen, das noch in ihm war, dachte verwirrt an die Rückkehr. Er glaubte sich weit von der Stadt; er sah sich um und fand, daß er bloß die Runde um die Universität gemacht hatte. Auf einsamen Pfaden kehrte er nach Paris zurück, er fürchtete das Angesicht der Menschen. Als er an die Seine kam, stieg er schweigend in ein Schiff und ließ sich den Strom aufwärts rudern. Am Grèveplazze stieg er aus. Es war dunkel, und er erkannte nur undeutlich, gleich den vorübergehenden Gestalten der Phantasma-

gorie, die Gegenstände um sich her. Die Ermattung eines großen Schmerzes bringt häufig diese Wirkung auf den menschlichen Geist hervor.

Seine Sinne verwirrten sich; Gestalten der Einbildungskraft stiegen in seinem Geiste empor. Er sah weder Straßen noch Menschen in ihrer natürlichen Gestalt, die Steine schienen unter seinen Füßen zu leben, die Menschen schwebten wie nächtliche Schatten an ihm vorüber. Er sah nur noch ein Chaos unbestimmter Gegenstände um sich her, und wußte nicht, woher er kam, noch wohin er ging. Auf der Sct. Michaelsbrücke erblickte er ein Licht an einem Fenster im unteren Stocke; er näherte sich. Durch ein zersprungenes Fenster sah er in ein schmutziges Zimmer, dessen Anblick verwirrte Erinnerungen in seinem Geiste erweckte. In dem Zimmer, das durch eine schwach brennende Lampe erleuchtet war, saß ein junger Mensch, von blonden Haaren und einem vor Vergnügen leuchtenden Gesicht; er umarmte eben mit großem Gelächter ein junges Mädchen, das sehr frech gekleidet war; neben der Lampe saß ein altes Weib, das spann und dazu mit schrillender Stimme sang. Da der junge Mensch nicht fortwährend lachte, so kam der Gesang in Bruchstücken zu den Ohren des Priesters; er klang etwas unverständlich und herenartig:

Spindel, dreh' dich an dem Roden,
 Dreh' dem Henker einen Strick!
 Zu dem Satan auf dem Brocken
 Hexlein nimmer kehrt zurück.

Frucht nicht, sondern Hanf muß säen,
 Hanf muß säen, keine Frucht,
 Hexlein einen Strick zu drehen,
 Meister nach dem Hexlein sucht.

Nach dem Kind des Höllelebens
Satan auf dem Blockberg sucht,
Meister Satan, suchst vergebens,
Erntet seiner Sünden Frucht!

Der junge Mensch unterbrach von Zeit zu Zeit diesen Gesang durch Gelächter und Liebfosungen, die er an die feile Dirne verschwendete. Das Weib war die alte Falourdel, das Mädchen eine öffentliche Dirne und der junge Mensch sein Bruder Johannes. Der Blick des Priesters war fest auf die Gruppe gerichtet; er kannte dieses Zimmer, er kannte dieses alte Weib. Schauerliche Erinnerungen stiegen in seiner Seele auf, er wollte fliehen und sein Fuß war fest in den Boden gewurzelt.

Jetzt trat sein Bruder Johannes an ein Fenster am entgegengesetzten Ende des Zimmers, öffnete es, blickte den Fluß aufwärts, wo ihm tausend beleuchtete Fenster entgegenstrahlten, und sagte, indem er das Fenster wieder schloß: „Bei meiner armen Seele, es ist schon Nacht! Der liebe Gott zündet seine Sterne und die Pariser Spießbürger ihre Talglichter an.“

Hierauf trat er an den Tisch, zerschlug eine Bouteille und rief zornig: „Schon leer, und ich habe kein Geld mehr! Isabelle, ich wollte, daß der liebe Gott Deine beiden weißen Brüste in zwei schwarze Bouteillen verwandelte, aus denen ich Tag und Nacht Burgunder trinken könnte.“

Das Freudenmädchen lachte über diesen Scherz und der Student ging fort.

Der Archidiaconus hatte kaum noch so viel Zeit übrig, sich auf den Boden zu werfen, um nicht von seinem Bruder erkannt zu werden. Zum Glück war die Straße finster und Johannes Frollo betrunken. Gleichwohl nahm er den auf dem Boden liegenden Archidiaconus wahr.

„Oh! Oh! Da liegt auch Einer, der heute ein fideles Leben geführt hat!“ sagte er und stieß ihn mit dem Fuße an. Der

Archidiaconus gab kein Lebenszeichen von sich. „Toll und voll!“ fuhr der Student fort. „Ein wahrer Blutigel des Weinfasses! Ein Rahlkopf!“ fügte er hinzu, indem er sich auf ihn niederbückte, „ein alter betrunkenener Mann! Fortunate senex!“

Er entfernte sich, indem er vor sich hinhurmelte: Das ist Alles einerlei! Ja, ja, es ist freilich eine schöne Sache um die Vernunft, und mein Bruder, der Archidiaconus, ist sehr glücklich, daß er so weise ist und Geld hat.

Nachdem sich der Student entfernt hatte, erhob sich der Archidiaconus und rannte athemlos der Liebfrauenkirche zu, deren ungeheure Thürme er in nächtlichem Schatten über die Häuser emporragen sah. Als er auf dem Platze ankam, schauderte er zurück und wagte nicht die Augen zu dem unseligen Gebäude zu erheben. Oh, sagte er leise, ist es denn wahr, daß solches hier vorgegangen ist, hier auf diesem Platze, erst heute, diesen Morgen?“

Er blickte an der Kirche hinauf, sie war so düster als seine Seele. Hinter ihr leuchtete der Himmel von Sternen.

Die Thüre des Klosters war verschlossen, aber der Archidiaconus trug immer den Schlüssel des Thurmes bei sich, in welchem sich sein Laboratorium befand. Mit diesem öffnete er, um in die Kirche zu gelangen.

Drinne herrschte die Dunkelheit und Stille einer weiten, einsamen Höhle. Sie war noch schwarz behängt, wie am heutigen Morgen. Die schwarzen Lücher reichten bis zum Bogen gewölbe der langen Chorfenster hinauf, deren gemalte Gläser, vom Monde beleuchtet, in der Nacht nur ein zweifelhaftes, schwankendes Farbenspiel hatten, eine Art weiß, blau und violett, wie man es nur auf dem Gesichte Verstorbenen findet. Als der Priester zu diesen strahlenden Rundungen der Bogenfenster des Chors hinauffah, glaubte er Mühen zur Hölle verdammter Bischöfe zu erblicken. Er schloß die Augen, und als

er sie wieder öffnete, schien es ihm, daß ihn ein Halbzirkel bleicher Todtengesichter anstarre.

Entsetzt floh er durch die Kirche hin; aber das leblose Gebäude fing an sich zu regen und zu bewegen; jede Säule, jeder Stein wackelte, wankte, wurde lebendig; die unermessliche Kirche schien ein großer Elephant zu werden, er schnaubte, machte Riesenschritte, die hohen Pfeiler waren seine Füße, die Thürme sein Rüssel, die schwarze Behängung die Decke, die auf seinem Rücken hing.

Jetzt war der Wahnsinn des Priesters auf einen solchen Grad der Intensität gestiegen, daß die äußere Welt für den Unglücklichen nur noch eine Art Apokalypse, sichtbar, fühlbar, schauerhaft war. Jetzt erblickte er in der allgemeinen Dunkelheit hinter einer Reihe von Pfeilern einen röthlichen Schein, er eilte darauf zu, als auf einen Rettungsstern. Es war die ewige Lampe, die unter ihrem Eisengitter Tag und Nacht leuchtete. Er eilte auf das Brevier zu, das aufgeschlagen da lag, um in diesem heiligen Buche einigen Trost zu finden. Er las folgende Stelle aus dem Buche Hiob: „Es schwebte ein Geist an mir vorüber, und sein Hauch berührte meine Stirne, und die Haare meines Hauptes standen mir zu Berge.“

Diese unheilverkündenden Worte schlugen ihn vollends zu Boden, seine Kniee versagten ihm den Dienst und er sank auf den kalten Stein nieder. Der Schatten der an diesem Tage Hingerichteten schwebte an ihm vorüber. Tausend furchtbare Gedanken kreuzten sich in seinem Gehirne, und es schien ihm, daß sein Kopf ein rauchendes Kamin der Hölle geworden sei.

So blieb er lange Zeit liegen, erschöpft, keines Gedankens mehr mächtig, ohne Widerstand hingegeben in die Hände des Dämons. Endlich gewann er wieder einige Kraft, und der Gedanke kam ihm, sich in seinen Thurm, zu seinem getreuen Quasimodo zu flüchten. Er stand auf und nahm die ewige

Lampe mit sich, denn er hatte Furcht. Das war ein Kirchenraub, aber was lag ihm heute daran!

Langsam stieg er die Stufen des Thurmes hinauf. Jetzt fühlte er sich von einem frischen Winde angeweht, er stand unter der Thüre der obersten Galerie. Die Luft war kalt; am Himmel zogen Wolken hin, die der Wind über einander weg trieb, so daß sie dem Eisgang eines Flusses im Winter glichen. Der Mond, durch die durchsichtige Hülle der leichten Wolken strahlend, erschien als ein himmlisches Fahrzeug, das im Eismeer der Lüfte gefangen war. Der Mond warf nur einen schwachen Glanz von sich, der Himmel und Erde aschenfarbig erscheinen ließ.

Der Priester blickte auf die dunkeln Häuser und Dächer der Stadt hinab. Da ertönte der Hammer der großen Glocke und kündigte die zwölfte Stunde der Nacht an. Zwölf Stunden waren verflossen, der Unglückliche dachte an die Mittagsstunde und schauderte zusammen. Oh! sagte er seufzend, jetzt ist sie kalt und todt!

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so erhob sich ein Wind, der seine Lampe auslöschte, und zugleich erschien im entgegengesetzten Winkel des Thurmes ein weißer Schatten, es war ein weibliches Wesen. Neben ihm ging eine weiße Ziege, die in den letzten Glockenschlag der Mitternacht ihr unheimliches Blöcken mischte.

Schauer des Todes ergriffen den Priester, doch hatte er die Kraft, hinzublicken. Sie war es wirklich, bleich und düster, ein Schatten. Ihre Haare fielen auf die Schulter herab, wie am Morgen; aber kein Strick schlang sich mehr um ihren Hals, ihre Hände waren nicht mehr gefesselt, sie war frei, sie war todt.

Ihr Schatten war weiß gekleidet und trug einen weißen Schleier auf dem Haupte. Sie kam langsam auf ihn zu, ihre

Blicke waren zu den Wolken gerichtet. Die geisterhafte Ziege folgte ihr. Er wollte fliehen, aber seine Füße waren schwer, wie der Stein, auf dem sie standen. Bei jedem Schritte, den die Erscheinung vorwärts that, that er einen zurück. Das war Alles, was er vermochte. So trat er unter die dunkle Wölbung der Treppe zurück. Todesfurcht ergriff ihn bei dem Gedanken, daß ihm das Gespenst auch dahin folgen könne.

Die Erscheinung trat bis dicht an die Pforte, blieb einige Augenblicke stehen und ging dann langsam vorüber. Sie erschien ihm noch einmal so groß als im Leben, er hatte sie gesehen, ihr Hauch hatte ihn angeweht.

Nachdem sie vorüber war, stieg er langsam die Stufen hinab, eben so langsam, als sie geschritten war, stieren Blickes, mit emporstehenden Haaren, immer noch die ausgelöschte Lampe in der Hand tragend, nicht mehr lebend, selbst ein Gespenst. Als er so die Stufen hinabschritt, hörte er die lachende höhrende Stimme eines Geistes: „Es schwebte ein Geist an mir vorüber, und sein Hauch berührte meine Stirne, und die Haare meines Hauptes standen mir zu Berge.“

IX.

Das Herz einer Mißgestalt.

Im Mittelalter hatte jede Stadt in Frankreich bis zu Ludwig XII. ihre Asyle. Diese Zufluchtsörter waren, bei der Sündfluth der Strafgesetze und barbarischen Jurisdiktionen jener Zeit, eine Art Inseln, die sich über der Oberfläche der menschlichen Justiz erhoben. Jeder Verbrecher, der an ihnen anlandete, war gerettet. Es gab in einem Bezirke fast eben so viele

Zufluchtsörter als Galgen. Neben dem Mißbrauche der Strafen bestand der Mißbrauch der Straßlosigkeit, damit ein Uebel dem anderen abhelfe. Die Paläste der Könige und Prinzen, besonders aber die Kirchen hatten das Recht des Asyls. Bisweilen machte man eine ganze Stadt auf einige Zeit zu einem Zufluchtsort, um sie wieder zu bevölkern. So wurde im Jahre 1467 von Ludwig XI. Paris zum Asyl erklärt.

Sobald einmal der Verbrecher die Schwelle des Asyls betreten hatte, war seine Person heilig und unverleglich; aber er mußte sich wohl hüten, den Zufluchtsort zu verlassen. Bei dem ersten Schritte außerhalb desselben fiel er der Strenge des Gesetzes wieder anheim. Schwert, Galgen und Rad hielten Wache um das Asyl und hatten stets ein offenes Auge auf das Opfer, das der Gerechtigkeit entgangen war. Man sah junge Verbrecher, deren Haare in dem Kreuzgang eines Klosters, auf der Treppe eines Palastes, unter dem Pfeiler einer Kirche ergauten. Das Asyl war ein Gefängniß wie jedes andere. Es geschah bisweilen, daß ein feierlicher Beschluß des Parlaments das Asyl verletzete und den Verbrecher wieder der Hand des Henkers überlieferte, aber dies war selten. Wehe aber dem, der ohne einen Beschluß des Parlaments mit bewaffneter Hand in das Asyl drang! Man kennt den Tod Roberts von Clermont, Marschalls von Frankreich, und Jakobs von Chalons, Marschalls von Champagne, und doch handelte es sich hier nur um einen gewissen Perrin Marc, den Lehrling eines Wechslers, einen gemeinen Mörder; aber die beiden Marschälle hatten die Thore der Kirche von Saint-Nery gewaltsam erbrochen, und darin lag das Ungeheure des Verbrechens.

Die Zufluchtsstätten waren in der öffentlichen Meinung so geheiligt, daß nach der Tradition bisweilen selbst die Thiere sie achteten und nicht zu überschreiten wagten. So erzählt Nymoin, daß ein Hirsch, den König Dagobert jagte, sich zum Grabmal

des heiligen Dionysius flüchtete, und daß die ihn verfolgende Meute aus Scheu vor der geheiligten Stätte ihn nicht dahin zu verfolgen wagte, sondern bellend vor dem Asyl stehen blieb.

In den Kirchen war gewöhnlich für die Verbrecher, die der Strafe des Gesetzes entgangen waren, eine Zelle eingerichtet. In der Liebfrauenkirche befand sich diese Zelle auf der obersten Galerie. Hieher hatte Quasimodo in seinem triumphirenden Laufe Esmeralda niedergelegt. So lange dieser Lauf dauerte, fühlte das halb ohnmächtige Mädchen weiter nichts, als daß sie sehr schnell durch die frische freie Luft schwebend davon getragen wurde. Von Zeit zu Zeit vernahm sie ein schallendes Gelächter, Quasimodo's donnernde Stimme tönte in ihr Ohr, sie öffnete die Augen, erblickte unter sich die tausend Dächer von Paris und über sich des Zwergs häßliches, von Freude strahlendes Gesicht. Jetzt schloß sie die Augen wieder, ihr träumte, daß Alles vorüber sei, daß man sie während ihrer Ohnmacht hingerichtet habe, und daß jetzt ein mißgestalteter Geist in eine unbekannte Welt sie hinübertrage. Sie schloß die Augen fester, um ihn nicht zu sehen.

Als aber jetzt der Glöckner der Liebfrauenkirche sie athemlos in der Zelle niederlegte, als sie fühlte, wie seine plumpen Fäuste die Bande lösten, welche sie gefesselt hielten, empfand sie jenen plötzlichen Stoß, der die Seefahrer aufweckt, wenn mitten in einer finstern Nacht ihr Schiff auf den Grund stößt. Ihre Gedanken erwachten wieder und reihten sich aneinander. Sie blickte um sich und sah, daß sie in der Liebfrauenkirche war; sie erinnerte sich, daß man sie der Hand des Henkers entrissen hatte, daß Phöbus noch lebte, daß er sie nicht mehr liebte, und da diese beiden Gedanken, deren einer den andern verbitterte, sich zumal ihrem Geiste darstellten, so wandte sie sich zu Quasimodo, der in seiner zwerghaften Gestalt vor ihr stand, mit der Frage: „Warum hast Du mich gerettet?“

Der Zwerg betrachtete sie ängstlich und suchte zu errathen, was sie zu ihm sagte. Sie wiederholte ihre Frage. Jetzt warf er ihr einen unendlich traurigen Blick zu und stoh davon. Sie blieb erstaunt zurück.

Bald darauf kam er wieder und warf ihr ein Päckchen zu Füßen. Es waren Kleidungsstücke, welche mildthätige Weiber auf der Schwelle der Kirche für sie niedergelegt hatten. Jetzt wendete sie die Augen auf sich selbst, sah sich halb nackt und erröthete. Ihr Leben kehrte zurück.

Quasimodo schien ein Mitgefühl dieser Scham zu haben. Er bedeckte sein Auge mit seiner breiten Faust und entfernte sich, aber mit langsamen Schritten.

Esmeralda kleidete sich schnell an, es war ein weißes Kleid, mit einem weißen Schleier, das ihr Quasimodo gebracht hatte. Kaum war sie angezogen, so kehrte der Zwerg zurück. Er trug einen Korb in dem einen und eine Matratze in dem anderen Arm. In dem Korb war eine Bouteille, Brod und andere Nahrungsmittel. Quasimodo setzte den Korb zur Erde nieder und sagte: „ß!“ Er breitete die Matratze auf den Boden aus und sagte: „Schlase!“

Es war sein eigenes Essen, sein eigenes Bett, das der arme Glöckner der LiebFrauentirche ihr gebracht hatte. Die Aegypterin hob ihre Augen zu ihm empor, um ihm zu danken, konnte aber kein Wort hervorbringen, so scheußlich erschien ihr sein Anblick. Sie schauderte vor Abscheu und blickte zur Erde nieder.

Der Zwerg verstand sie und sagte traurig: „Ich esse Dich an. Ich bin freilich sehr häßlich. Blicke nicht auf mich, höre mich bloß an. Den Tag über bleibe hier, bei Nacht kannst Du Dich in der Kirche ergehen. Verlaß aber dieses Gotteshaus nicht, weder bei Tag noch bei Nacht; Du wärest verloren. Man würde Dich tödten, und ich würde sterben.“

Esmeralda, tief erschüttert, erhob das Haupt, um ihm zu antworten. Der Zwerg war verschwunden. Sie fand sich allein und dachte über die sonderbaren Worte dieses ungestalteten Wesens nach. Der Ton seiner Stimme, der so rauh und doch so sanft war, tönte in ihren Ohren nach.

Nun sah sie sich in ihrer Zelle um; sie war nicht über sechs Quadratsfuß groß und eine kleine Oeffnung diente ihr als Fenster. Durch die Lucke erblickte sie die Dächer der unermesslichen Hauptstadt unter sich, und aus den Kaminen stieg der Rauch von ganz Paris zu ihr empor. Hier nun war sie, die arme Zigeunerin, das verlassene Findelkind, die zum Tode Verurtheilte, das unselige Geschöpf, ohne Vaterland, ohne Familie, ohne Heimath.

Als nun das ganze Gewicht ihrer Verlassenheit auf ihr lastete, drängte sich ein haariger Kopf an ihre Kniee, zwischen ihre Hände. Sie zitterte, denn Alles erschreckte sie jetzt, sie blickte auf. Es war die arme Ziege, die muntere Djali, die ihr nachgelaufen war, als Quasimodo die Hentersknechte zu Boden schlug. Seit einer Stunde schon saß sie zu den Füßen ihrer Herrin und liebte sie, ohne einen Blick von ihr erlangen zu können. Jetzt nahm Esmeralda sie zärtlich in ihre Arme.

„Djali,“ sagte sie, „ich konnte dich vergessen, und du denkst immer an mich! Nein, du bist nicht undankbar, du allein nicht.“

Diese Worte erleichterten ihr Herz, und ein Strom von Thränen entrann ihren Augen. Je heftiger und je länger sie floßen, um so leichter ward ihre Brust.

Um Mitternacht fand sie die Nacht so schön, das Licht des Mondes so sanft, daß sie auf der Galerie hin und her ging. Hier erschien sie dem erschreckten Priester als Gespenst. Sie selbst sah ihn nicht und fühlte einigen Trost in ihrem Elende, so ruhig und erhaben schien ihr die Erde von dieser Höhe aus betrachtet. Am andern Morgen erwachte sie neu gestärkt, sie

hatte zum erstenmale, seit langer Zeit, wieder ruhig geschlafen. Ein freudiger Strahl der Sonne drang durch die Oeffnung in ihre Augen. Zugleich erblickte sie durch die nämliche Oeffnung einen Gegenstand, der sie erschreckte, das häßliche Gesicht des Zwergs. Unwillkürlich schloß sie die Augen wieder, aber vergebens, die Maske des Gnomen schwebte ihr immer im Geiste vor. Jetzt vernahm sie eine rauhe, aber traurig sanfte Stimme: „Fürchte Dich nicht. Ich bin Dein Freund. Ich wollte Dich nur schlafen sehen. Oder ist es Dir zuwider, wenn ich Dich schlafend erblicke? Du siehst mich ja nicht, wenn Du die Augen geschlossen hast! Jetzt aber gehe ich. Ich bin schon hinter der Mauer, Du kannst die Augen wieder öffnen.“

Diese Worte klangen traurig, noch trauriger aber der Ton, in dem sie gesprochen wurden. Die Aegypterin öffnete gerührt ihre Augen. Der Zwerg war verschwunden. Sie blickte durch die Oeffnung und sah den armen Budligen, in eine Ecke der Mauer gedrückt, voll Schmerz und Ergebung in sein hartes Schicksal. Sie strengte alle ihre Kräfte an, um den Widerwillen zu überwinden, den er ihr einflöste.

„Komm!“ sagte sie mit sanfter Stimme.

Der Taube sah ihre Lippen sich bewegen und glaubte, daß sie ihn fortgehen heiße. Er ging hinkend, langsam, traurig, mit gesenktem Haupte und wagte keinen Blick zu ihr zu erheben.

„So komm doch!“ rief sie ihm nach.

Er hörte sie nicht und ging weiter. Jetzt stürzte sie aus der Zelle, lief ihm nach und faßte ihn am Arme. Als er sich von ihr berührt fühlte, zitterte der Zwerg an allen Gliedern. Er hob sein bittendes Auge zu ihr empor, und da er sah, daß sie ihn zurückführte, strahlte sein Gesicht von Freude und Zärtlichkeit. Sie lud ihn in ihre Zelle ein, aber er blieb auf der Schwelle stehen.

„Nein, nein,“ sprach er, „die Nachtule gehört nicht in das Nest der Lerche.“

Jetzt ließ sie sich mit Grazie auf ihr Lager nieder; die Ziege war eingeschlafen und lag zu ihren Füßen. Beide blieben einige Minuten still und unbeweglich, der Zwerg so vieler Schönheit, das Mädchen dieser vollendeten Häßlichkeit gegenüber. Mit jedem Augenblicke erschien ihr der häßliche Zwerg häßlicher. Sie konnte kaum begreifen, daß es ein so mißgestaltetes Wesen geben könne. Aber über diese ganze Figur war eine so sanfte Trauer verbreitet, daß sie sich mit ihr befreunden mußte.

Der Zwerg brach zuerst das Stillschweigen: „Du hast mich zurück gerufen?“

Sie nickte bejahend mit dem Kopfe und sagte: „Ja!“

Er verstand dieses Zeichen und erwiderte zaudernd: „Ach, leider! Ich bin auch taub!“

„Armer Mensch!“ rief sie mit einem Ausdruck mitleidigen Wohlwollens.

Ein schmerzliches Lächeln verzog das Gesicht des Zwergs. „Nicht wahr,“ sagte er traurig, „sonst fehlte mir nichts mehr! Ja, ich bin auch taub. So hat mich Gott geschaffen. Es ist schrecklich, und Du, Du bist so schön!“

Es lag in der Stimme des Unglücklichen ein so tiefes Gefühl seines Elends, daß sie ihm kein Wort zu erwidern vermochte. Der Taube hätte es ja auch nicht gehört.

„Noch nie,“ fuhr er betrübt fort, „lastete meine Mißgestalt so schwer auf mir als jetzt. Ich sehe Dich an, und ich bin ein Ungeheuer neben Dir. Du bist ein Sonnenstrahl, der glänzende Thautropfen auf einer ausbrechenden Rose, die Stimme eines Singvogels. Ich, ich bin ein Ungeheuer, weder Mensch noch Thier, mißgestalteter als ein Kieselstein, den man unter die Füße tritt.“

Er lachte, und dieses Lachen war herzerreißend.

„Ja,“ fuhr er fort, „ich bin taub, aber Du kannst durch Zeichen mit mir reden. Ich habe einen Herrn, der so mit mir spricht. Jeder Deiner Blicke, jede Bewegung Deiner Lippen wird mir Deinen Willen ankündigen.“

Das Mädchen fragte lächelnd: „Warum hast Du mich gerettet?“

Der Zwerg betrachtete sie aufmerksam, während sie sprach: „Ich verstehe Dich, Du fragst mich, warum ich Dich gerettet habe. Du hast den Glenden vergessen, der Dich in jener Nacht entführen wollte. Am andern Tage warst Du es, Du allein, die sich des Lechzenden auf dem Pranger erbarmte. Dein Mitleid hat mir einen Tropfen Wasser gereicht, und den will ich Dir mit meinem Leben bezahlen. Du hast jenen Unglücklichen vergessen, er denkt daran.“

Sie hörte ihm mit Wehmuth zu. Eine Thräne stand in dem Auge des Zwergs, er ließ sie nicht zur Erde fallen, sondern verschluckte sie.

„Höre,“ fuhr er fort, „hier sind sehr hohe Thürme. Wer da hinabfällt, ist todt, ehe er das Pflaster berührt. Wenn Du willst, daß ich mich hinabstürze, so sprich ein Wort, winke nur mit den Augen.“

Der Zwerg wendete sich, um zu gehen. So unglücklich sie selbst war, so fühlte sie doch Mitleid für dieses seltsame Wesen. Sie gab ihm ein Zeichen, zu bleiben.

„Nein, nein,“ erwiederte er, „hier ist nicht mein Ort. Du wendest nur aus Mitleid Deine Augen nicht von mir ab. Ich gehe in einen Winkel, wo Du mich nicht siehst, und von dem ich Dich sehen kann.“

Mit diesen Worten zog er eine kleine metallene Pfeife aus seiner Tasche: „Hier, wenn Du meiner bedarfst, wenn Du mich sehen willst, so nimm diese Pfeife zur Hand, ich bin taub, aber ihr gellender Ton bringt durch meine Ohren.“

Der Zwerg legte die Pfeife auf den Boden nieder und ging.

X.

Sandstein und Krystall.

Ein Tag verlief nach dem andern. Die Ruhe kehrte allmählig in Esmeralda's Seele zurück. Uebermaß des Schmerzes und Uebermaß der Freude dauern nur kurze Zeit. Alle Extreme widerstreiten dem menschlichen Herzen. Das arme Mädchen hatte so viel gelitten, daß sie selbst nur mit Staunen daran denken konnte. Mit der Sicherheit war die Hoffnung in ihr Herz zurückgekehrt. Sie war von der menschlichen Gesellschaft, vom Leben ausgestoßen, aber sie hatte ein unbestimmtes Gefühl, daß ihre Rückkehr in diese nicht unmöglich sei. Sie glich einer Todten, die in ihrem Sarge den Schlüssel der Auferstehung hat.

Nach und nach wichen alle die furchtbaren Bilder von ihr, welche sie so lange umgeben hatten: Pierrat Torterue, Jakob Charmolue, selbst der Priester. Alle diese Schreckgestalten traten in ihrem Geiste in den Hintergrund, und Phöbus, ihr Phöbus lebte! Sie wußte es gewiß, sie hatte ihn mit eigenen Augen gesehen. Phöbus Leben war ihr eigenes, war ihr Alles. Nachdem sie in ihrem Glende Alles verloren hatte, war ihr nur Eines geblieben, was ihren sinkenden Geist aufrecht hielt: die Liebe für den Geliebten ihres Herzens. Die Liebe ist ein Baum, sie wurzelt tief in unserem Inneren und stirbt nicht ab, bis das Herz in Trümmer fällt. Und, wunderbar, je blinder die Liebe ist, je weniger sie sich selbst Rechenschaft über ihre Leidenschaft geben kann, um so fester hält sie.

Esmeralda dachte nicht ohne bittere Gefühle an ihren Phöbus. Er hatte sich allerdings täuschen lassen, aber wie konnte

er es nur für möglich halten, wie konnte er glauben, daß ein Dolchstich von der kommen sollte, die tausend Leben für ihn hingegeben hätte? Aber freilich hatte sie ja ihr Verbrechen selbst gestanden, sie hatte sich auf der Folter als seine Mörderin bekannt. Sie hätte sich lieber Glied um Glied entreißen lassen sollen, als dieses Wort. Die ganze Schuld lag demnach an ihr. Konnte sie ihren Phöbus nur ein einziges Mal, nur eine Minute lang sehen, so würde es bloß eines Blicks, eines Wortes aus ihrem Munde bedürfen, um ihn zu enttäuschen und in ihre Arme zurückzuführen. Sie zweifelte nicht daran, daß ihr dies gelingen würde. Sie machte sich noch allerlei andere Gedanken: Wie kam Phöbus gerade an jenem unseligen Morgen auf diesen Balkon? Wer war das junge Mädchen, das neben ihm stand? Ohne Zweifel seine Schwester, überredete sie sich, weil sie glauben wollte und mußte, daß Phöbus sie immer noch und nur sie allein liebe. Er hatte es ihr ja geschworen, und was bedurfte ihre leichtgläubige Unschuld weiter Zeugniß? Sie wartete also und hoffte.

Wenn das Andenken an Phöbus ihr einige Zeit übrig ließ, dachte sie bisweilen an Quasimodo. Der Zwerg war das einzige Band, das sie noch mit Menschen, mit lebenden Wesen verknüpfte. Die Unglückliche war noch mehr von der Welt ausgestoßen, als der budlige Glöckner der Liebfrauentirche. Sie begriff das Wesen des seltsamen Freundes nicht, den ihr der Zufall gegeben hatte. Oft warf sie sich ihren Mangel an Dankbarkeit vor, aber sie konnte sich nicht an seine Mißgestalt gewöhnen, er war allzu häßlich.

Sie hatte das Pseifchen, das er ihr gegeben, am Boden liegen lassen, ohne jemals Gebrauch davon zu machen. Gleichwohl kam Quasimodo in den ersten Tagen von Zeit zu Zeit ungerufen. Sie gab sich alle Mühe, ihren Widerwillen und Ekel zu verbergen, wenn er ihr den Korb mit Lebensmitteln

oder den Wasserkrug brachte; aber es entging ihm keine ihrer Bewegungen, und dann entfernte er sich traurig.

Einmal kam er, als sie gerade Djali liebkooste. Er sah einen Augenblick der reizenden Gruppe gedankenvoll zu, schüttelte dann seinen dicken Kopf und sagte: „Mein Unglück ist, daß ich noch zu sehr dem Menschen gleiche. Ich möchte ganz Thier sein, wie diese Ziege.“

Esmeralda sah ihn verwundert an.

„Oh! ich weiß wohl warum,“ sagte der Zwerg und ging.

Ein andermal kam er unter die Thüre ihrer Zelle (in welche er niemals hineinging), als gerade Esmeralda eine alte spanische Ballade sang, deren Worte sie zwar nicht verstand, die aber in ihrem Ohre geblieben war, weil die Zigeunerinnen sie ihr von Jugend auf beigebracht hatten. Beim Anblick des häßlichen Zwergs, der sie so plötzlich überraschte, unterbrach Esmeralda den Gesang mit einer Geberde unwillkürlichen Abscheu's. Quasimodo fiel auf die Kniee nieder und faltete mit einem bittenden Blicke seine plumpen unförmlichen Hände.

„Oh!“ sagte er schmerzlich, „jage mich nicht fort und singe weiter.“

Sie wollte ihn nicht betrüben und begann, obwohl zitternd, aufs Neue ihre Romanze. Nach und nach verschwand ihr Schrecken, und sie gab sich ganz dem Eindruck der melancholischen Weise hin, welche sie sang. Der Zwerg blieb die ganze Zeit über, wie im Gebet, mit gefalteten Händen auf den Knien liegen, aufmerksam, kaum athmend, den Blick fest auf ihre Augen gerichtet. Man hätte glauben sollen, daß er ihren Gesang mit den Augen höre.

Ein andermal kam er zu ihr mit einem linkschen und schüchternen Wesen. „Höre,“ sprach er, „ich habe Dir etwas zu sagen.“

Esmeralda gab ihm ein Zeichen, daß sie höre. Jetzt seufzte

der Zwerg, öffnete seine Lippen, wollte reden und konnte nicht; sah ihr in's Gesicht, machte eine verneinende Bewegung des Hauptes, legte die Stirne in die Hand und entfernte sich langsam. Das Zigeunermädchen sah ihm verwundert nach, sie begriff ihn nicht.

Eines Morgens blickte Esmeralda von der Galerie auf den Platz hinab. Quasimodo stand hinter ihr; er pflegte sich so zu stellen, um ihr so viel als möglich den Anblick seiner häßlichen Gestalt zu ersparen. Plötzlich zitterte das Mädchen, ihre Augen blitzten, sie breitete die Arme gegen den Platz aus und schrie: „Phöbus! komm, komm! Ein Wort, nur ein einziges Wort, im Namen des Himmels! Phöbus! Phöbus!“ Ihre Stimme, ihr Gesicht, ihre Geberden, Alles an ihr hatte den herzerreißenden Ausdruck eines Schiffbrüchigen, der ein am fernen Horizont im Strahl der Sonne vorüberfliegendes Schiff um Hülfe anruft.

Quasimodo blickte auf den Platz hinab und sah, daß der Gegenstand dieser wahnsinnigen Zärtlichkeit ein junger Ritter war, der in glänzender Rüstung über den Platz ritt, sein Pferd bäumen ließ und die Lanze gegen eine schöne Dame senkte, die ihm vom Balkon herab freundlich zulächelte. Der Ritter war allzu entfernt, um die Stimme der Unglücklichen zu hören.

Quasimodo verstand nur allzugut, was ihre Geberden sagten. Ein tiefer Seufzer entstieg seiner Brust, er wendete das Gesicht ab; sein Herz war angeschwollen von allen den Thränen, die er verschlang. Er griff mit beiden Fäusten krampfhaft auf den Kopf, und als er sie zurückzog, hatte er in jeder eine Handvoll borstiger Haare.

Esmeralda gab im Geringsten nicht auf ihn Acht. Er grinste mit den Zähnen und sagte leise: „Verflucht sei ich auf ewig! So also muß der Mensch gemacht sein, nur schön von außen.“

In diesem Augenblicke schrie Esmeralda in furchtbarer Auf-

regung: „Er steigt vom Pferde! Er geht in dieses Haus! Phöbus! Phöbus! Er hört mich nicht!“

Der Laube betrachtete sie, er verstand ihre Pantomime. Sein Auge füllte sich mit Thränen, aber er hielt sie gewaltsam zurück. Jetzt faßte er das Mädchen sanft am Armel. Sie wendete sich um. Er hatte ein ruhiges Wesen angenommen und sagte: „Soll ich ihn Dir holen?“

Esmeralda stieß einen Freudenschrei aus: „Oh! geh, eile, laufe, hole ihn, diesen Ritter! Ich will Dich lieben!“

Mit diesen Worten umfaßte sie seine Kniee. Der Zwerg schüttelte schmerzlich sein Haupt.

„Ich will ihn Dir holen,“ sagte er mit schwacher Stimme und stürzte mit großen Schritten der Pforte zu. Als er eilends die Stufen der Treppe hinabstieg, seufzte er, fast zum Ersticken, aus tiefer Brust.

Als er auf den Platz hinabkam, sah er nur noch das Pferd, das an der Pforte des Hauses Gondelaurier angebunden war. Der Reiter war hineingegangen.

Er hob seinen Blick zum Thurm der Kirche empor. Esmeralda stand noch immer auf dem nämlichen Platze in der nämlichen Stellung. Er machte ihr ein trauriges Zeichen mit dem Kopfe und drückte sich dann an eine der Säulen, um hier zu warten, bis Phöbus herauskomme.

Im Hause Gondelaurier war einer jener Festtage, die der Hochzeit vorauszu gehen pflegen. Quasimodo sah viele Leute hineingehen, Niemand kam heraus. Von Zeit zu Zeit blickte er nach dem Thurme. Esmeralda war eben so unbeweglich auf dem Platze als er. Ein Reitknecht band das Pferd los und führte es in den Stall.

So verging der ganze lange Tag, Quasimodo an der Säule, Esmeralda auf dem Thurme, Phöbus ohne Zweifel in den Armen seiner Braut.

Die Nacht kam, finster, ohne einen leuchtenden Stern. Quasimodo blickte nach dem Thurme; er sah nur noch den Schimmer eines weißen Gewandes, dann nichts mehr; Alles verschwand in der allgemeinen Dunkelheit.

Alle Fenster des Hauses Gondelaurier beleuchteten sich, Quasimodo blieb auf seinem Posten. Er sah die Lichter in den Häusern umher, eines nach dem andern, anzünden, er sah sie nach und nach bis auf das letzte erlöschen, und wich nicht von der Säule. Nur das Haus Gondelaurier war noch beleuchtet. Mitternacht war vorüber. Quasimodo stand und harrete des Ritters.

Gegen ein Uhr Morgens fingen die Gäste an sich zu entfernen. Quasimodo, hinter der Säule verborgen, sah sie im Schein der Fackeln vorübergehen. Keiner von ihnen war der Ritter.

Der Zwerg war voll düsterer Gedanken. Von Zeit zu Zeit hob er den Kopf in die Luft, wie Leute pflegen, welche Langeweile haben. Da sah er plötzlich die Thüre des Balkons über seinem Haupte sich öffnen. Zwei Menschen traten leise heraus, ein Mann und ein Weib. Quasimodo erkannte in ihnen den Ritter und die junge Dame, die ihn am Morgen vom Balkon begrüßt hatte. Der Zwerg konnte leicht sehen, daß hier eine verliebte Zusammenkunft stattfand. Er sah ihr mit bitteren Gefühlen zu und fluchte im Herzen seiner Mißgestalt.

Die Scene auf dem Balkon wurde immer zärtlicher und belebter. Die junge Dame schien einen schweren Kampf nur noch schwach zu kämpfen, da öffnete sich plötzlich die Thüre und eine alte Dame trat auf den Balkon. Das liebende Paar war sehr verlegen, die Mutter schwieg weislich, und alle drei kehrten in das Zimmer zurück.

Bald darauf ließ sich der Hufschlag eines Rosses hören,

und Phöbus ritt schnell an Quasimodo vorüber. Der Zwerg lief ihm nach und schrie: „Heda! Herr Ritter!“

Der Ritter hielt an: „Was willst Du, Schuft?“ fragte er und betrachtete verwundert die zwerghafte Gestalt, die im Schatten der Nacht vor ihm stand.

Quasimodo griff in den Zügel des Rosses und sagte: „Folgt mir, Herr Ritter, es will hier Jemand mit Euch reden.“

„Kreuz und Donner!“ fluchte der Hauptmann, „ich habe, glaube ich, diese Nachteule schon irgendwo gesehen. Holla! Meister Issegrim! Laßt mein Pferd los!“

„Ihr fragt mich, wer Euch sprechen wolle?“ fragte der Taube.

„Laß mein Pferd los,“ wiederholte der Hauptmann ungeduldig.

Quasimodo, der seinen Widerstand nicht begreifen konnte, rief ihm zu: „Kommt nur, Herr Ritter, ein Mädchen wartet auf Euch, ein Mädchen, das Euch liebt,“ fügte er mit Anstrengung hinzu.

„Wenn ich zu allen Mädchen müßte, die mich lieben, hätte ich viel zu thun. Und wenn sie vollends Dir gliche, Du Nachteule! Sage der, die Dich geschickt hat, daß ich mich jetzt heirathe, und daß sie zu allen Teufeln gehen könne.“

„Hört,“ schrie Quasimodo, der mit einem einzigen Worte seinen Widerstand zu besiegen hoffte, „hört, Herr Ritter, es ist die Zigeunerin, die mich sendet.“

Dieses Wort machte zwar einen großen Eindruck auf Phöbus, aber nicht denjenigen, den der Taube gewünscht hatte. Der Leser wird sich erinnern, daß Phöbus einige Augenblicke zuvor, ehe Quasimodo die Verurtheilte aus den Händen der Henker befreite, mit Fleur-de-Lys vom Balkon verschwunden war. Seitdem hatte er sich, bei allen seinen Besuchen im Hause Gonde-laurier, wohl gehütet, von der Zigeunerin zu reden, deren

Andenken ihm überdies peinlich war; Fleur-de-Vys ihrerseits hielt es nicht für klug, ihm zu sagen, daß die Aegypterin noch lebe. Phöbus hielt demnach die arme Similar für todt und längst begraben. Mitternacht war vorüber, die Nacht dunkel, der Liebesbote glich einem mißgestalteten Teufel aus der Hölle, die Straße war einsam, wie an dem Abend, wo ihm der Knecht Ruprecht erschienen war, sein Pferd schraubte und zitterte beim Anblicke Quasimodo's: das ging nicht mit rechten Dingen zu.

„Die Zigeunerin!“ schrie Phöbus bestürzt. „Kommst Du denn aus der andern Welt?“

Mit diesen Worten legte er die Hand an den Griff seines Schwertes.

„Geschwind, geschwind!“ sagte der Taube, der ihn nicht verstand, und zog das Pferd am Zügel.

Der Hauptmann stieß ihn mit der Spitze seines Fußes auf die Brust. Das Auge des Zwergs funkelte, er war im Begriff, sich auf den Ritter zu werfen. Doch faßte er sich schnell, ließ den Zügel los und sagte: „Du weißt nicht, wie glücklich Du bist, daß Dich Jemand liebt!“

Phöbus gab dem Pferd beide Sporen, der Zwerg sah ihm nach und sagte: „Wie ist es möglich, hier nicht zu kommen?“

Quasimodo kehrte in die Kirche zurück, zündete seine Lampe an und stieg die Thurmterrasse hinauf. Er fand Esmeralda noch immer am nämlichen Platze. Sobald sie ihn sah, sprang sie ihm entgegen.

„Allein! Allein!“ rief sie mit schmerzlich gerungenen Händen.

„Ich konnte ihn nicht auffinden,“ sagte der Zwerg.

„Du hättest die ganze Nacht auf ihn warten sollen,“ erwiederte sie ihm zornig.

Der Zwerg sah ihre zornige Geberde und schloß daraus auf den Vorwurf, den sie ihm machte.

„Ich will mir ein anderes Mal mehr Mühe geben,“ antwortete er mit niedergeschlagenen Blicken.

„Fort!“ rief sie ihm gebieterisch zu.

Er verließ sie. Lieber wollte er ihren Zorn über sich ergehen lassen, als sie betrüben. Er trug seinen Schmerz für sich allein.

Von diesem Tage an sah ihn Esmeralda nicht mehr; er kam nimmer in ihre Zelle. Bisweilen erblickte sie auf dem Gipfel eines Thurmes das traurige Angesicht des Zwergs, das melancholisch auf sie gerichtet war. Sobald sie ihn gewahr wurde, verschwand er.

Sie sah ihn nicht mehr, aber sie fühlte die Gegenwart eines guten Geistes um sich her. Während sie schlief, trug ihr eine unsichtbare Hand ihre Lebensmittel zu. Eines Morgens stand ein Vogelfäsig vor ihrem Fenster. Auf dem Thurme oberhalb ihrer Zelle war eine in Stein ausgehauene Mißgestalt, die ihr Furcht einflößte. Sie hatte dies in des Zwergs Gegenwart geäußert. Eines Morgens war sie verschwunden, die unsichtbare Hand hatte sie zertrümmert. Man konnte nur mit Lebensgefahr zu dieser Bildsäule hinaufsteigen.

Bisweilen, in stiller Nacht, hörte sie, vom Glockenthurm, eine Stimme, die in seltsam trauriger Weise ein Lied sang. Es waren keine Verse, sondern abgerissene Gedanken:

Steh nicht die Gestalt an,
 Blicke auf das Herz, junges Mädchen!
 In dem schönen Körper des jungen Mannes wohnt kein Herz,
 Er hat einen Leib, aber keine Seele.

Junges Mädchen, die Lanne ist nicht schön,
 Die Lanne ist nicht schön, wie die Pappel,
 Aber ihr Laub ist grün im Winter.

Sterbe, wer nicht schön ist!
 Das Schöne lehrt sich dem Schönen zu;
 Der Mai hat nichts mit dem Januar zu schaffen.

Die Schönheit ist vollkommen,
 Die Schönheit darf Alles.
 Wehe der häßlichen Gestalt!

Der Rabe fliegt nur bei Tag,
 Die Nachtente nur bei Nacht,
 Der Schwan fliegt Tag und Nacht.

Eines Morgens fand sie bei ihrem Erwachen auf der Fensteröffnung zwei Gefäße mit Blumen. Das eine Gefäß war von glänzendem Krystall, aber durchlöchert. Das Wasser war ausgelaufen und die Blumen verwelkt. Das andere Gefäß war ein steinerner Krug, plump und gemein, aber er hatte das Wasser gehalten, und die Blumen darin waren frisch und blühend.

Verstand Esmeralda den Sinn dieser Allegorie, oder nicht, that sie es absichtlich oder zufällig, kurz sie nahm den verwelkten Strauß und trug ihn den ganzen Tag an ihrem Busen. An diesem Tage schwieg die Stimme des Sängers auf dem Thurme.

Das Zigeunermädchen kümmerte sich wenig darum. Sie brachte einen Tag wie den andern hin: sie liebte ihre Ziege, sah fleißig nach dem Hause Gondelaurier hinab, dachte an Phöbus und warf den Schwalben auf dem Thurme Brodkrumen hin.

Der arme Zwerg war verschwunden. Sie sah und hörte nichts von ihm. Nachts wachte sie einmal auf und hörte vor ihrer Zelle seufzen. Bestürzt stand sie auf und sah bei dem Schein des Mondes eine unförmliche Masse vor der Thüre

ihrer Zelle ausgestreckt: es war Quasimodo, der sich hier auf dem harten Stein gebettet hatte.

XI.

Der Schlüssel zur rothen Thüre.

Inzwischen hatte der Archidiaconus erfahren, auf welche wunderbare Weise die Aegypterin gerettet worden war. Er wußte nicht, wie ihm war, als er diese Nachricht erhielt. Er hatte sich in ihren Tod gefügt. Er war ruhig geworden, er hatte den bitteren Kelch bis auf die Gese geleert. Es gibt einen Grad der Verzweiflung, den das menschliche Herz nicht überschreiten kann. Wenn der Schwamm voll ist, kann das Weltmeer über ihm zusammenschlagen, ohne daß er einen Tropfen weiter faßt. Esmeralda war todt, der Schwamm voll, der Priester hatte sich mit der Erde abgefunden. Jetzt lebte sie wieder, Phöbus lebte auch, seine Qualen begannen auf's Neue.

Als er die Nachricht von ihrem Leben erhielt, schloß er sich in seine Zelle ein. Er erschien bei keinem Gottesdienst, er ließ Niemand vor sich, selbst den Bischof nicht. So blieb er mehrere Wochen eingemauert. Man hielt ihn für krank, er war es auch.

Was that er in seiner Einsamkeit? Welche düstere Gedanken umschatteten seinen Geist? Kämpfte er den letzten Kampf mit seiner furchtbaren Leidenschaft? Wollte er sie besiegen, gab er ihr neue Nahrung im Dunkel seiner Zelle? Sann er auf Rache und Tod, wollte er die Beiden, wollte er sich selbst verderben?

Johannes, sein geliebter Bruder, sein verwöhntes Kind, -

kam einmal an seine Thüre, pochte, beschwor ihn bei allen Heiligen, fluchte bei allen Teufeln, nannte zehnmal seinen Namen; der Priester gab keinen Laut von sich und öffnete nicht.

Er brachte ganze Tage hinter seinem Fenster zu. Von diesem Fenster sah er die Zelle Esmeralda's, sah sie selbst mit ihrer Ziege, bisweilen mit Quasimodo. Er beobachtete die sorglichen Dienste des häßlichen Zwergs, seinen Gehorsam, seine blinde Ergebenheit im Dienste der Aegypterin. Jetzt erinnerte er sich des seltsamen Blicks, den an jenem Abend der Glöckner von seinem Thurme aus auf das tanzende Zigeunermädchen geworfen hatte. Was mochte wohl den Zwerg bewogen haben, sie zu retten? Er war Zeuge von tausend kleinen Scenen zwischen der Zigeunerin und dem Tauben. Die Pantomime derselben, von ferne gesehen und von der Eifersucht commentirt, erschien ihm sehr zärtlich. Der Geschmack der Weiber ist bisweilen sonderbar, er traute nicht. Jetzt erwachte in seinem Geist eine Eifersucht, an die er niemals gedacht hatte, eine Eifersucht, über die er vor sich selbst erröthete. Phöbus, der schöne Phöbus, das war natürlich; aber dieser häßliche Zwerg!

Solche Gedanken marterten ihn Tag und Nacht. Seit er die Zigeunerin wieder lebend wußte, waren die kalten Gedanken an Grab und Tod verschwunden, und die Lust des Fleisches erwachte heftiger als je; er wußte den Gegenstand seiner Leidenschaft so nahe bei sich. Das Bild des reizenden Geschöpfes schwebte ihm wachend und träumend vor.

Der Priester kämpfte lange mit dem Versucher, aber in einer Nacht wallte sein Blut, von der Einbildungskraft erhitzt, so heftig in seinen Adern, daß er ein Oberkleid umwarf und seine Zelle verließ, die Lampe in der Hand tragend, von Leidenschaft berauscht, mit brennendem Auge. Er trug den Schlüssel zur Galerie des Thurmes bei sich.

In dieser Nacht war Esmeralda sanft eingeschlafen. Sie

träumte, wie immer, von ihrem Phöbus. Plötzlich hörte sie ein Geräusch in ihrer Nähe. Sie hatte den Schlaf eines Vogels, ein fallendes Blatt weckte sie. Sie öffnete ihre Augen, die Nacht war sehr dunkel. Der Schein einer Lampe fiel in ihre Zelle, unter der Fensteröffnung erblickte sie ein Gesicht, das sie betrachtete. In diesem Augenblicke wurde das Licht ausgeblasen, aber Esmeralda hatte bereits jenes unselige Gesicht erblickt. Der Schrecken schloß ihr die Augen wieder und sie sagte mit brechender Stimme: „Oh! der Priester!“

Ihre ganze unglückliche Geschichte trat wie ein Blitz vor ihre Seele. Sie fiel erstarrt auf ihr Lager zurück. Gleich darauf fühlte sie längs ihres Körpers eine Berührung, welche sie schauern machte. Sie fuhr wüthend in die Höhe.

Der Priester hatte sich neben ihr niedergelassen und umschlang sie mit seinen beiden Armen. Sie wollte schreien und konnte nicht.

„Fort, Ungeheuer! Fort, Mörder!“ sagte sie mit zitternder, von Zorn und Schrecken erstickter Stimme.

„Gnade! Gnade!“ sagte der Priester und bedeckte ihren Hals mit Küssen.

Sie zerraupte ihm die Haare, schlug ihn ins Gesicht, gab ihm durch Wort und That ihren Abscheu zu erkennen. Umsonst, die Sinnlichkeit durchtobte die Adern des Priesters, und er suchte mit Gewalt zu erringen, was ihm die Neigung versagte. Das arme Mädchen war nahe daran, zu unterliegen, da faßte ihre Hand auf dem Boden etwas Kaltes von Metall. Es war Quasimodo's Pfeife. Sie nahm sie, brachte sie an ihre Lippen und piff mit aller ihr noch übrigen Kraft. Die Pfeife gab einen hellen durchdringenden Ton von sich.

„Was ist das?“ fragte der Priester.

Gleich darauf fühlte er sich von einer kräftigen Faust gefaßt. Die Zelle war finster, er konnte nicht genau unterschi-

den, wer ihn festhielt, aber er hörte vor Wuth die Zähne knirschen, und sah in der Dunkelheit über seinem Haupte eine breite Klinge blißen.

Der Priester glaubte die Form Quasimodo's zu erkennen. Es konnte wohl Niemand anders sein, als der Zwerg. Er erinnerte sich, daß er im Hereingehen an einen Klumpen gestoßen hatte, der quer über der Thürschwelle lag. Er hielt seinen aufgehobenen Arm zurück und schrie: „Quasimodo!“ Er vergaß in seiner Angst, daß Quasimodo taub war.

In einem Nu war der Priester zu Boden geworfen und fühlte ein schweres Knie über seiner Brust. An diesem krummen Fuße erkannte er, daß es Quasimodo war. Aber was sollte er thun? Wie sollte er sich zu erkennen geben? Der Taube hörte nicht, und die Dunkelheit machte ihn blind.

Er gab sich verloren. Das Zigeunermädchen zeigte kein Mitleid und that nichts, ihn zu retten. Die Klinge über seinem Haupte senkte sich, der kritische Augenblick war da. Plötzlich zauderte sein Gegner, den Streich zu führen. „Kein Blut über sie,“ murmelte er vor sich hin.

Es war wirklich Quasimodo's Stimme. Er schleifte den Priester am Fuße außerhalb der Zelle, um ihn dort zu tödten, damit Esmeralda nicht mit Blut bespritzt werde.

Glücklicherweise war kurz zuvor der Mond aufgegangen, und ein schwacher Strahl desselben fiel auf das Gesicht des Priesters. Quasimodo erkannte seinen Herrn, zitterte und ließ ihn los.

Die Aegypterin, die auf die Schwelle ihrer Zelle getreten war, sah mit Staunen schnell die Rollen wechseln. Jetzt drohte der Priester, Quasimodo flehte. Der Priester überhäufte den Tauben mit Geberden des Vorwurfs und Zorns, und gab ihm ein Zeichen, sich zu entfernen.

Der Taube senkte das Haupt, kniete vor den Eingang der

Zelle nieder und sagte mit traurig-ernster Stimme: „Herr, tödte mich, dann thue was Du willst!“

Mit diesen Worten bot er dem Priester sein langes Messer dar. Der Priester, außer sich, griff darnach, aber Esmeralda war schneller als er, sie entriß das Messer den Händen des Zwergs und rief mit entschlossenem Muth aus: „Komm jetzt, wenn Du es wagst!“

Sie schwang das Messer über ihrem Haupte, der Priester war unschlüssig. Er zweifelte nicht, daß sie ihn niederstoßen würde.

„Ha! Du wagst es nicht, Feigling!“ jubelte das Mädchen. Dann fügte sie, wohl wissend, daß sie ihn dadurch am tiefsten verlege, mit triumphirender Stimme hinzu: „Ha! Ich weiß, daß Phöbus nicht todt ist.“

Der Priester warf mit einem gewaltigen Fußtritt den Zwerg zu Boden und ging dann, Wuth im Herzen, die Treppe hinab.

Als er fort war, hob Quasimodo das Pseisken auf, das die Aegypterin gerettet hatte, und gab es ihr zurück. „Es wäre fast verrostet,“ sagte er, und entfernte sich langsam.

Esmeralda sank erschöpft auf ihr Lager und schluchzte. Der Priester war wieder da, das verkündete ihr Unheil.

XII.

Ein Dichter hat einen vernünftigen Gedanken.

Seit Peter Gringoire sah, welche Wendung diese ganze Geschichte nahm, und daß es sich hier um den Strick und andere unheimliche Dinge handle, hielt er es für gerathen, aus dem Spiele zu bleiben. Er war im Königreich Kauderwelsch

geblieben, in Erwägung, daß dessen Bewohner noch immer die beste Gesellschaft von Paris seien. Die Unterthanen des Königs Clopin Trouillefou nahmen warmen Antheil an Esmeralda's Schicksal. Peter Gringoire hatte von ihnen erfahren, daß seine Gattin vom zerbrochenen Krüge sich in die Liebfrauentirche geflüchtet habe, und das freute ihn von Herzen. Er fühlte jedoch nicht die geringste Versuchung in sich, sie dort zu besuchen; er dachte bisweilen an die kleine weiße Ziege, und das war Alles. Inzwischen machte er den Tag über Kunststücke, damit er zu leben habe, und die Nacht durch schrieb er einen Commentar über des Bischofs von Nojons Werk: *de cuba petrarum*. Diese Beschäftigung hatte ihm einen ausnehmenden Geschmack an der Architektur eingeflößt.

Eines Tages stand er vor der alten Kapelle in der Straße St. Germain-l'Auxerrois und betrachtete die ausgehauenen Figuren. Er befand sich in einem jener genußreichen Momente, wo der Künstler die Welt um sich her vergißt und nur der Kunst lebt. Plötzlich fühlte er eine schwere Hand auf seiner Schulter. Er wandte sich um, es war sein alter Herr und Meister, der Archidiaconus.

Peter Gringoire blieb verdutzt stehen. Er hatte den Archidiaconus lange nicht gesehen, und Claude Frollo war einer jener ernstesten Geister, deren Anblick einen Poeten und Philosophen leicht erschreckt.

Der Archidiaconus schwieg einige Augenblicke, während welcher Peter Gringoire Muße hatte, ihn zu betrachten. Er fand den Priester sehr verändert: bleich wie ein Wintertag, mit hohlen Augen, die Haare fast weiß.

Der Archidiaconus brach zuerst das Stillschweigen und sagte in einem ruhigen, eiskalten Tone: „Wie befindet Ihr Euch, Meister Peter?“

„Meine Gesundheit!“ antwortete Peter Gringoire. „Hm!

„Um! Es läßt sich da viel dafür und dawider sagen. Im Ganzen genommen ist sie gut. Ich halte in Allem Maß und Ziel. Ihr wißt ja selbst, nach Hippokrates, das Geheimniß, seine Gesundheit zu erhalten: Cibi, potus, somni, venus, omnia moderata sint.“

„Ihr habt also keinen Kummer, Meister Peter?“ fragte der Archidiaconus und sah ihm scharf ins Gesicht.

„Meiner Treu! Nein!“

„Und was macht Ihr da?“

„Ich studire diese Bildsäulen, wie Ihr seht.“

Der Priester lächelte bitter: „Und das macht Euch Bergnügen?“

„Das ist das Paradies!“ rief Peter Gringoire aus.

„Ihr seid also glücklich?“

„So glücklich als Jemand! Ich liebte zuerst Weiber, dann Thiere, jetzt liebe ich Steine.“

„Wirklich!“ sagte der Priester lächelnd, — „und Ihr habt sonst keinen Wunsch?“ fügte er hinzu.

„Nein!“

„Auch keinen Kummer?“

„Weder Kummer noch Wunsch. Ich lebe so hin. Das Schicksal tritt manchmal dazwischen. Ich bin ein Pyrrhonischer Philosoph und halte Alles im Gleichgewicht.“

„Und womit verdient Ihr Euer Brod?“

„Ich mache noch hie und da Heldengedichte und Trauerspiele, aber meine Kunst, Pyramiden von Stühlen mit meinen Zähnen zu tragen, wirft mir am meisten ab.“

„Dieses Handwerk ist ziemlich gemein für einen Philosophen.“

„Das gehört zum Gleichgewicht. Wenn man nur einen Gedanken hat, schwebt er Einem immer vor.“

„Ich weiß es,“ sagte der Archidiaconus bitter.

Nach einer Pause fügte er hinzu: „Ihr führt gleichwohl ein elendes Leben.“

„Elend, aber nicht unglücklich.“

In diesem Augenblicke vernahmten sie den Hufschlag vieler Pferde, und eine Compagnie Bogenschützen, den Anführer an der Spitze, zog an ihnen vorüber.

„Was Ihr für Blicke auf diesen Hauptmann werft!“ sagte Peter Gringoire.

„Ich glaube ihn zu kennen.“

„Wie heißt er?“

„Phöbus de Chateaupers, wenn ich nicht irre.“

„Phöbus! Ein seltsamer Name! Es gibt auch einen Phöbus, Graf von Foix, und ich habe ein Mädchen gekannt, das bei keinem andern Namen schwur als — bei Phöbus.“

„Kommt,“ sagte der Priester, „ich habe mit Euch zu reden.“

Seit die Bogenschützen vorübergezogen waren, zeigte sich eine sichtbare Bewegung in den eiskalten Zügen des Priesters. Er ging voran, Peter Gringoire folgte ihm. Er war an blinden Gehorsam gegen dieses Wesen gewöhnt, dessen geistiges Uebergewicht Alle empfanden, die ihm naheten. In der einsamen Bernhardinerstraße blieb der Priester stehen.

„Was habt Ihr mir zu sagen, mein Meister?“ fragte Peter Gringoire.

„Findet Ihr nicht,“ erwiderte der Archidiaconus wie in tiefen Gedanken, „daß die Kleidung dieser Bogenschützen, welche wir gesehen haben, schöner ist, als die Curige und die meinige?“

Peter Gringoire schüttelte den Kopf: „Meiner Treu! Da ist mir meine gelbe Jacke lieber, als diese Schuppen von Eisen und Stahl.“

„Ihr habt also diese in Stahl gekleideten Kriegsmänner nie beneidet?“

„Ich wüßte nicht um was. Um ihre Stärke, ihre Waffen und ihre Kriegszucht? Da bleibe ich lieber ein unabhängiger Philosoph in Lumpen. Der Kopf einer Mücke ist mehr als der Schwanz eines Löwen.“

„Peter Gringoire,“ fuhr der Priester fort, „was ist aus der kleinen ägyptischen Tänzerin geworden?“

„Aus der Esmeralda? Wie kommt Ihr jetzt auf die?“

„War sie nicht Eure Frau?“

„Ja, mittelst eines zerbrochenen Krugs. Wir sind auf vier Jahre verheirathet. Ihr denkt also immer noch an die Esmeralda?“

„Und Ihr, denkt Ihr nicht an sie?“

„Selten, ich habe an so viel zu denken! Posttausend! Ich möchte doch die kleine Zige wieder sehen, sie war gar zu niedlich!“

„Hat Euch nicht diese Zigeunerin das Leben gerettet?“

„Beim Herkules! Ja!“

„Nun, was ist aus ihr geworden? Was wißt Ihr von ihr?“

„Ich kann es nicht genau sagen, es heißt, man habe sie gehängt.“

„Wißt Ihr das gewiß?“

„Gewiß weiß ich es nicht. Als ich sah, daß es sich um den Galgen handle, habe ich meinen Kopf sachte aus der Schlinge gezogen.“

„Ist das Alles, was Ihr von der Sache wißt?“

„Man hat mir auch gesagt, daß sie sich in die Liebfrauenkirche geflüchtet habe und dort in Sicherheit sei. Das freut mich und ich möchte nur wissen, ob die kleine Zige auch gerettet ist. Das ist Alles, was ich von der Sache weiß.“

„Ich will Euch mehr sagen,“ rief der Priester, und seine Stimme, die bisher ruhig und langsam gewesen war, wurde plötzlich donnernd. „Sie hat sich wirklich in die Liebfrauenkirche

geflüchtet, aber in drei Tagen wird man sie dort abholen und auf dem Gröbeplatz hängen. Es liegt ein Parlamentsbeschluß vor."

"Ei! das thut mir leid."

Der Priester war wieder ruhig und kalt geworden.

"Wer zum Teufel," fuhr der Poet fort, "hat sich denn das Vergnügen gemacht, einen Parlamentsbeschluß nachzusehen? Konnte man denn das Parlament nicht in Ruhe lassen? Was liegt denn daran, ob das arme kleine Ding gehängt wird, oder ob sie bei den Schwalben auf dem Thurme der Liebsfrauentirche wohnt?"

"Es gibt Teufel auf der Welt," sagte der Priester.

"Ja, das ist recht teufelhäftig," stimmte Peter Gringoire bei.

Nach einer Pause fuhr der Archidiaconus fort: "Sie hat Euch also das Leben gerettet?"

"Ja, im Königreich Kauderwelsch, wo ich jetzt zu Hause bin. Mein Leben hing nur noch an einem Faden, ich hatte bereits den Strick um den Hals."

"Wollt Ihr ihr nicht dafür einen Gegendienst leisten?"

"Von Herzen gern, aber ich könnte da in eine saubere Geschichte verwickelt werden."

"Thut nichts!"

"Ihr seid allzugütig, lieber Herr! Ich muß auch an die zwei großen Werke denken, die ich unter der Feder habe."

Der Priester schlug sich auf die Stirne. Trotz seiner ruhigen Außenseite gab sich von Zeit zu Zeit der Sturm in seinem Innern durch eine heftige Geberde kund. "Wie ist sie zu retten?" sagte er für sich.

"Meister," erwiderte Peter Gringoire, "hier spreche ich: Il padelt. Das ist türkisch und heißt: Setze auf Gott deine Hoffnung!"

„Wie ist sie zu retten?“ wiederholte der Priester.

Jetzt schlug sich Peter Gringoire auf die Stirne und sprach:
 „Hört, Meister, ich bin ein Dichter und habe Phantasie. Ich werde tausend Mittel und Wege finden, sie zu retten. Wie wäre es, wenn man bei dem König ihre Begnadigung nachsuchte?“

„Ludwig XI! Begnadigen!“

„Warum denn nicht?“

„Nimm dem Tiger seine Knochen!“

Peter Gringoire spannte seine Einbildungskraft auf die Folter, um eine neue Lösung der Frage zu finden: „Wie wäre es, wenn ich als Gatte vor den geschwornen Hebammen erklärte, daß sie schwanger sei?“

„Schwanger! was weißt Du davon?“ fragte der Priester mit gerunzelter Stirne und flammendem Auge.

Peter Gringoire erwiderte erschrocken: „Ich! Ich weiß gar nichts! Unsere Ehe ist ein wahres Forismaritagium gewesen. Ich bin vor der Thüre geblieben. Man würde jedoch dadurch einen Aufschub erlangen.“

„Thöricht! Schimpflich! Schweig!“

„Ihr zürnt mit Unrecht,“ murmelte Peter Gringoire. „Man gewinnt einen Aufschub, das schadet Niemand und trägt den Hebammen, die arme Weiber sind, vierzig Heller ein.“

Der Priester hörte nicht auf ihn. „Sie muß gerettet werden!“ murmelte er vor sich hin. „In drei Tagen wird der Parlamentsbeschluss vollzogen. Und wenn das auch nicht wäre, dieser Quasimodo! die Weiber haben doch einen sehr entarteten Geschmack!“

Jetzt wendete sich der Archidiaconus mit erhobener Stimme zu dem Dichter: „Meister Peter, es gibt nur ein Mittel, sie zu retten.“

„Welches? mir steht der Verstand stille.“

„Hört, Meister Peter, denkt fleißig daran, daß sie Euch das Leben gerettet hat. Ich will Euch offen meine Gedanken sagen. Die Kirche wird Tag und Nacht bewacht, und man läßt nur diejenigen hinausgehen, die man hineingehen sah. Der Eingang ist Euch also erlaubt, Ihr kommt und ich führe Euch zu ihr. Dann wechselt Ihr die Kleider mit ihr, Ihr gebt ihr Euren Rock und Ihr zieht ihre Kleider an.“

„Ganz recht bis jetzt, und was weiter?“ fragte der Philosoph.

„Was weiter? Sie verläßt mit Euern Kleidern die Kirche und Ihr bleibt darin zurück. Man wird Euch vielleicht hängen, aber sie ist gerettet.“

Der Poet kratzte sich hinter den Ohren. Der unerwartete Vorschlag des Archidiafonus überzog sein offenes, glückseliges Dichtergeficht mit schwarzen Wolken. „Hm!“ sagte er ernst, „das ist eine ganz nagelneue Idee, die mir nie in den Sinn gekommen wäre.“

„Nun, Meister Peter, was sagt Ihr zu diesem Rettungsmittel?“ fragte der Archidiafonus.

„Ich sage, mein Meister, daß man mich nicht vielleicht, sondern ganz gewiß hängen wird.“

„Das macht nichts zur Sache.“

„Den Teufel auch,“ sagte Peter Gringoire.

„Sie hat Euch das Leben gerettet. Es ist eine heilige Schuld, die Ihr bezahlt.“

„Ja, wenn ich alle meine Schulden bezahlen müßte!“

„Meister Peter, es muß durchaus sein,“ sagte der Priester gebieterisch.

„Hört, mein Herr und Meister,“ erwiderte der bestürzte Poet, „Ihr seid für diese Idee eingenommen und Ihr habt wahrlich Unrecht. Ich weiß in der That nicht, warum ich mich für einen Andern sollte hängen lassen.“

„Was fesselt Euch denn so sehr an das Leben?“

„Ach! tausend Dinge!“

„Und was, wenn es gefällig ist?“

„Was? die Luft, der Himmel, der Morgen, der Abend, die Sonne, der Mond, meine guten Freunde im Königreich Kauderwelsch, und dann muß ich ja noch drei große Bände über die Architektur schreiben. Es fällt mir jetzt nicht Alles ein, was ich noch auf dieser Welt zu thun habe. Anaxagoras sagte, daß er auf der Welt sei, um die Sonne zu bewundern. Und dann bin ich so glücklich, alle meine Tage, vom Morgen bis zum Abend, mit einem geistreichen Manne zuzubringen. Dieses Genie bin ich, und wir unterhalten uns vortrefflich.“

„Strohkopf!“ murmelte der Archidiaconus. „Sprich, wem dankst Du dieses Leben, das Du so angenehm findest? Wer hat es Dir erhalten? Wem dankst Du es, daß Du diese Luft noch atmest, diesen Himmel noch siehst, und Deinen Gänsekopf noch mit abgeschmackten Dingen anfüllen kannst? Wo wärest Du ohne sie? Du willst die sterben lassen, durch die Du lebst? Dieses reizende, sanfte, anbetungswürdige, mehr als göttliche Geschöpf, das der Welt so unentbehrlich ist, als die Sonne, soll sterben, damit Du lebst, Du gelehrter Esel, Du Schein von einem Ding, Du vegetirendes Wesen, das keinen eigenen Gedanken zu fassen vermag! Fort, Du bist so unnütz auf der Welt, als ein Talglüch, das am hellen Mittag brennt.“

Der Priester war immer heftiger geworden. Peter Gringoire hörte ihm Anfangs mit einem unschlüssigen Wesen zu, allmählig wurde er weich, und zuletzt machte er eine tragische Grimasse, wie ein kleines Kind, das Bauchgrimmen hat.

„Ach, wie pathetisch!“ sagte er und trocknete sich eine Thräne ab. „Je nun, in Gottes Namen, ich will mich darüber besinnen. Es ist freilich ein seltsamer Gedanke, den Ihr da gefaßt habt, und wer weiß, vielleicht lassen sie mich ungehängt.“

Wer freit, heirathet nicht immer. Vielleicht lachen sie sich halb todt, wenn sie mich da in der Zelle in Weiberkleidern sitzen sehen. Und wenn sie mich auch hängen, je nun, der Strich ist ein Tod wie ein anderer, oder nein, daß ich recht sage, er ist kein Tod wie ein anderer. Er ist ein Tod, des Weisen würdig, der sein ganzes Leben oscillirt hat, ein Tod, der weder Fisch noch Fleisch ist, wie der Geist des wahren Skeptikers, ein Tod voll Pyrrhonismus und Schwanken, ein Tod, der die Mitte hält zwischen Himmel und Erde, der Tod eines Philosophen, zu dem ich vielleicht von Anbeginn bestimmt war. Wie schön ist es doch zu sterben, wie man gelebt hat!"

Der Priester unterbrach ihn: „Wir sind also einig?“

„Was ist der Tod, wenn man es recht erwägt?“ fuhr Peter Gringoire in seiner philosophischen Ueberspannung fort. „Ein schlimmer Augenblick, der Zoll des Lebens, der Uebergang von Wenig zu Nichts. Als Jemand Cercidas aus Megalopolis fragte, ob er gerne sterbe, antwortete er: Warum nicht? Nach meinem Tode komme ich zu allen großen Männern der Vorzeit, ich werde Pythagoras unter den Philosophen, Hecatäus unter den Historikern, Homer unter den Poeten, Orpheus unter den Musikern sehen.“

Der Archidiaconus reichte ihm die Hand hin und sagte: „Es ist also richtig, Du kommst morgen?“

Diese Frage führte den armen Dichter aus seiner philosophischen Exaltation schnell in die wirkliche Welt zurück.

„Kommen? meiner Treu, nein!“ sagte er mit dem Tone eines Menschen, der aus einem Traum erwacht. „Mich hängen lassen, da wäre ich ein rechter Narr.“

„So lebe wohl für jetzt!“ sagte der Priester finster. „Ich werde Dich wieder finden!“ fügte er grinsend hinzu.

„Das ist ein Teufel von einem Menschen, und er will mich wieder finden!“ murmelte der Poet für sich und lief ihm angstvoll nach.

„Herr Archidiaconus, verehrtester Herr und Meister, nur keine Feindschaft zwischen alten Freunden! Laßt doch ein vernünftiges Wort mit Euch reden! Ihr nehmt Antheil an diesem Mädchen, an meiner Frau, wollte ich sagen, Alles wohl und gut. Ihr habt da eine Kriegslift erfunden, um sie aus der Liebsfrauenkirche zu retten, aber Euer Mittel ist für mich, Peter Gringoire, erschrecklich unangenehm. Wenn ich nun ein anderes Mittel wüßte? Es ist mir eben ein sehr lichtvoller Gedanke gekommen, eine wahre Inspiration. Wenn ich nun ein Auskunftsmittel gefunden hätte, sie aus ihrer schlimmen Lage zu ziehen, ohne meinen Hals mit der geringsten Schleife eines Stricks in Berührung zu bringen, was würdet Ihr dazu sagen? Würde Euch dieses Mittel genügen, oder ist es durchaus nothwendig, um Euch zufrieden zu stellen, daß ich gehängt werde?“

Der Priester riß vor Ungeduld die Knöpfe seines Rockes ab: „Ueberströmender Dummkopf! Welches ist Dein Mittel?“

„Ja,“ fuhr Peter Gringoire, zu sich selbst sprechend, fort und berührte seine Nase mit dem Zeigefinger, „so, jetzt habe ich es! . . . Im Königreich Kauderwelsch gibt es wackere Leute. Aegyptenland liebt sie . . . Ein Wort, und sie erheben sich alle wie Ein Mann. Nichts leichter als das . . . In der allgemeinen Verwirrung entführt man sie . . . Morgen Abend . . . Das wird ihnen gerade gelegen kommen!“

„Das Mittel, sprich!“ sagte der Priester heftig und schützelte ihn.

Peter Gringoire wandte sich mit Majestät in Blick und Haltung zu dem Archidiaconus: „Nicht so ungestüm, Ihr seht ja, daß ich eben combinire.“

Der Poet nahm noch einige Augenblicke eine nachdenkliche Miene an, dann klatschte er sich selbst Beifall und rief: „Bewunderungswürdig! Unfehlbar!“

„Das Mittel!“ wiederholte der Archidiaconus zornig.

Peter Gringoire strahlte von innerer Freude: „Kommt, ich will Euch das ganz leise anvertrauen. Es ist eine herrliche Gegenmine, die uns alle aus der Sache ziehen wird. Beim Himmel! jetzt soll mir wieder Jemand kommen und mich einen Dummkopf heißen! Daß ich nicht zu fragen vergesse,“ fügte er hinzu, „ist die kleine weiße Ziege auch bei ihr?“

„Ja! Hol' Dich der Teufel!“

„Die hätten sie auch gehängt?“

„Was liegt mir daran!“

„Ja, ganz gewiß hätten sie das arme Thier gehängt. Sie haben ja im vergangenen Monat eine Sau gehängt; das kommt dem Henker eben recht, er ist dann das Fleisch. Meine niedliche Djali hängen! Armes Thierchen!“

„Verflucht seist Du!“ rief der Priester. „Der Henker bist Du. Soll ich Dir Deine Idee mit der Zange aus dem Kopfe holen?“

„So hört denn, Meister!“

Mit diesen Worten beugte sich Peter Gringoire zum Ohr des Archidiaconus hinab und redete leise mit ihm, während er von Zeit zu Zeit unruhige Blicke um sich her warf, obgleich Niemand in der Straße war. Als er geendet hatte, reichte ihm der Priester die Hand und sagte kalt: „Gut! Morgen also!“

„Morgen!“ wiederholte Peter Gringoire, und während der Archidiaconus von der einen Seite sich entfernte, schlug er den entgegengesetzten Weg ein und redete halblaut mit sich selbst: Da habt Ihr etwas Gewaltiges eingefädelt, Herr Peter Gringoire. Ja, man ist nicht so kleinlich, um vor einem großen Unternehmen zurückzubeben!“

XIII.

Werde ins Teufels Namen ein Gauner.

Als der Archidiaconus in das Kloster zurückkam, fand er an der Thüre seiner Zelle seinen Bruder, den Mühlenshanß, der hier auf ihn gewartet und inzwischen zur Unterhaltung das Profil seines ältern Bruders, mit einer ungeheuren Nase begabt, mit Kohlen an die Wand gemalt hatte.

Der Archidiaconus beachtete kaum seinen Bruder; er hatte an andere Dinge zu denken. Das strahlende Gesicht des jungen Laugenichts, das so oft die düstere Physiognomie des Priesters erheitert hatte, übte jetzt keinen Einfluß mehr auf diesen Geist, der mit jedem Tage verdorbener und je mehr und mehr vom Laster besleckt wurde.

„Mein Bruder,“ sagte Johannes schüchtern, „ich wollte Euch nur besuchen.“

Der Archidiaconus würdigte ihn keines Blickes und erwiderte trocken: „So! und was weiter?“

„Mein Bruder,“ fuhr der kleine Heuchler fort, „Ihr habt so viele Güte für mich und ertheilt mir so gute Lehren, daß ich mich Euch immer wieder zuwende.“

„Und hernach?“

„Ach, wie sehr hattet Ihr Recht, mein guter Bruder, als Ihr zu mir spracht: „Johannes! Johannes! Cessat doctorum doctrina, discipulorum disciplina. Johann, sei verständig, Johann, werde gelehrt. Johann, bleibe nicht über Nacht aus dem Kloster ohne gegründete Ursache und ohne Urlaub des Meisters. Prügle die Picarden nicht! Noli, Johannes, verberare Picardos. Verfaule nicht als ein ungelehrter Esel, quasi asinus illiteratus,

auf der Schwelle der Schule. Johann, biete willig deinen Rücken der Züchtigung des Lehrers dar; Johann, gehe in die Kapelle und bete zu der heiligen Jungfrau. Ach, welche herrliche Lehren! Das Herz hüpfst mir vor Freude und vor Leid, wenn ich daran denke."

"Und hernach?"

"Mein theurer Bruder, ein strafbarer, ein ausschweifender Mensch, ein Verbrecher, ein Glender steht vor Euch! Ja, geliebter Bruder, Johannes hat Eure guten Lehren unter die Füße getreten und sie geachtet als Rauch, der aus dem Kamin steigt. Aber Gott ist gerecht, und er hat mich dafür gezüchtigt. So lange ich Geld hatte, führte ich ein tolles Leben. Oh! Wie ist doch die Ausschweifung so lockend von Ferne, so häßlich in der Nähe! Jetzt habe ich keinen Heller mehr, ich habe Alles verkauft, das Hemd auf dem Leibe, das Licht aus dem Leuchter. Die Dirnen lachen mich aus und ich trinke Wasser; die Gemeinensbisse und die Gläubiger martern mich."

"Und hernach?" sagte der Archidiaconus.

"Ach, mein theuerster Bruder, ich möchte gern ein besseres Leben beginnen. Ich stehe zerknirscht vor Euch. Ich bin ein reuiger Sünder im Beichtstuhl. Ich schlage auf meine Brust und spreche: Gott sei mir Sünder gnädig! Ich sehe jetzt ein, wie sehr Ihr Recht hattet, als Ihr wolltet, daß ich eines Tages Licentiat und Unterlehrer im Collegium von Torchi werden sollte. Ich fühle jetzt einen innern Beruf zu diesem Stande. Aber ich habe keine Tinte mehr, ich muß kaufen; ich habe kein Papier mehr, ich muß kaufen; ich habe keine Federn mehr, ich muß kaufen; ich habe keine Bücher mehr, ich muß kaufen. Zu allem diesem braucht man Geld, und mit zerknirschtem Herzen komme ich zu Euch, mein geliebter Bruder."

"Ist das Alles?"

"Ja, mein Bruder! Nur ein wenig Geld."

„Ich habe keines.“

Jetzt nahm der Student ein ernstes, entschlossenes Wesen an: „Je nun, Herr Bruder, es thut mir leid, Euch berichten zu müssen, daß man mir anderwärts sehr schöne Anerbietungen und Vorschläge macht. Wollt Ihr mir kein Geld geben?“

„Nein!“

„Nun, so werde ich ein Gauner.“

Der Student war der festen Meinung, daß jetzt ein ganzer Hagel guter Lehren und Ermahnungen auf sein Haupt fallen, und dann das gewünschte Geld folgen werde. Allein der Archidiaconus erwiederte kalt: „Werde ein Gauner!“

Johannes machte ihm eine tiefe Verbeugung und stieg pfeifend die Treppe hinab. Als er im Klosterhof unter der Zelle seines Bruders vorüberging, hörte er das Fenster öffnen, hob die Nase in die Luft und sah das strenge Gesicht des Archidiaconus, der ihm zurief: „Werde in's Teufels Namen ein Gauner! Hier ist das letzte Geld, das Du von mir bekommst!“

Mit diesen Worten warf er ihm eine schwere Börse an den Kopf. Der Student hob sie auf und lief vergnügt davon, wie ein Hund, den man mit Marktbeinen wirft.

XIV.

Es lebe die Freude.

Am Abend des folgenden Tages, zur Zeit da die Nachglocke läutete, war großer Aufruhr im Königreich Kaudermwelsch. Die Kneipe, worin sich die Unterthanen des Königs Clopin Trouillefou zu versammeln pflegten, war voller als gewöhnlich; man trank mehr als sonst und fluchte noch ärger. Außen auf dem Plage waren zahlreiche Gruppen versammelt, in welchen leise

geflüstert wurde, wie man zu thun pflegt, wenn sich ein großes Unternehmen in der Stille vorbereitet. Da und dort wurden verrostete Degenklingen an den Steinen gewetzt. In der Schenke floß der Wein in Strömen, und die Unterhaltung war äußerst lebhaft. Die Gäste waren mit Waffen aller Art versehen, wie Jeder sie gerade zur Hand bekommen konnte. Der große runde Saal war gedrängt voll. Man erblickte in demselben bei näherer Betrachtung drei Hauptgruppen, welche sich um drei Personen drängten, die der Leser bereits kennt. Die erste dieser Personen, in seltsam orientalischem Geschmacke gekleidet, war Matthias Hungadi Spiccali, Herzog von Aegyptenland. Der Gaunerfürst saß mit gekreuzten Beinen auf einem Tische, hielt den Zeigefinger aufgehoben, und unterrichtete mit lauter Stimme in der weißen und schwarzen Zauberkunst.

Eine andere Gruppe drängte sich um unsern alten Freund, den tapfern König von Kauderwelsch, der bis an die Zähne bewaffnet war. Clopin Trouillesou hatte eine Kiste vor sich stehen, die mit Waffen aller Art gefüllt war; er theilte aus derselben Degen, Aerte, Lanzen, Sicheln, Dolche 2c. aus; Alles griff zu, selbst die Kinder und Krüppelhaften.

Die dritte Gruppe endlich, die geräuschvollste, munterste und zahlreichste von allen, war um einen vollständig gerüsteten Menschen versammelt, der von einem Tische herab eine Standrede hielt. Dieses Individuum war so mit Waffen überladen, daß sein Körper ganz unter seiner Rüstung verschwand, und daß man von ihm nur eine rothe Nase, einen Busch blonder Haare, einen rosenrothen Mund und feste Augen sah. Sein Gürtel steckte voll von Dolchen, er führte einen großen Haudegen an der Seite und trug in der linken Hand eine verrostete Armbrust. Vor ihm stand ein ungeheurer Weinkrug, und zu seiner rechten Seite saß ein dickes Freudenmädchen. Alles um ihn her lachte, trank und fluchte.

Neben diesen Hauptgruppen erblickte man noch mehrere kleine und viele einzelne Personen. Im Hintergrunde des Saales, die Füße in der Asche des Kamins, saß ein Philosoph, in Nachdenken versunken.

„Schnell, macht Euch fertig! Bewaffnet Euch! In einer Stunde marschiren wir!“ sprach König Clopin Trouillesou zu seinen Unterthanen.

„Meine Söhne und Töchter,“ sagte der Herzog von Aegypten zu seinen Zuhörern, „die Heren von Frankreich besuchen den Sabbath, ohne den Besen zu schmieren, bloß mittelst einiger magischen Worte. Die Heren von Italien reiten immer auf einem Boote dahin. Beide aber müssen durch das Kamin ausfahren.“

Die kreischende Stimme des Geharnischten auf dem Tische übertönte den allgemeinen Lärm: „Hurrah! Hurrah!“ schrie er. „Heute ist meine Waffenprobe! Gauner! Gauner bin ich, bei den Kalbaunen des heiligen Christ, gebt mir zu trinken! Meine lieben Freunde und Brüder, ich heiße Johannes Frollo der Mühlenhäns, und bin ein Edelmann. Ich glaube und bin der Meinung, wenn Gott ein Gendarme wäre, würde er plündern wie ein Soldat. Meine Brüder, wir ziehen heute zu einem glänzenden Unternehmen aus. Wir sind die Tapfern der Tapfern. Die Liebfrauenkirche belagern, die Thüren einbrechen, die schöne Tochter Aegyptenlands aus der Hand der Richter und der Priester reißen, das Kloster plündern, den Bischof verbrennen, das wird Alles schneller geschehen sein, als ein Bürgermeister einen Löffel voll Suppe zum Munde bringt. Unsere Sache ist gerecht und wir plündern das Kloster zu unserer lieben Frau. Wir knüpfen Quasimodo den Glöckner auf. Kennt ihr Quasimodo, meine Damen? Habt Ihr ihn an einem Pfingsttage auf der großen Glocke der Liebfrauenkirche reiten sehen? Das ist sehr schön! Meine lieben Freunde und Brüder, hört mich an,

ich bin ein Gauner von Grund aus, ein Unterthan des Königreichs Rauberwelsch von ganzer Seele. Ich bin aus einer filzigen Familie, ich war sehr reich, und habe all' mein Geld und Gut vergeudet. Mein Vater wollte mich zum Offizier, meine Mutter zum Unterdiakon, meine Tante zum Rath, und meine Großmutter zum Schatzmeister des Königs machen, ich aber, ich habe mich zum Gauner gemacht. Vater und Mutter haben mir ihren Fluch gegeben, aber es lebe die Freude! Meine gute Frau Wirthin, einen frischen Krug Wein!"

Die Zuhörer klatschten ihm stürmischen Beifall; als er sah, daß die Munterkeit und das Gelächter um ihn her zunahm, schrie er wie besessen: „Welcher himmlische, ohrenergögende Lärm! Populi debachantis populosa debachatio!"

Hierauf fing er an im Tone eines Kanonicus zu singen, der die Vesper anstimmt: „Quae cantica! quae organa! quae cantilena! quae melodiae hic sine fine decantantur! Sonant melliflua hymnorum organa, suavissima angelorum melodia, cantica canticorum mira! . . ." Er hielt inne und rief: „Wirthin, Du alte Bettel, gib mir zu essen!"

Es trat eine Art Stille ein, während welcher man die heisere Stimme des Herzogs von Aegypten vernahm, der seinen Zuhörern nekromantische Vorlesungen hielt: „Das Wiesel heißt Lochschlupfer; der Fuchs Waldläufer; der Bär Altvater . . . Die Müze eines Gnomen macht unsichtbar, und man sieht alle unsichtbaren Dinge . . . Jede Kröte, die man taucht, muß in rothen oder schwarzen Sammt gekleidet sein, eine Glocke am Hals und eine Glocke an den Füßen haben. Der Pathe hebt sie am Kopf, die Pathin am Hintertheil . . . Der Geist Sidragasum hat die Macht, die Mädchen ganz nackt tanzen zu lassen."

„Bei der heiligen Messe!" unterbrach ihn der Mühlenhans, „ich möchte der Geist Sidragasum sein."

Inzwischen theilte am anderen Ende des Saals der König

Clopin Trouillefou immer noch Waffen an seine Unterthanen aus.

Mittlerweile hatte man dem Mühlenhans sein Essen gebracht. Er aß und plauderte bunt durcheinander: „Beim heil. Lukas, ich bin ein glücklicher Mensch. Ich habe da einen Dummkopf vor mir, der mich so stierartig betrachtet, wie ein Erzherzog; und der links drüben hat so lange Zähne, daß man sein Kinn nicht sieht . . . Mahomet und Christus! Guter Freund! Du siehst aus wie ein Lumpenträmer, und wagst Dich neben mich zu setzen! Ich bin von Adel, mußt Du wissen, und der Adel verträgt sich nicht mit dem Handel. Packe Dich also zum Teufel! . . . Was prügelt Ihr denn dort einander? Du, Vogel-peter, Du hast eine so schöne Nase und willst sie an die plumpen Fäuste dieses Lummels wagen! Non cuiquam datum est habere nasum. Du, Zwiebelliese, Du wärest göttlich schön, wenn Du Haare auf dem Kopfe hättest! . . . Holla! Heda! Ich heiße Johannes Frollo, auf daß Ihr's wißt, und mein Bruder ist Archidiaconus. Der Teufel kann ihn holen! Alles, was ich Euch da sage, ist die reine Wahrheit. Als ich ein Gauner wurde, habe ich mit Freuden auf die Hälfte eines Hauses verzichtet, das im Paradiese liegt und das mir mein Bruder versprochen hatte. Dimidiam domum in paradiso. Ich führe den Text selbst an. Ich habe ein Leben in der Straße Tirechappe, und alle Mägde in der Nachbarschaft sind verliebt in mich.“

Inzwischen hatte Clopin Trouillefou alle Waffen ausge-theilt. Er trat zu Peter Gringoire, der noch immer in tiefen Gedanken da saß.

„Zum Teufel, an was denkst Du, Freund Peter?“ fragte der König der Beutelschneider.

Der Philosoph wendete sich zu ihm mit einem melancholischen Lächeln: „Sire! Ich liebe das Feuer. Nicht aus dem ge-

meinen Grunde, weil das Feuer unsere Füße wärmt und unser Fleisch kocht, sondern weil es Funken hat. Bisweilen sehe ich stundenlang zu, wie die Funken fliegen. Alle diese Funken sind Welten."

"Hol mich der Teufel, wenn ich Dich verstehe! Sage mir lieber, wie viel Uhr es ist."

"Ich weiß es nicht," antwortete der Dichter.

Clopin Trouillefou wendete sich zu dem Herzog von Aegypten: "Bruder Matthias, wir haben die Zeit schlecht gewählt. Es heißt, König Ludwig XI. sei zu Paris.

"So haben wir einen Grund weiter, ihm unsere Schwester aus den Zähnen zu reißen," antwortete der alte Zigeuner.

"Du sprichst wie ein Mann, Bruder Matthias. Im Uebrigen werden wir keine Zeit verlieren. In der Kirche haben wir keinen Widerstand zu fürchten, die Mönche sind Hasenfüße. Die Parlamentsboten werden sich morgen wundern, wenn der Vogel ausgeflogen ist. Man soll dieses gute Kind nicht hängen, so wahr ich Clopin Trouillefou heiße und König von Kauderwelsch bin."

Während der König den Saal verließ, um außen auf dem Plage seine Armee zu mustern, schrie der Mühlens Hans: "Ich esse, ich trinke, ich bin betrunken, ich bin ein Gott!"

Peter Gringoire, durch den Lärm aus seinen Betrachtungen gewedt, murmelte zwischen den Zähnen: *Luxuriosa res vinum et tumultuosa ebrietas*. Ich habe eher Recht und handle eines Weisen würdig, daß ich nicht trinke.

Bald darauf trat Clopin Trouillefou wieder in den Saal und schrie mit einer Donnerstimme: "Zwölf Uhr!"

Auf dieses Wort stürzten Alle, Männer, Weiber und Kinder, mit großem Waffengeräusch aus dem Hause. Der Mond war mit Wolken bedeckt und der Hof der Wunder ganz finster. Alle Lichter waren ausgelöscht. Man konnte in der Dunkelheit

nur eine große Menschenmasse unterscheiden; man hörte ein dumpfes Gemurmel und sah in der Finsterniß Waffen aller Art leuchten.

Der König Clopin Trouillefou stieg auf einen großen Stein und schrie: „Zu Euren Fahnen, Kauderwelsch! Zu Euren Fahnen, Aegyptenland! Zu Euren Fahnen, Galiläa!“

Auf dieses Commando setzte sich die Masse in Bewegung und bildete Colonnen.

Nach einigen Minuten schrie der König von Kauderwelsch abermals mit lauter Stimme: „Jetzt in aller Stille durch Paris marschirt! Das Losungswort ist: Blendlaterne! Erst bei der Liebfrauenkirche werden die Fackeln angezündet! Vorwärts, Marsch!“

Zehn Minuten darauf flohen die Reiter der Nachtwache bestürzt vor einer langen Colonne Bewaffneter, die in tiefer Stille und nächtlicher Dunkelheit durch die engen Straßen des Quartiers der Halle zogen.

XV.

Ein ungeschickter Freund.

In dieser nämlichen Nacht schlief Quasimodo nicht. Er hatte eben seine letzte Runde in der Kirche gemacht. Er hatte nicht bemerkt, daß in dem Augenblicke, wo er die Thüren schloß, der Archidiaconus an ihm vorübergegangen war und einige üble Laune gezeigt hatte, als er ihn die große eiserne Eingangspforte, deren weite Flügel so fest als eine Mauer waren, sorgfältig verschließen und verriegeln sah. Der Archidiaconus hatte ein noch verstörteres Aussehen, als gewöhnlich. Seit dem nächtlichen Abenteuer in der Zelle mißhandelte er den armen Qua-

simodo bei jeder Gelegenheit; aber mochte er ihn schelten, bisweilen sogar schlagen, nichts erschütterte die Geduld und Ergebenheit des treuen Glöckners der Liebfrauenkirche. Von dem, der ihn an Kindesstatt angenommen, duldete er Alles, selbst Schläge, ohne Vorwurf und Klage. Höchstens folgte er ihm unruhig mit den Blicken, wenn der Priester die Thurmterrasse hinaufstieg; aber Claude Frollo hatte selbst keine Lust, der Aegypterin wieder unter die Augen zu treten.

In dieser Nacht also saß Quasimodo auf der Spitze des mitternächtlichen Thurmes und sah auf die unter ihm liegende Stadt herab. Die Nacht war sehr dunkel. Paris bot dem Auge einen verwirrten Haufen schwarzer Massen dar, die da und dort durch den weißlichen geschlängelten Lauf der Seine durchschnitten waren. Quasimodo sah nur noch ein einziges Licht an dem Fenster eines entfernten Gebäudes, das auf der Seite des Thores von Sanct-Anton lag und über die andern Gebäude hervorragte.

Quasimodo war voll unaussprechlicher Unruhe und schien mit seinem einzigen Auge den dunkeln Horizont durchdringen zu wollen. Seit mehreren Tagen war er auf seiner Hut. Er sah fortwährend Leute von verdächtigem Aussehen um die Kirche schleichen, die das Asyl der Aegypterin mit den Augen zu hüten schienen. Er dachte sich undeutlich, daß irgend ein Complot gegen die Unglückliche geschmiedet werde. Er bildete sich ein, daß der Volkshafß sie verfolge, wie ihn, und daß ihr wohl etwas zustoßen könnte. Deshalb hielt er fleißig Wache auf seinem Thurm; er schlief nicht und blickte voll Mißtrauen in die Nacht hinaus. Die Natur hatte, als eine Art Vergütung, seinem einzigen Auge einen so durchdringenden Blick gegeben, daß es beinahe die andern Organe, welche ihm fehlten, ergänzte. Jetzt erblickte er von der Seine her eine seltsame Bewegung wie wandelnder Schatten. Er verdoppelte seine Aufmerksamkeit. Die

Bewegung schien sich der Altstadt zuzuwenden. Uebrigens war nirgends ein Licht zu sehen.

Endlich sah Quasimodo, so dunkel es auch war, die Spitze einer Colonne durch die Straße Parvis hervorkommen und in einem Augenblicke sich auf dem Platze der Liebfrauentirche ausbreiten. Jetzt schienen sich seine Besorgnisse wegen der Gefahr, die der Aegypterin drohte, zu verwirklichen. Er hatte ein unbestimmtes Gefühl, daß es sich hier um irgend eine Gewaltthat handle. In diesem kritischen Augenblicke ging er mit sich selbst zu Rath und faßte einen besseren und schnelleren Entschluß, als man von ihm bei einem so schlecht organisirten Gehirne hätte erwarten sollen. Sollte er die Aegypterin wecken, damit sie entfliehe? Auf welchem Wege? Die Straßen waren besetzt, die Kirche stieß an den Fluß! Es war kein Schiff da, nirgends ein Ausweg! Es blieb ihm nichts übrig, als sich auf der Schwelle der Liebfrauentirche niedermachen zu lassen, wenigstens so lange Widerstand zu leisten, bis von irgend einer Seite Hülfe käme. Inzwischen wollte er Esmeralda's Schlaf nicht stören, die Unglückliche erwachte immer zu früh zum Tode. Nachdem einmal Quasimodo einen festen Entschluß gefaßt hatte, beobachtete er die Bewegung des Feindes mit mehr Ruhe.

Die Menschenmasse vor der Liebfrauentirche schien mit jedem Augenblicke zuzunehmen, doch mußte sie sich in tiefer Stille bewegen, was der Taube daraus schloß, daß weder auf dem Platze noch in den Straßen irgendwo ein Fenster geöffnet wurde. Plötzlich erglänzte ein Licht, und einen Augenblick darauf flackerten mehrere Fackeln über den Häuptern der Menschenmasse. Quasimodo sah jetzt deutlich eine große Menge Männer und Weiber, in Lumpen gekleidet und mit Waffen aller Art versehen. Er erinnerte sich unbestimmt dieser Menge, und glaubte alle die Köpfe zu erkennen, die ihn einige Monate zuvor als Narrenpabst begrüßt hatten. Ein Mann, der in der einen

Hand eine Fadel, in der andern eine Sense hielt, stieg auf einen Brunnen und schien eine Anrede zu halten. Zu gleicher Zeit machte diese seltsame Armee einige Bewegungen und schien rund um die Kirche Posto zu fassen. Quasimodo nahm seine Laterne und stieg auf die Plattform zwischen den beiden Thürmen hinab, um besser sehen und Anstalten zur Vertheidigung treffen zu können.

Clopin Trouillefou hatte seine Armee so in Schlachtordnung gestellt, daß sie einem unvermutheten Angriff im Rücken und auf den Seiten begegnen konnte. Es war übrigens kaum zu besorgen, daß die Bestürmung und Einnahme der Liebfrauenkirche von irgend einer Seite gestört werden würde. Im Mittelalter war eine Unternehmung wie diejenige, welche jetzt die Gauner wagten, nichts Seltenes. Das, was wir jetzt Polizei nennen, war damals nicht vorhanden. In den volkreichen Städten, besonders in den Hauptstädten, gab es keine Centralgewalt. Das Feudalwesen hatte diese großen Gemeinden auf eine seltsame Weise gebildet. Eine Stadt war ein Verein von hundert und mehr verschiedenen Herrschaften von verschiedener Größe und Eintheilung. Daher gab es hundert verschiedene Polizeien, oder vielmehr gar keine Polizei. Alle diese Feudalherren erkannten die Oberherrschaft des Königs nur dem Namen nach an; alle hatten in ihrer Herrschaft die Gerichtsbarkeit.

Nachdem die nöthigen Verfügungen getroffen waren, stieg der würdige Obergeneral der Armee auf eine Erhöhung, wendete das Gesicht der Liebfrauenkirche zu, schwang seine Fadel, erhob seine raube Stimme und hielt folgende Rede: „An Dich, Ludwig von Beaumont, Bischof von Paris, Rath im Parlementschof, ich, Clopin Trouillefou, König des Königreichs Kauderwelsch, Fürst der Gauner und Bischof der Narren: Unsere Schwester, wegen Rauberei fälschlich verurtheilt, hat sich in Deine Kirche geflüchtet, Du mußt sie beschützen. Nun will das

Parlament sie herausreißen, und Du gibst es zu, so daß sie am morgenden Tage auf dem Grèveplatz gehängt würde, wenn Gott und meine getreuen Unterthanen nicht wären. Wir haben es also mit Dir zu schaffen, Bischof von Paris. Ist Deine Kirche geheiligt, so ist es unsere Schwester auch; ist unsere Schwester nicht geheiligt, so ist es Deine Kirche auch nicht. Demnach fordern wir Dich auf, uns unsere Schwester herauszugeben, wenn Du Deine Kirche retten willst, wo nicht, so holen wir unsere Schwester mit Gewalt und plündern Deine Kirche. Somit wollen wir uns zu Recht verwahrt haben, und ich, Clopin Trouillefou, König des Königreichs Kauderwelsch, pflanze hier meine Fahne auf. Hiemit sagen wir Dir ab, Bischof von Paris."

Einer der Gauner bot dem König seine Fahne dar, und dieser pflanzte sie feierlich zwischen zwei Pflastersteinen auf. Diese Fahne war eine große Heugabel, an deren Zinken ein noch blutendes Stück Nas hing. Nachdem diese feierliche Handlung vorüber war, wandte sich der König seiner Armee zu und rief mit lauter Stimme: „Jetzt vorwärts, Kinder!"

Dreißig starke Männer, mit Hämmern, Zangen und Eisenstangen, traten aus den Reihen, stiegen die Stufen am Hauptthor hinauf und suchten es mit ihren Werkzeugen einzubrechen. Ein großer Haufe Anderer folgte ihnen, theils um bei dem Werke behülflich zu sein, theils um zuzusehen.

Das große Thor hielt fest. Die Angreifenden arbeiteten mit großer Anstrengung. Clopin Trouillefou sprach ihnen Muth ein: „Munter, Kameraden!" rief er, „ich setze meinen Kopf an einen alten Weiberpantoffel, daß ihr die Thüre gesprengt, das Mädchen befreit und den Hauptaltar entkleidet habt, ehe ein Büttel aufwacht. Die Schlüssel krachen ja schon!"

Hier wurde er durch ein furchtbares Geräusch in seinem Rücken unterbrochen. Er wendete sich um. Ein ungeheurer

Balken war von oben herabgefallen und hatte ein Duzend Gauner erschlagen. In einem Augenblicke lief der Haufen der Stürmenden auseinander, und Clopin selbst zog sich in ehrerbietige Entfernung von der Kirche zurück.

„Dem bin ich noch glücklich entgangen, aber ich habe den Wind davon gespürt!“ schrie der Mühlenhäns.

Staunen und Bestürzung hatte die Armee des Königs Clopin Trouillefou ergriffen. Die Gauner standen einige Minuten, die Augen in die Höhe gerichtet und bestürzt über dieses Stück Holz, das wie vom Himmel gefallen war, als wenn sie von tausend Bogenschützen des Königs angegriffen worden wären.

„Satan!“ murmelte der Herzog von Aegypten, „das geht nicht mit rechten Dingen zu, das ist ja wie aus den Wolken gefallen!“

„Oder vom Monde,“ fügte ein Anderer hinzu, „es heißt, der Mond sei mit der heiligen Jungfrau befreundet!“

„Was faselt Ihr da, Ihr Dummköpfe!“ schalt sie Clopin Trouillefou, obgleich er selbst nicht wußte, wie er sich den plötzlichen Fall dieses ungeheuren Balkens erklären sollte.

Inzwischen regte sich nichts, weder in der Kirche, noch auf den Thürmen. Der gewichtige Balken lag auf der Mitte des Platzes, und man hörte nur die Seufzer der Verwundeten, deren Glieder er zerschmettert hatte.

Clopin Trouillefou fand, nachdem er sich von seinem ersten Staunen erholt hatte, endlich eine Erklärung, die seinen Gefährten wahrscheinlich vorkam: „Bei Gottes Wunden! Vertheidigen sich denn diese Mönche? Dann Alles in die Pfanne gehauen!“

„In die Pfanne gehauen! In die Pfanne gehauen!“ wiederholte die Menge mit einem wüthenden Hurrah. Zugleich flogen die Pfeile hagelbicht gegen die Plattform hinauf.

Jetzt wachten die Bewohner der benachbarten Häuser auf und man erblickte brennende Lichter und Schlafmützen unter den Fenstern.

„Schießt auf die Fenster!“ schrie Clopin Trouillesou.

Als bald schlossen sich die Fenster wieder, die Lichter erloschen und die bestürzten Bürger kehrten zitternd in ihre Betten zurück.

Inzwischen wagte es noch Niemand, sich der Kirche zu nähern. Die Gauner betrachteten bald das Gebäude, bald den Balken. Der Balken lag ruhig auf dem Plage, die Kirche schien verlassen; aber irgend ein unbestimmtes Gefühl erfüllte die Herzen der Angreifenden mit Schrecken.

„Frisch an's Werk! Brecht die Thüre ein!“ schrie Clopin Trouillesou.

Niemand rührte sich.

„Lob und Teufel!“ fuhr Clopin Trouillesou fort. „Habt Ihr denn Furcht vor einem Stück Holz?“

Ein alter Gauner erwiderte ihm: „Vor dem Balken fürchten wir uns nicht, aber das Thor ist mit Eisenstangen verwahrt, gegen welche unsere Zangen nichts ausrichten.“

„Was braucht Ihr denn, um es einzubrechen?“

„Wir brauchen einen Sturmbock.“

Clopin Trouillesou setzte den Fuß auf den gewichtigen Balken und rief: „Hier ist ein Sturmbock, die Mönche haben ihn Euch vom Thurme herabgeworfen. Schönen Dank, ihr Pfaffen!“ fügte er hinzu und verbeugte sich gegen die Kirche.

Dieser Spasß that seine Wirkung, die Furcht vor dem Balken war verschwunden. Die Gauner faßten neuen Muth, und der schwere Balken, von zweihundert kräftigen Armen wie ein Federkiel in die Höhe gehoben, donnerte gegen das Thor der Kirche. Die Pforte, die halb aus Metall bestand, wiederhallte wie eine ungeheure Trommel, sie brach nicht; aber die furchtbaren Stöße

des Sturmbocks erschütterten das Gebäude bis in seinen tiefsten Grund.

Als eben die Angreifenden in bester Arbeit waren, fiel ein Regen großer Steine von oben herab.

„Den Teufel auch!“ schrie der Mühlenhans, „senden uns die Thürme ihre Mauersteine herab?“

Inzwischen war der Anstoß einmal gegeben, und man fuhr trotz des Steinhagels, der manches Hirn zerschmetterte, in der Arbeit rüstig fort.

Man wunderte sich, daß diese Steine nur einzeln, einer nach dem andern, fielen; aber sie folgten so schnell auf einander, daß wenn einer den Boden berührte, schon ein zweiter über den Köpfen der Angreifenden schwebte. Dieser Steinhagel hatte schon eine große Niederlage angerichtet, der Boden war mit Todten und Verwundeten bedeckt; aber die Wuth der Angreifenden wurde durch diesen Widerstand nur noch mehr angefeuert. Der Balken donnerte unaufhörlich gegen das Thor, es erbehte in seinen Angeln, und unausgesetzt flogen von oben die Steine auf die Häupter der Stürmenden herab.

Es war Quasimodo, der Glöckner, der diesen unerwarteten Widerstand leistete. Zum Unglück war der Zufall seinem Muth zu Hülfe gekommen.

Nachdem er auf die Plattform zwischen den beiden Thürmen herabgestiegen war, sah es ziemlich verwirrt in seinem Kopfe aus. Er lief einige Minuten lang wie ein Narr hin und her, blickte auf die Menschenmasse hinab, die sich eben zum Angriff bereitete, und betete zu Gott und dem Teufel um Kraft, die Aegypterin zu retten. Der Gedanke kam ihm, in den südlichen Thurm zu steigen und die große Glocke zu läuten, aber bis sie ertönte und bis Hülfe kam, konnte das Thor zehnmal eingebrochen werden. Eben jetzt rückten die Angreifenden mit ihren Werkzeugen gegen die Eingangspforte vor. Was war jetzt zu machen?

Plötzlich erinnerte sich Quasimodo, daß den ganzen Tag Handwerksleute an der Mauer, am Holzwerk und dem Dache des südlichen Thurmes gearbeitet hatten. Jetzt ging ihm ein Licht auf. Die Mauern waren von Stein, das Dach von Blei, das Sparrenwerk von Holz.

Quasimodo lief in diesen Thurm. Der untere Boden war mit Materialien aller Art angefüllt: Balken, Mauersteine, große Stücke Blei lagen umher. Es war ein vollständiges Arsenal. Der Augenblick war dringend. Die nahende Gefahr verdoppelte die Kraft des Zwergs; er hob den längsten und schwersten Balken auf, schob ihn durch eine Oeffnung hinaus, schleppte ihn auf die Plattform und warf ihn in den Abgrund hinab. Der schwere Balken drehte sich in seinem Falle von 160 Fuß mehrmals um seine eigene Ase, gleich dem Flügel einer Windmühle. Endlich berührte er den Boden, ein furchtbares Geschrei stieg gen Himmel, und der schwarze Balken, durch die Gewalt des Falles mehrmals auf dem Pflaster in die Höhe springend, glich einer großen Schlange, die auf ihre Beute stürzt.

Quasimodo sah vom Thurme herab, wie die Angreifenden auseinander stürzten, und benützte ihren plötzlichen Schrecken, seine Vertheidigungsmittel zu bereiten. Er häufte in der Stille Steine, Balken, Stücke Blei auf der Plattform an und warf sie hinab, sowie die Angreifenden den Sturm auf's Neue begannen. Der Zwerg zeigte eine bewundernswürdige Thätigkeit, die Steine flogen hageldicht, Quasimodo sah ihnen nach, wie sie fielen, und wenn einer wohl traf, lachte er zufrieden vor sich hin.

Inzwischen verloren die Stürmenden den Muth nicht. Das dicke Thor krachte unter dem Gewicht ihres Sturmbocks, vermehrt durch die Kraft von zweihundert Armen. Obwohl Quasimodo taub war und die donnernden Schläge des Widders an die Pforte nicht hörte, so merkte er doch an der Erschütterung

des ganzen Gebäudes, daß das Thor nicht lange mehr widerstehen würde. Er sah von oben, wie die Stürmenden, voll Wuth und Siegestaumel, die Fäuste gegen die Fenster und Thürme hinauf ballten, und er wünschte der Aegypterin und sich die Flügel der Nachtulen, die, aufgeschreckt von dem furchtbaren Lärm, zu Duzenden um sein Haupt schwirrten.

Sein Steinhagel reichte nicht mehr hin, die Angreifenden abzutreiben. In diesem angstvollen Augenblicke bemerkte er auf der Plattform zwei lange steinerne Rinnen, die gerade oberhalb der großen Eingangspforte ihr Wasser ausströmten. Die innere Mündung dieser Rinnen ging von dem Pflaster der Plattform aus. Ein glücklicher Gedanke kam ihm; er holte ein Reisachbüschel, zündete an der Mündung der beiden Rinnen ein Feuer an und häufte Bauholz und Bleiklumpen, untereinander vermischt, darauf. Da, während er diese Arbeit verrichtete, kein Steinhagel mehr fiel, so hatten die Stürmenden nicht mehr in die Höhe geblickt. Die Gauner, athemlos wie eine Meute, die den Keuler in seinem Lager umstellt, drängten sich in Unordnung um die große Pforte, die durch den Sturmbock schon überall zerrissen und geöffnet war, aber noch in ihren Angeln festhielt. Sie warteten knirschend auf den letzten mächtigen Streich, der sie vollends einstürzen würde. Alle drängten sich möglichst nahe dazu, um, sobald das Thor fallen würde, in die Kirche einzudringen, in welcher Schätze von drei Jahrhunderten aufgehäuft waren. In diesem Augenblicke mochten wohl die Meisten weniger an Esmeralda's Befreiung, als an die Plünderung der Liebfrauenkirche denken.

Plötzlich, als sie eben den Sturmbock mit letzter Kraft spielen ließen, als jeder der Stürmenden seinen Athem an sich hielt und seine Muskeln anspannte, um dem entscheidenden Schlage mehr Nachdruck zu geben, erhob sich in ihrer Mitte ein noch furchtbareres Geheul, als der Fall des großen Balkens verur-

sacht hatte. Wer nicht todt oder verwundet war, blickte stau-
nend in die Höhe. Zwei Ströme geschmolzenen Bleis ergossen
sich von oben herab auf die dichtgebrängte Menge. Todte und
Verwundete lagen auf dem Boden umher. Das Geschrei der
Verwundeten und Sterbenden war herzerreißend. Die An-
greifenden ließen den Sturmbock fallen und flohen bestürzt da-
von. Zum zweiten Male war der Sturm abgeschlagen.

Alle Blicke richteten sich nun auf die Plattform. Auf dem
obersten Gipfel der Galerie sah man zwischen den beiden Glocken-
thürmen eine große, hochemporschlagende Flamme aufsteigen.
Unterhalb dieser Flamme spieen zwei Dachrinnen, welche offene
Rachen von Ungeheuern darstellten, unaufhörlich einen feurigen
Regen aus, der sich über der großen Eingangspforte ergoß.

Die Angreifenden verstummten vor Schrecken, und man
konnte jetzt das Angstgeschrei der in ihrem Kloster eingeschlossenen
Mönche deutlich hören. Die Anführer der Armee des König-
reichs Kaudermwelsch hatten sich inzwischen unter den Balkon des
Hauses Gondelaurier zurückgezogen und hielten dort Kriegsrath.
Der Herzog von Aegypten, auf dem Rande eines Brunnens
sitzend, betrachtete mit abergläubischer Furcht das phantasma-
gorische Feuer, das zwischen den Thürmen brannte, und die
glühende Lava, die sich aus einer Höhe von zweihundert Fuß
ergoß.

Clopin Trouillefou ballte wüthend seine plumpen Fäuste
und murmelte zwischen den Zähnen: Es ist nicht möglich, dem
Eingang zu nahen!

„Das ist eine alte verhezte Kirche,“ sagte der Zigeuner-
fürst, Matthias Hungabi Spiccali. „Seht Ihr dort die Teu-
felsgestalt, die vor dem Feuer hin und herläuft?“

„Das ist ja der verfluchte Glöckner der Liebfrauentirche, der
verdammte Quasimodo,“ rief Clopin Trouillefou aus.

Der Herzog von Aegypten schüttelte den Kopf: „Ich sage

Euch, es ist der Geist Sabnac, der Dämon der Festungswerke. Er gleicht einem bewaffneten Soldaten und hat einen Löwenkopf. Bisweilen reitet er auf einem scheußlichen Pferde. Er verwandelt die Menschen in Steine und baut damit seine Thürme. Er hat fünfzig Legionen Teufel unter sich; ich kenne ihn wohl, dort oben steht er. Bisweilen trägt er auch ein schönes goldenes Kleid nach türkischem Schnitt."

"Wo ist Bellevigne de l'Etoile?" fragte Clopin Trouillefou.

"Er ist todt," antwortete ein Weib.

"Gibt es denn kein Mittel, durch diese Pforte einzudringen?" schrie König Clopin wüthend und stampfte mit dem Fuße auf die Erde.

Der Herzog von Aegypten deutete betrübt auf die beiden geschmolzenen Bäche Blei's, die noch immer von oben herabfloßen, und sagte seufzend: "Man hat Kirchen gesehen, die sich selbst vertheidigten. Die Sophienkirche zu Constantinopel, es sind jetzt vierzig Jahre her, hat Mahomets Halbmond dreimal hinter einander zur Erde geworfen, indem sie ihre Thürme, gleich einem lebendigen Haupte, schüttelte. Wilhelm von Paris, der die Liebfrauenkirche gebaut hat, war ein Zauberer."

"Sollen wir denn Reißaus nehmen, wie begoffene Hunde, und unsere Schwester morgen hängen lassen?" fragte Clopin Trouillefou.

"Und die Sakristei, wo man einen Wagen Gold und Silber aufladen kann?" fügte einer der Gauner hinzu.

"Bei Mahomets Bart! Wir müssen noch einen Versuch machen," schrie der König.

Der Herzog von Aegypten schüttelte den Kopf: "Durch die große Pforte kommen wir nicht hinein. Man muß ein Hinterpförtchen suchen; irgend ein Fenster, irgend ein Loch, auf das der Zauber der alten Hexe nicht wirkt."

"Frisch an's Werk! Wer ist mit mir?" fragte Clopin

Trouillefou. Wo ist denn der kleine Student in seiner eisernen Rüstung?" fügte er hinzu.

"Er wird wohl todt sein, man hört ihn nicht mehr lachen," antwortete ein Gauner.

"Um so schlimmer, denn er war ein muthiger Junge. Und wo ist Peter Gringoire."

"Hauptmann, er hat sich aus dem Staube gemacht, ehe wir noch das Ufer des Flusses erreicht hatten."

"Hol ihn der Teufel, den Schwäger! Er führt uns da mitten in den Dreck und läßt uns darin sitzen!"

"Da kommt der kleine Student!" riefen mehrere Stimmen.

"Gelobt sei Pluto!" sagte Clopin; "aber was schleift er denn da nach sich?"

Es war wirklich der Mühlenhans, der eine lange Leiter auf dem Pflaster nach sich schleifte und so schnell herbeikam, als ihm seine gewichtige Rüstung erlaubte.

"Te Deum laudamus!" rief der Student schon von Ferne.

"Hier ist die Leiter der Packer vom Hafen Saint Landry."

Clopin Trouillefou ging auf ihn zu: "Sohn, was willst Du mit dieser Leiter machen?"

"Ich habe sie," antwortete Johannes athemlos. "Ich wußte, wo sie war. Unter dem Schoppen des Hauses, wo der Lieutenant wohnt. Es ist ein Mädchen dort, die ich kenne, und die mich schön findet wie Cupido. Ich habe ihr gute Worte gegeben, bis ich die Leiter hatte."

"Recht, aber was willst Du mit dieser Leiter machen?" fragte Clopin.

Der Mühlenhans warf einen schelmischen Blick auf ihn und erwiderte mit angenommener Würde: "Was ich damit machen will, erhabener König des Königreichs Kauderwelsch? Seht Ihr dort jene Reihe von Bildsäulen, die so dumme Gesichter haben?"

"Ja! Und was weiter?"

„Das ist die Galerie der Könige von Frankreich.“

„Was liegt mir daran!“

„So wartet doch! Am Ausgang dieser Galerie ist eine Thüre, die nur mit einer Klinke geschlossen ist. Mit dieser Leiter steige ich hinauf, und ich bin in der Kirche.“

„Herzenssohn, laß mich zuerst hinaufsteigen.“

„Nicht doch, Freund! Die Leiter gehört mir. Du magst der Zweite sein.“

„Hol Dich der Teufel! Ich bin König und der Zweite von Niemand.“

„Je nun, König, so hole Dir eine Leiter!“

Der Mühlenhans zog seine Leiter nach sich und schrie, indem er über den Platz weglief, mit lauter Stimme: „Mir nach, Kinder!“

In einem Augenblicke war die Leiter an der Galerie aufgestellt. Die Gauner drängten sich um sie her und jeder wollte zuerst hinaufsteigen. Aber der Mühlenhans hielt fest an seinem Rechte und setzte zuerst den Fuß auf die Stufen der Leiter. Er stieg langsam hinauf unter dem Gewicht seiner schweren Rüstung, in der einen Hand seine Armbrust haltend, mit der andern die Stufen der Leiter fassend. Die Gauner folgten ihm auf dem Fuße. Auf jeder Stufe der Leiter stand ein Mann.

Jetzt hatte er die Höhe erreicht und sprang unter dem Beifallsjauchzen der auf dem Platze versammelten Gauner auf die Galerie. Nachdem er sich im Besitz der Citabelle sah, stieß er selbst einen Freudenschrei aus; aber in demselben Augenblicke fuhr er versteinert zurück. Er sah hinter der Bildsäule eines Königs Quasimodo's funkelndes Auge auf sich gerichtet.

Ehe noch ein Zweiter auf der Galerie Fuß fassen konnte, sprang der furchtbare Zwerg aus seinem Versteck hervor, ergriff mit seinen kräftigen Fäusten die beiden Spitzen der Leiter, rüdte sie von der Mauer weg und warf sie mit übermenschlicher Kraft

nebst Allen, die darauf standen, auf den Platz hinab. Die Leiter stand einen Augenblick aufrecht, dann schwankte sie und fiel in einem Bogen von achtzig Fuß mit ihrer ganzen Last auf das Pflaster. Ein einziger furchtbarer Schrei ertönte, dann wurde es stille, und einige wenige Verstümmelte krochen mühsam aus dem Haufen der Todten hervor.

Ein Geschrei des Zorns und Schmerzes folgte jetzt auf das erste Triumphgeschrei der Belagerer. Quasimodo, die beiden Ellenbogen auf das Geländer stützend, blickte ruhig auf den Platz hinab. Er hatte das Ansehen eines alten bärtigen Königs, der aus seinem Fenster schaut.

Johannes Frollo befand sich in einer mißlichen Lage, allein auf der Gallerie mit dem gewaltigen Zwerg, durch eine Höhe von achtzig Fuß von seinen Waffengefährten getrennt. Während Quasimodo die Leiter umwarf, war der Student dem Hinterspörtchen zugelaufen, das er offen glaubte. Dem war nicht so. Der Zwerg hatte es hinter sich geschlossen. Jetzt versteckte sich Johannes hinter der Bildsäule eines Königs, hielt den Athem an sich und warf unheimliche Blicke auf den mißgestalteten Zwerg.

In den ersten Augenblicken achtete der Taube seiner nicht; endlich aber wendete er das Gesicht und erblickte ihn.

Der Mühlenhans machte sich auf einen harten Strauß gefaßt; aber Quasimodo rührte sich nicht und blickte ihm unbeweglich ins Gesicht.

„Ho! ho!“ sagte der Student, „was schaust Du mich da mit Deinem einzigen Auge so melancholisch an?“

Mit diesen Worten spannte er seine Armbrust. „Quasimodo!“ rief er, „ich will Dir Dein einziges Auge ausschießen, dann bist Du so blind als taub.“

Der Pfeil zischte durch die Luft und traf den linken Arm des Zwergs. Quasimodo zog ihn ruhig aus der Wunde und

zerbrach ihn auf seinem plumpen Knie. Der Student hatte nicht Zeit zum zweitenmal zu schießen. Nachdem der Pfeil zerbrochen war, schnaubte der Zwerg wie ein verwundeter Tiger und faßte ihn in einem Sage.

Quasimodo ergriff mit seiner linken Faust die beiden Arme des Studenten, der sich nicht einmal wehrte, so sehr fühlte er sich überwältigt. Mit der rechten Hand entkleidete er ihn, schweigend und langsam, eines Stückes seiner Rüstung nach dem andern. Hierauf faßte er ihn an den beiden Füßen, hob ihn, den Kopf abwärts, über das Geländer hinaus und ließ ihn in den Abgrund fallen.

Ein Schrei des Entsetzens stieg von dem Platze auf.

„Rache! Rache!“ schrie Clopin Trouillefou mit lauter Stimme. „Laßt Sturm! Laßt Sturm!“ erscholl es aus hundert Kehlen.

Der Tod des lustigen Studenten hatte die Belagerer wüthend gemacht. Sie schämten sich und zürnten, daß ein elender Zwerg ihnen den Besitz der Kirche so lange streitig gemacht hatte. Ihre Wuth ließ sie Leitern finden, und bald sah man sie von allen Seiten den Thurm ersteigen. Viele hundert Fackeln, die man auf dem Platze angezündet hatte, erleuchteten die furchtbare Scene. Noch immer schlug das Feuer auf der Plattform hoch in die Wolken. Die Stadt schien allmählig zu erwachen. In der Ferne ertönten Sturmglocken. Die Belagerer heulten, fluchten, stürmten. Quasimodo, ohnmächtig gegen so viele Feinde, für Esmeralda zitternd, rang verzweiflungsvoll die Hände und flehte den Himmel um ein Wunder an.

XVI.

Ludwig XI. in der Bastille.

Der Leser wird sich erinnern, daß Quasimodo von seinem Thurme herab, ehe der Angriff auf die Liebfrauentirche begann, in ganz Paris nur noch ein einziges Licht erblickt hatte. Dieses Licht brannte in der Bastille, und zwar in Ludwigs XI. Zimmer.

Der König war seit zwei Tagen in Paris; am dritten Tage wollte er die Hauptstadt wieder verlassen, worin er nur auf kurze Zeit zu erscheinen und schnell wieder zu verschwinden pflegte.

An diesem Tage hatte er sich in die Bastille begeben, um dort die Nacht zuzubringen. Die großen Zimmer im Louvre behagten diesem bürgerlichen König nicht; es war ihm wohler in einem runden Thurmzimmer und in einem kleinen Schlafgemach der Bastille. Zudem war die Bastille fester als der Louvre.

Dieses Zimmer, das sich der König in dem berüchtigten Staatsgefängniß vorbehalten hatte, war gleichwohl noch groß genug und nahm den ganzen obersten Stock eines Thurmes ein. Es hatte nur ein einziges großes Bogensfenster und nur einen Eingang.

Im ganzen Zimmer war nur ein einziger Stuhl, zum Zeichen, daß nur Eine Person das Vorrecht habe, hier zu sitzen. Neben diesem Stuhl, ganz nahe am Fenster, stand ein mit einem Teppich behängter Tisch. Auf dem Tische war ein Dintensafz, etliche Pergamente, etliche Federn und ein silberner Humpen. Etwas weiter entfernt stand ein Betschemel. Im Hintergrund des Zimmers stand ein einfaches Bett von gelbem Damast.

Das Zimmer war ziemlich dunkel und nur von einem einzigen Wachslicht beleuchtet, das auf der Tafel stand. Beim flackernden Scheine desselben erblickte man fünf Personen.

Die eine dieser Personen war ein reich in rothen Sammt mit Silberstoff gekleideter Herr. Er trug im Gürtel einen kostbaren Dolch, auf dem eine Grafenkrone war. Er hatte böseartige Züge und eine stolze Miene. Hochmuth mit List gepaart, ließ sich auf den ersten Blick in seinem Gesichte erkennen.

Dieser Herr stand mit entblößtem Haupte, einen langen Zettel in der Hand, aufrecht hinter dem Stuhl, auf dem ein magerer, ärmlich gekleideter Mann saß, der einen alten, schmutzigen, rundum mit bleiernen Figuren besetzten Hut von grobem schwarzem Tuch auf dem Kopfe hatte. Sein Haupt war so tief auf die Brust herabgebeugt, daß man nichts von seinem Gesichte sah, als den Zipfel einer langen Nase. Die Magerkeit seiner runzligen Hand deutete auf ein vorgerücktes Alter. Dieser Mann war Ludwig XI.

In einiger Entfernung hinter ihnen flüsterten miteinander zwei Männer in slämischer Kleidung, in denen Jeder, welcher der Vorstellung des Mystariums im Justizpalaste angewohnt hatte, leichtlich Wilhelm Rym, den klugen Rathsherrn, und Jakob Coppenole, den populären Strumpfw Weber, wieder erkennen konnte. Diese beiden Männer waren, wie wir schon wissen, in die geheimnißvolle Politik Ludwigs XI. eingeweiht.

Ganz im Hintergrunde, nahe an der Thüre, im Halbdunkel, stand, aufrecht und unbeweglich, gleich einer Bildsäule, ein Mann von kräftigem Gliederbau in kriegerischer Rüstung. Sein gemeines, plumpeß Gesicht war eine Mischung von Hund und Tiger.

Alle standen mit entblößtem Haupt, nur der König saß und war bedeckt. Der Herr, der hinter seinem Stuhle stand, las ihm aus dem langen Zettel vor, den er in seiner Hand

hielt, und der König schien ihm aufmerksam zuzuhören. Die beiden Flamänder flüsterten miteinander.

„Beim heiligen Kreuz!“ brummte Jakob Coppenole, „ich bin es müde, so dazustehen; gibt es denn keinen Sessel hier?“

Wilhelm Rym antwortete mit einem verneinenden Zeichen.

„Donnerwetter!“ fuhr Jakob Coppenole fort, indem er mit Mühe seine Stimme dämpfte, „ich habe Lust, mich auf den Boden niederzusetzen, mit gekreuzten Beinen, wie ich, als ein guter Strumpfw Weber, in meiner Werkstätte thue.“

„Das geht nicht an, Meister Jakob!“

„Höllenteufel, Meister Wilhelm! Muß man denn hier immer auf seinen Füßen stehen?“

„Auf den Füßen oder auf den Knieen,“ erwiderte Wilhelm Rym trocken.

In diesem Augenblicke ließ sich die Stimme des Königs hören, und sie schwiegen.

„Fünzig Sous,“ sagte der König, „die Röcke unserer Lakaien, 12 Livres die Mäntel unserer Hofkaplane! So ist es recht! Werst das Geld zum Fenster hinaus! Bist Du verrückt, Olivier?“

Mit diesen Worten erhob der alte Mann sein Haupt. Das Licht beleuchtete ein wenig sein mageres, mürrisches Gesicht. Er riß dem Andern das Papier aus der Hand.

„Will man Uns zu Grunde richten?“ rief er und ließ seine hohlen Augen auf dem Zettel hin und her laufen? „Was zum Teufel! brauchen Wir das Alles? Wozu bedürfen Wir eines so kostbaren Hofstaates? Zwei Kaplane mit zehn Livres monatlich ein jeder, und ein Kirchendiener mit fünf Livres! Ein Kammerdiener mit 80 Livres jährlich! Vier Mundköche mit 120 Livres ein jeder! Dazu noch all das unnütze Küchengeschmeiße! Ein Hofjäger und seine beiden Gehülfen, mit 24 Livres monatlich. Unser Hofintendant zwölfhundert Livres im Jahre! und

sein Controleur fünfhundert! Das ist gar zu toll! Unser Volk kann am Ende die Besoldungen Unserer Dienerschaft nicht mehr aufbringen! Wir werden zuletzt noch unser Silbergeschirr verkaufen müssen, um alle diese Leute zu bezahlen, und im nächsten Jahre, wenn Gott und unsere liebe Frau (hier rückte er den Hut) Uns das Leben schenken, werden Wir Unsern Kräutertrank aus einem kupfernen Topfe trinken müssen!" Bei diesen Worten warf er einen Blick auf den silbernen Humpen, der vom Tische leuchtete. Dann hustete er und fuhr fort: „Meister Olivier, die Fürsten, die als Kaiser und Könige über große Reiche herrschen, dürfen die Verschwendung in ihren Hofhaltungen nicht aufkommen lassen, denn von den Häusern der Könige geht sie in die Provinzen und in die Wohnungen der Unterthanen über. Darum, Meister Olivier, laß Dir ein für allemal das gesagt sein: Unser Aufwand steigt mit jedem Jahre, und das gefällt Uns nicht. Bis zum Jahre 1479 überstieg er nicht 36,000 Livres, im Jahre 1480 betrug er bereits 43,619 Livres. Ich weiß alles das auswendig; im Jahre 1481 erreichte er schon 66,680 Livres, und in diesem Jahre wird er gar nahe auf 80,000 kommen! Verdierfacht in vier Jahren! Das ist abscheulich!"

Der König schwieg ganz erschöpft, dann fuhr er grämlich fort: „Ich habe lauter Leute um mich, die sich von meiner Magerkeit mästen! Ihr saugt mir aus jedem Schweißloch einen Thaler!"

Alle schwiegen. Das war so ein königlicher Bohn, den man austoben läßt.

Der König fuhr fort: „Das ist, wie dieses lateinische Requisitorium des französischen Adels, daß Wir wiederherstellen, was sie die großen Obliegenheiten der Krone nennen; Obliegenheiten in der That! Obliegenheiten, unter denen Wir erliegen! Ah! Ihr Herrn! Ihr sagt, daß Wir nicht ein König

feien, um zu regieren, *capifero nullo, buticulario nullo!* Wir werden euch zeigen, ob Wir nicht ein König sind!"

Hier lächelte der König im Gefühle seiner Macht. Seine üble Laune milderte sich, er wendete sich den Flamändern zu und sagte: „Seht einmal, Gevatter Wilhelm, der Oberstkammerherr, der Oberstmundschenk, der Oberstjägermeister, der Oberintendant des königlichen Schazes, sind nicht so viel werth, als der geringste Diener meines Haushalts. Merkt es wohl, Gevatter Coppenole. Sie taugen zu nichts, zu gar nichts. Wenn ich sie so unnütz um den König stehen sehe, so kommen sie mir vor, wie die vier Evangelisten auf dem großen Glockenthurm des Palastes. Die sind vergoldet, aber sie zeigen die Stunde nicht an. Fahre fort, Olivier!“

Die Person, die er mit diesem Namen benannte, nahm den Zettel wieder zur Hand und las mit lauter Stimme:

„An Adam Tenon, Commis am Siegelamt zu Paris: Für den Stich, das Silber und die Façon der gedachten Siegel, welche neu gefertigt worden, weil die anderen Alters halber nicht mehr wohl zu gebrauchen waren: 12 Livres Pariser Währung.

„An Guillaume Frere, die Summe von vier Livres, vier Sous, für Gehalt und Mühwaltung, wegen Ernährung und Verpflegung der Tauben in den beiden Taubenschlägen des Palastes Tournelles.

„An einen Franziskaner = Mönch, der einen Verbrecher Beichte gehört: 4 Sous Pariser Währung.“

Der König hörte stillschweigend zu. Von Zeit zu Zeit hustete er, dann brachte er den silbernen Humpen an seine Lippen und nahm einen Schluck, indem er das Gesicht verzog.

„In diesem Jahre sind auf gerichtliche Anordnungen sechs- und fünfzig Ausrufe unter Trompetenschall auf den Straßen und öffentlichen Plätzen von Paris geschehen, worüber noch Rechnung zu legen.

„Um an gewissen Orten, sowohl zu Paris als anderwärts, Nachforschungen und Nachgrabungen nach angeblich daselbst verborgenem Gelde anzustellen, wobei aber nichts gefunden worden: 45 Livres Pariser Währung.“

„Da wirft man eine Speckseite nach der Wurst, und gibt einen Thaler aus, um einen Sou zu bekommen!“ sagte der König.

„Für zwei neue Aermel an den alten Ueberrock des Königs: 20 Sous.“

„Für eine Schmeerbüchse, die Stiefel des Königs zu schmieren: 15 Heller.“

„Einen neuen Stall für die schwarzen Schweine des Königs: 30 Livres.“

„Einen Käfig für die königlichen Löwen: 22 Livres.“

„Diese Thiere kommen verdammt hoch zu stehen,“ sagte der König. „Aber gleichviel, es gehört zum königlichen Staat, und ich liebe diesen großen gelben Löwen. Habt Ihr ihn gesehen, Meister Wilhelm? Könige müssen solche wilde Thiere haben. Unsere Hunde müssen Löwen und unsere Katzen Tiger sein. Das Große steht der Krone wohl an. Wenn zur Heidenzeit das Volk dem Jupiter hundert Ochsen und hundert Schafe darbrachte, opferten die Kaiser hundert Löwen und hundert Adler. Das war gräulich schön. Die Könige von Frankreich hatten immer solche wilde Thiere, die um ihren Thron heulten. Gleichwohl wird man mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich hierin weniger Geld vergeude als meine Vorgänger, und daß ich in dem Artikel Löwen, Bären, Elephanten, Leoparden zc. bescheidener bin als sie. Was spizt Du da die Ohren, Freund Olivier? Wir sagen das Unsern Gevattern aus Flandern, damit sie es wissen.“

Wilhelm Rym machte eine tiefe Verbeugung, während Jakob Coppenole nicht übel einem der Bären glich, von denen eben

die Majestät sprach. Der König schien nicht darauf zu achten. Er brachte den silbernen Humpen an die Lippen, nahm einen Schluck, spie ihn wieder aus und sagte: „Pfui! der verfluchte Kräutertrank!“

Der Vorleser fuhr fort:

„Für Speisung eines Räubers auf sechs Monate, der im Gefängniß sitzt, bis sein Loos entschieden wird: 6 Livres 4 Sous.“

„Was soll das heißen?“ unterbrach ihn der König. „Warum speisen und ernähren, was dem Galgen verfallen ist? Ich will nicht, daß man einen Heller weiter dafür ausgabe. Hörst Du, Meister Olivier, der Bursche soll gleich am morgenden Tage gehängt werden. Wir brauchen keine solche unnützen Kostgänger.“

Meister Olivier machte sich ein Merkzeichen mit dem Daumen zur Erinnerung an diesen königlichen Befehl und fuhr dann fort:

„An Henri Cousin, königlichen Scharfrichter zu Paris, die Summe von 60 Sous Pariser Währung; für ein großes neues Richtschwert zur Vollziehung des Urtheils an denjenigen Personen, die um ihrer Vergehen und Verbrechen willen enthauptet werden, sowie für die Scheide und Alles, was dazu gehört; imgleichen zur Wiederherstellung des alten Richtschwerts, das bei der Enthauptung des Herrn Ludwig von Luxemburg schadhast geworden ist und Noth gelitten hat, wie des Weiteren erhellt.“

Der König unterbrach den Vorleser. „Schon gut! Diese Summe ist von Grund meines Herzens bewilligt. Das sind Ausgaben, bei denen ich nicht so genau hinsehe. Geld, das auf so zweckmäßige Art verwendet wird, geht mir nicht vom Herzen. Fahre fort!“

„Einen großen Käfig neu zu bauen . . .“

„Ah!“ sagte der König, „jetzt fällt mir auf einmal bei, daß

ich nicht ohne einen guten Grund in diese Bastille gekommen bin. Warte, Meister Olivier. Ich will diesen Käfig selbst sehen. Du kannst mir dann, während ich davon Einsicht nehme, den Kostenzettel vorlesen. Kommt doch, Ihr Herren Flamänder, da gibt es etwas zu sehen, was der Mühe werth ist."

Mit diesen Worten erhob sich der König, stützte sich auf den Arm seines Vorlesers, gab dem Schweigsamen, der an der Thüre stand, ein Zeichen, ihm voranzugehen, winkte den Flamändern, ihm zu folgen, und verließ das Zimmer.

Außen an der Thüre vermehrte sich das königliche Gefolge durch vollständig bewaffnete Kriegsmänner und winzige Pagen, die Fackeln in ihren Händen trugen. Der Zug ging eine Zeitlang im Innern des düsteren Gebäudes fort, das bis in die dichtesten Mauern von Gängen durchbrochen war. Der Befehlshaber der Bastille ging voran und ließ die Gefängnisse vor dem alten, kranken, grämlichen, hinfälligen Könige öffnen, der hustend durch die finsternen Hallen ging.

Unter jeder Kerkerthüre mußten sich Alle bücken, nur der alte König nicht, dessen Rücken das Alter gekrümmt hatte. „Hm!“ murmelte er zwischen dem Zahnfleisch, denn er hatte keine Zähne mehr: „Wir sind schon fertig zur Pforte des Grabes. Zu niederer Thüre geht man gebückt ein.“

Endlich kamen sie an einen Kerker, dessen Thüre mit Schlössern und Riegeln so wohl verwahrt war, daß man lange Zeit brauchte, sie zu öffnen. Sie traten in einen weiten, bogenförmig gewölbten Saal, in dessen Mitte man beim Scheine der Fackeln einen großen festen Käfig von Mauerwerk, Eisen und Holz erblickte. Das Innere des Käfigs war hohl. Dies war einer jener berüchtigten Käfige, worin Ludwig XI. seine Staatsgefangenen aufbewahrte. An den Wänden desselben waren zwei bis drei kleine Fenster angebracht, die man aber so dicht mit Eisen vergittert hatte, daß man das Glas nicht

sah. Die Thüre bestand aus einem einzigen großen gehauenen Steine, der einem Grabsteine glich. Man ging zu dieser Pforte ein, niemals wieder heraus. Hier war man lebendig todt.

Der König ging langsam um diesen Käfig herum und beaugenscheinigte ihn mit der Aufmerksamkeit eines Baumeisters. Meister Olivier folgte ihm und las mit lauter Stimme aus seinem Kostenzettel:

„Einen großen hölzernen Käfig von dickem Balkenwerk neu zu bauen, neun Schuh in der Länge, acht in der Breite und sieben in der Höhe haltend, mit Mauerwerk und eisernen Stangen versehen, welcher Käfig sich in einer der Kammern der Thürme der Sanct-Antons-Bastei befindet, und in welchem Käfig auf Befehl des Königs, unseres Herrn, ein Gefangener festgesetzt ist, der zuvor einen alten haufälligen Käfig bewohnt hat, und sind zu diesem Käfig verwendet worden: 96 liegende und 52 aufrecht stehende Balken.“

„Das ist verflucht viel Holz,“ sagte der König und klopfte mit gekrümmtem Finger an den Käfig.

„... Zu diesem Käfig sind ferner verwendet worden 220 Eisenbarren, im Ganzen 3735 Pfund im Gewicht haltend ...“

„Das ist verflucht viel Eisen,“ sagte der König.

„... Der ganze Kostenbetrag dieses Käfigs beläuft sich auf 317 Livres 5 Sous.“

„Pasque-Dieu!“ rief der König aus.

Bei diesem Lieblingschwur des Königs hörte man im Innern des Käfigs Ketten klirren, und eine schwache Stimme, wie aus dem Grabe kommend, rief: „Gnade! Sire! Gnade!“

Man hörte die Stimme, aber den Mann konnte man nicht sehen.

„Dreihundert und siebenzehn Livres fünf Sous!“ wiederholte der König.

Die jammervolle Stimme, die aus dem Käfig ertönte, hatte

alle Umstehenden, selbst Meister Olivier, mit Schauer erfüllt. Der König allein that, als ob er sie nicht gehört hätte. Auf seinen Befehl fuhr Meister Olivier in der Vorlesung fort, während die Majestät kaltblütig um den Käfig herumging, ihn zu beschauen.

„ . . . Ferner bezahlt an einen Maurer, der die Löcher gemacht hat, um die Fenstergitter einzusetzen, sowie den Fußboden des Zimmers ausgemauert, worin der Käfig befindlich, weil der Fußboden dasselbe seiner Schwere halber nicht hätte tragen können: 27 Livres 14 Sous Pariser Währung . . .“

Die nämliche klägliche Stimme aus dem Käfig begann wieder zu seufzen: „Gnade! Sire! Gnade! Ich schwöre Euch bei Gottes Wunden, daß der Kardinal von Angers der Ver-räther ist, und nicht ich.“

„Dieser Maurer ist sehr theuer!“ sagte der König. „Fahre fort, Olivier!“

„Dem Schreiner für Fenster, Thüreschwellen u. s. w.: 20 Livres 2 Sous . . .“

Die Stimme aus dem Käfig fuhr fort: „Barmherzigkeit, Sire! Hört mich um Gotteswillen! Ich schwöre bei meiner armen Seele, daß der Kardinal Value die Sache an den Herzog von Guynne geschrieben hat, und nicht ich!“

„Der Schreiner ist theuer,“ sagte der König. „Ist das Alles?“

„Nein, Sire!“

„Einem Glaser, für die Fenster des gedachten Käfigs 46 Sous 3 Pfennige Pariser Währung.“

Die Stimme ertönte abermals kläglich: „Gnade! Sire! Gnade! Ist es denn nicht genug, daß man mir Hab und Gut genommen hat? Ich bin unschuldig und seufze jetzt vierzehn Jahre in diesem eisernen Käfig. Seid barmherzig, Sire! Der Himmel wird es Euch vergelten.“

„Meister Olivier,“ sagte der König, „nun die Hauptsumme?“

„367 Livres 8 Sous 3 Pfennige.“

„Bei unserer lieben Frau!“ rief der König aus. „Dieser Käfig kommt Uns hoch zu stehen.“

Mit diesen Worten riß er Meister Olivier das Papier aus der Hand und begann an den Fingern zu rechnen, indem er bald auf den Zettel sah, bald das Baumwesen damit verglich.

Der Unsichtbare im Käfig schluchzte laut und fuhr mit kläglichlicher Stimme fort: „Bierzehn Jahre, mein Herr und König! Bierzehn lange Jahre! Seit dem Monat April 1469. Bei der heiligen Mutter Gottes, hört mich an und habt Erbarmen! Ihr seid diese ganze Zeit über im Strahl der Sonne gewandelt. Ich habe kein Tageslicht erblickt. Soll ich denn nie die Sonne wieder sehen? Seid barmherzig, Sire! Barmherzigkeit ist eine königliche Tugend. Denkt an Eure letzte Stunde, und wie Ihr ruhig hinscheiden werdet, mit dem Bewußtsein, Euern Feinden vergeben zu haben! Und ich war nicht Euer Feind, ich habe Euch nicht verrathen. Und ich habe eine so schwere Kette am Fuß, an der eine große eiserne Kugel hängt; seid barmherzig, mein Herr und König! Erbarmt Euch eines Elenden!“

Der König schüttelte den Kopf und sprach: „Meister Olivier, ich finde, daß man Mir die Fuhr des Gyps zu zwanzig Sous anrechnet, während sie nur zwölf kostet. Das ist in dem Kostenzettel abzuändern.“

Mit diesen Worten wendete der König dem eisernen Käfig den Rücken, um das Zimmer zu verlassen. An den Tritten der Weggehenden und der Entfernung der Fackeln merkte der unglückliche Gefangene, daß der König das Zimmer verließ, und schrie ihm verzweifeln nach: „Sire! Sire!“ — Die Pforte schloß sich.

Der König ging schweigend nach seinem Zimmer zurück. Seine Gefährten folgten ihm, noch versteinert von dem letzten verzweifelungsvollen Ausruf des Lebendigbegrabenen.

Plötzlich wendete sich der König zu dem Befehlshaber der Bastille: „Ei da!“ fragte er, „es scheint mir, daß Jemand in dem Käfig war?“

„Bei Gott! ja, Sire,“ antwortete der Befehlshaber, ganz verwundert über diese Frage.

„Und wer denn?“

„Der Bischof von Verdun.“

Der König wußte dies besser, als irgend Jemand; aber er pflegte so sein Spiel mit dem menschlichen Glend zu treiben.

„Ah!“ sagte er und gab sich das Ansehen, zum erstenmale daran zu denken, „ah! Wilhelm von Harancourt, der Freund des Herrn Kardinals Value! Ein armer Teufel von Bischof!“

Als sie in das Zimmer zurückkamen, fand der König einige Depeschen, die man in seiner Abwesenheit gebracht hatte. Er öffnete sie, durchlas eine nach der andern und winkte dann Meister Olivier. Dieser nahm eine Feder zur Hand, kniete vor der Tafel nieder und schickte sich zum Schreiben an. Der König diktirte ihm halblaut. Wilhelm Rym strengte seine Ohren an, um etwas aufzufchnappen, er konnte aber nur einzelne Phrasen auf-fangen, wie z. B. „Die fruchtbaren Gegenden durch den Handel, die unfruchtbaren durch Manufakturen aufrecht erhalten . . . Den englischen Herren unsere vier großen Mörser zeigen . . . Seit es Geschütze gibt, muß der Krieg mit mehr Verstand geführt werden . . . Ohne Steuern kann man keine Armee erhalten . . .“ u. s. w.

Einmal erhob er die Stimme: „Bei unserer lieben Frau! Der Herr König von Sicilien siegelte seine Briefe mit gelbem

Wachs, wie ein König von Frankreich. Wir thun vielleicht unrecht, ihm solches zu gestatten. Große Häuser müssen auf ihre Vorrechte halten. Notire das, Gevatter Olivier!"

Ein andermal rief er: „Oh! Oh! Das dicke Paket! Was will denn Unser Bruder, der Kaiser, von Uns? Freilich!“ fuhr er fort, indem er die Depesche mit den Augen überließ. „Freilich! Dieses Deutschland ist so groß und mächtig, daß es kaum glaublich ist. Jedoch wollen Wir des alten Sprüchwortes nicht vergessen: Die schönste Grafschaft ist Flandern, das schönste Herzogthum Mailand, und das schönste Königreich Frankreich. Nicht wahr, Ihr Herren von Brabant?“

Diesmal verbeugte sich Jakob Coppenole so tief, als Wilhelm Rym, denn der König hatte seinem flandrischen Patriotismus geschmeichelt.

Als der König die letzte Depesche las, runzelte er die Stirne. „Was ist das?“ rief er aus. Klagen und Beschwerden über Unsere Garnisonen in der Picardie? Olivier, schreibe flugs an Unsern Marschall de Roualt: daß die Mannszucht nachlasse, daß der Soldat Unsern getreuen Unterthanen vielfachen Schaden zufüge, daß er sie mißhandle, daß er sich nicht mit dem begnüge, was der Bauer im Hause hat, sondern ihn durch Schläge zwingt, Wein, Fische, Gewürz und andere übertriebene Dinge in der Stadt zu holen, daß der König solches wisse, daß der König sein Volk gegen alle ungerechten Forderungen und Mißhandlungen schützen wolle, und daß das Unser fester Wille sei, so wahr Wir König sind. Bei unserer lieben Frau! Diese Kriegsleute kleiden sich in Sammt und Seide, und treiben Eitelkeiten aller Art, die Gott mißfällig sind, während Wir, ein Edelmann und König, Uns mit grobem Tuch, zu sechzehn Sous die Elle, begnügen. Schreibe das dem Marschall, Gevatter Olivier, und thue ihm meinen ernstlichen Willen kund!“

In diesem Augenblicke ging die Thüre auf, ein Mann

stürzte herein und schrie mit lauter Stimme: „Sire! Sire! Es ist ein Volksaufstand in Paris.“

Das ernste Gesicht Ludwigs XI. verzog sich, aber die Bewegung seiner Seele war nur einen Augenblick in seinen Zügen sichtbar. Er bezwang sich und sagte mit ernster Ruhe: „Gevatter Jakob, Ihr kommt da sehr barsch in's Zimmer!“

„Sire! Sire! Ein Aufstand!“ fuhr Gevatter Jakob athemlos fort.

Der König, der aufgestanden war, faßte ihn rauh am Arme an und sagte ihm, indem er einen Seitenblick auf die Flamänder warf und seinen Zorn zurückhielt, in's Ohr: „Schweig oder rede leise!“

Jakob Coictier begriff schnell und erstattete leise seinen Bericht, den der König ruhig anhörte. Kaum hatte er ihn vernommen, so rief er mit lautem Gelächere „Wirklich! Rede laut, Gevatter Jakob, was thust Du da so heimlich! Unsere liebe Frau weiß, daß Wir vor Unfern guten Freunden aus Flandern nichts zu verbergen haben.“

„Aber, Sire!“

„Rede laut, sage ich.“

Der Gevatter Jakob verstummte vor Erstaunen.

„So rede doch,“ fuhr der König fort: „Also ein Aufstand von Insassen Unserer guten Stadt Paris?“

„Ja, Sire!“

„Und der, wie Du sagst, gegen den Amtmann des Justizpalastes gerichtet ist?“

„So scheint es,“ stotterte der Doktor verlegen und noch ganz verwundert über den unbegreiflichen Wechsel, der in den Gedanken des Königs vorgegangen war.

Der König fuhr fort: „Wo ist die Nachtwache den Meuturern begegnet?“

„In der Nähe der Wechselbrücke. Ich bin selbst auf den

aufrührerischen Haufen gestossen, als ich auf Euer Majestät Befehl hieher kam. Ich hörte einige von ihnen rufen: Nieder mit dem Amtmann des Justizpalastes!"

„Und welche Beschwerde führen sie gegen ihn?"

„Ach!" antwortete Gevatter Jakob, „daß er ihr Gerichtsherr ist."

„Wirklich!"

„Ja, Sire! Es sind die Gauner aus dem Hofe der Wunder. Schon lange beklagten sie sich über den Amtmann, dessen Vasallen sie sind: sie wollen seine Gerichtsbarkeit nicht anerkennen."

„Ei da!" sagte der König mit einem zufriedenen Lächeln, daß er vergebens zu verbergen strebte.

„In allen ihren Eingaben an das Parlament behaupten sie, nur zwei Herren zu haben: Euer Majestät und ihren Gott, der, glaube ich, der Teufel ist."

„Ei! Ei!" sagte der König und rieb sich die Hände. Er konnte seine innere Freude nicht verbergen, so viele Mühe er sich auch gab, ruhig zu bleiben. Niemand begriff ihn, selbst Meister Olivier nicht.

Der König schwieg einen Augenblick, sein Gesicht war nachdenklich, aber zufrieden. „Sind sie stark?" fragte er plötzlich.

„Gewiß, Sire!" antwortete Gevatter Jakob.

„Wie stark?"

„Benigstens sechstausend Mann."

„Gut!" sagte der König. „Sind sie bewaffnet?"

„Mit Waffen aller Art."

Der König schien vollkommen ruhig. Gevatter Jakob glaubte seinem Berichte beifügen zu müssen: „Wenn Euer Majestät dem Amtmann des Justizpalastes nicht schleunige Hülfe schicken, so ist er verloren."

„Wir werden ihm Unseren Beistand leisten," erwiderte der

König mit phlegmatischem Wesen. „Allerdings werden Wir ihm beistehen. Der Herr Amtmann ist Unser Freund. Sechstausend! das sind verdammt verwegene Bursche. Das ist eine Keckheit ohne Gleichen, und Wir sind sehr erzürnt darüber. Allein Wir haben in dieser Nacht wenige Mannschaft um Unfere Person. Morgen wird es wohl auch noch Zeit sein.“

Gevatter Jakob entgegnete mit großer Hast: „Wenn nicht sogleich Hülfe geleistet wird, so werden sie zehnmal Zeit haben, den Justizpalast zu verwüsten und den Gerichtsherrn zu hängen. Um Gotteswillen, Sire, sendet doch diese Nacht noch Hülfe!“

„Morgen, habe ich Euch schon gesagt,“ erwiderte der König mit einem jener Blicke, die Schweigen gebieten.

Nach einigem Stillschweigen fragte der König: „Mein lieber Gevatter Jakob, Ihr müßt das wissen, welches war . . . welches ist . . . wollte ich sagen . . . die lehensherrliche Gerichtsbarkeit des Bailli?“

„Sire, der Amtmann des Justizpalastes hat die hohe und niedere Gerichtsbarkeit von der Straße Calandre bis zur Straße Herberie, den Sankt Michelsplatz, den Hof der Wunder, dann die ganze Chaussée, die an dem Landbezirk Maladerie beginnt und am Sanct Jakobsthore endet.“

„Ei da!“ sagte der König und fragte sich das rechte Ohr mit der linken Hand, das ist ein ordentlicher Schnipsel meiner guten Stadt Paris. Ah! Der Herr Amtmann war König von diesem ganzen Bezirke. Sehr schön, guter Herr Amtmann!“ fuhr er wie in Gedanken mit sich selbst redend fort. „Ihr hattet da ein großes Stück Unserer Hauptstadt zwischen den Zähnen.“

Blötzlich brach er vollends los: „Pasque-Dieu! Was wollen diese Leute heißen, die sich die hohe und niedere Gerichtsbarkeit in Unserem Reiche anmaßen, diese Leute, die jede Aderlänge ihren Galgen aufgesflanzt haben! Diese Leute, die auf jedem Tritt und Schritt unter Unserem Volke, mit dem Henter

hinter sich, ihre Gerichtsbarkeit üben! Wie die Griechen so viele Götter hatten, als Quellen in ihrem Lande waren, so haben die Franzosen so viele Könige, als Galgen in Frankreich sind. Das ist ein übles Ding und mißfällt mir. Was braucht es in dieser Hauptstadt einen andern Gerichtsherrn, als den König, eine andere Rechtspflege, als Unser Parlament, einen andern Gebieter in diesem Reiche, als Uns! Bei meiner armen Seele! Der Tag muß kommen, wo es in Frankreich nur Einen König, nur Einen Richter gibt, wie im Himmel nur Ein Gott ist!"

Der König rückte seinen Hut auf dem Haupte und fuhr im Tone eines Jägers, der seine Meute heßt, fort: „Gut, mein Volk! Wohlgethan! Zertrümmere deine Ketten! Vernichte diese falschen Gerichtsherren! Schaffe dir selbst Recht, knüpfe sie auf! Ah! Ihr wollt Könige sein, ihr Edelherren! Vorwärts, gutes Volk! Mach ihnen den Garaus!"

Jetzt hielt er plötzlich inne, biß sich in die Lippen, als ob er den ihm entwischten Gedanken wieder zurückrufen wollte, heftete sein durchdringendes Auge auf Einen nach dem Andern, nahm dann seinen Hut ab und sagte: „Wenn du wüßtest, was in meinem Kopfe vorgeht, so würde ich dich heute noch verbrennen.“

Hierauf blickte er um sich, wie ein alter Fuchs, der den Kopf aus der Höhle streckt, und fuhr fort: „Aber gleichviel! Wir werden Unserem Amtmann zu Hülfe kommen. Leider aber haben Wir in diesem Augenblicke nur wenige Truppen um Unsere Person, und der Meuterer sind viele. Man muß warten bis morgen. Dann treibt man den Volkshaufen auseinander und knüpft Alle auf, die eingefangen werden.“

„Fast hätte ich in der Angst vergessen,“ sagte Gevatter Jakob, „daß die Nachtwache zwei Nachzügler der Bande aufgefangen hat. Wenn Euer Majestät diese Leute sehen wollen, sie sind da.“

„Ob ich sie sehen will!“ rief der König. „Pasque-Dieu! So etwas hast Du vergessen! Lauf geschwind, Du Olivier, und hole sie!“

Meister Olivier kam bald mit den beiden Gefangenen zurück, die von Bogenschützen umgeben in das Zimmer traten. Der erste derselben hatte ein dummdreistes Gesicht und war betrunken; die Lumpen hingen ihm am Leibe herab und er hinkte an einem Fuße. Der zweite Gefangene hatte eine offene, stets lächelnde Miene, die der Leser bereits kennt.

Der König betrachtete sie einen Augenblick schweigend, dann fragte er barsch den ersten: „Wie heißt Du?“

„Gieffroy Vincebuerde.“

„Dein Gewerbe?“

„Landstreicher.“

„Was hattest Du mit diesem verfluchten Aufstande zu schaffen?“

Der Landstreicher betrachtete den König mit einem jener Gesichter, in denen so wenig Einsicht zu lesen ist, als man das Licht unter dem Scheffel sieht: „Ich weiß nicht,“ antwortete er, „es ging Alles, da ging ich auch mit.“

„Wolltet Ihr nicht das Haus Eures Gerichtsherrn, des Amtmanns im Justizpalast, plündern?“

„Ich weiß nichts, als daß man irgendwo etwas nehmen wollte.“

Ein Soldat zeigte dem König eine Happe, die man bei dem Landstreicher gefunden hatte.

„Hast Du diese Waffe bei Dir getragen?“ fragte der König.

„Ja, es ist meine Happe, ich bin ein Weingärtner.“

„Und erkennst Du diesen Menschen da als Deinen Gefährten?“ fügte der König hinzu und deutete auf den andern Gefangenen.

„Nein, ich kenne ihn nicht.“

„Gut,“ sagte der König.

Hierauf winkte er der schweigsamen Person, die unbeweglich an der Thüre stand, mit dem Finger: „Gevatter Tristan, da ist ein Mann für Dich!“

Tristan verbeugte sich tief, dann ertheilte er Befehl an zwei Bogenschützen, die den Gefangenen wegführten.

Jetzt näherte sich der König dem andern Gefangenen, der große Tropfen schwitzte.

„Dein Name?“

„Sire, ich heiße Peter Gringoire.“

„Dein Gewerbe?“

„Philosoph, Euer Majestät zu dienen.“

„Wie kommst Du dazu, Du Schuft, gegen Unfern Freund, den Amtmann des Justizpalastes, auszugiehen, und was weißt Du von diesem Aufstand zu sagen?“

„Sire, ich war nicht dabei.“

„Mache mir nichts weis, die Nachtwache hat Dich ja in dieser schlechten Gesellschaft aufgefangen.“

„Nein, Sire, hier ist ein Mißverständniß, ein unglücklicher Zufall. Ich bin ein Tragödiendichter. Geruchen Euer Majestät mich anzuhören. Wie gesagt, ich bin Dichter, und Ihr wißt, daß es in der Art der Dichter liegt, bei Nacht umherzustreifen. Ich ging nun so durch die Straßen in meinen dichterischen Träumen. Der Zufall führte mich der Nachtwache in den Weg, und so bin ich verhaftet worden. Von dem ganzen Aufstand weiß ich nichts. Euer Majestät haben selbst gesehen, daß dieser Landstreicher mich nicht kannte. Ich beschwöre demnach Euer Majestät . . .“

„Halt's Maul!“ sagte der König, „Du räderst mir den Kopf.“

Tristan trat vor, deutete mit dem Finger auf Peter Gringoire und fragte: „Soll man diesen auch aufknüpfen?“

Dies war das erste Wort, das aus dem Munde des Anführers der königlichen Prevotawache kam.

„Hm!“ antwortete der König nachlässig, „ich sehe kein Hinderniß dabei.“

„Aber ich sehr viele,“ rief Peter Gringoire aus.

Unser Philosoph erkannte an der kalten und gleichgültigen Miene des Königs, daß ihm kein anderes Mittel übrig blieb, sein Leben zu retten, als etwas in hohem Maße Pathetisches. Er warf sich daher zu den Füßen Ludwigs XI. und schrie mit der Stimme und den Geberden eines Verzweifelnden: „Sire, geruhen Euer Majestät, mich anzuhören. Sire! Laßt den Blick Eurer allmächtigen Hand auf kein so winziges Ding fallen, wie ich bin. Gottes Ungewitter zersplittert Eichen, aber keinen Salatkopf. Sire! Ihr seid ein erhabener, mächtiger Monarch, habt Mitleid mit einem armen ehrlichen Manne, der eben so wenig einen Aufstand anzufeuern vermöchte, als ein Stück Eis Feuerfunken von sich gibt! Allergnädigster Herr, Löwen und Könige sind großmüthig. Ach! Strenge verwildert nur die Geister; so lange der Sturmwind heult, behält man den Mantel an, wenn die Sonne scheint, kann man in Hemdärmeln gehen. Sire, Ihr seid die Sonne. Mein gnädigster Herr und König, ich gehöre nicht zu dieser Bande von Landstreichern und Dieben, ganz gewiß nicht. Dichter sind keine Gauner, und Apoll hat nichts mit den Dieben zu schaffen. Ich bin ein getreuer Unterthan unseres Herrn, des Königs. Ich bete Tag und Nacht zu Gott, daß er den Ruhm Eurer Krone erhöhen und das Volk mit Liebe für Euer Majestät erfüllen möge. Dies sind meine Gesinnungen, und haltet mich nicht für einen Aufrührer und Dieb, mein königlicher Herr, weil ich einen abgeschabten Rock trage. Wenn Ihr mir Gnade schenkt, so werde ich Tag und Nacht Gott für Euer Wohlergehen ansehen. Ich bin ein armer Teufel, aber dabei ein guter Tropf. Jedermann weiß, daß

Gelehrte nicht reich werden, und daß die Gelehrtesten bisweilen im Winter kein Holz im Ofen haben. Es gibt vierzig vortreffliche Sprüchwörter über den durchlöcherten Mantel des Philosophen. Sire! Die Gnade ist das einzige Licht, welches das Innere einer großen Seele erleuchten kann. Gnade ist die Fackel aller andern Tugenden. Ohne sie sind wir nur Blinde, die nach dem Himmel tappen. Barmherzigkeit, welche gleich der Gnade ist, gewinnt die Herzen der Unterthanen und ist die sicherste Leibwache der Könige. Was liegt Eurer Majestät daran, die in den Wolken thront, ob ein armer Teufel mehr auf der Erde herumkriecht! Ich bin ein armer unschuldiger Philosoph, der sich mühsam durch die Welt schleppt, und dessen Bauch oft eben so leer ist, als sein Beutel. Ich bin ein Gelehrter, und die großen Könige sind die geborenen Beschützer der Wissenschaften. Es wäre aber eine schlechte Beschützung der Wissenschaften, wenn man die Gelehrten hängen ließe. Was hätte man von Alexander dem Großen gesagt, wenn er den Aristoteles hätte hängen lassen? Sire! Ich habe ein sehr schönes Schauspiel für die Prinzessin von Flandern und unsern gnädigsten Dauphin geschrieben, so schreibt keiner, der ein Aufrührer ist. Euer Majestät sieht, daß ich kein Schafskopf bin, sondern meine Studien gemacht habe, und viel natürliche Beredsamkeit besitze. Laßt mir Gnade widerfahren, Sire! Ihr werdet dadurch eine Gott und der heiligen Jungfrau wohlgefällige Handlung begehen, und ich schwöre Euch bei allen Heiligen, daß mir bei dem Gedanken, gehängt zu werden, gar nicht wohl zu Muthe ist."

Indem unser trostloser Dichter diese bewegliche Standrede hielt, krümmte er sich zu den Füßen des Königs wie ein Wurm, und küßte seine Pantoffeln.

"Er thut wohl daran, sich auf der Erde zu krümmen. Die Könige sind wie der Jupiter auf Creta, sie haben ihre Ohren an den Füßen," sagte Wilhelm Rym leije zu Jakob Coppenole.

Der Strumpfweber von Gent blickte auf Peter Gringoire und erwiderte mit einem schwerfälligen Lächeln: „Ich meine, ich höre den Kanzler Hugonet mich um sein Leben ansehn.“

Peter Gringoire erhob jetzt athemlos und zitternd sein Haupt zu dem König. Se. Majestät kratzte sich am linken Knie und nahm dann einen langsamen Schluck aus der silbernen Kanne.

Dieses unheilverkündende Schweigen spannte unsern Dichter auf die Folter. Endlich warf ihm der König einen Blick zu und sprach: „Das ist ein gewaltiger Schwäzer. Laß ihn laufen, Tristan!“

Peter Gringoire fiel vor freudiger Bestürzung hinten über und streckte seine langen Beine in die Höhe.

„Laufen lassen!“ murrte Tristan. „Soll ich ihn nicht zum mindesten im Käfig behalten?“

„Gevatter, wo denkst Du hin?“ erwiderte der König. „Meinst Du, daß Wir für solche Vögel Käfige bauen lassen, die Uns auf 367 Livres 8 Sous zu stehen kommen? Gib dem Hurensohn einen Tritt auf den Hintern und laß ihn laufen!“

„Uf!“ schrie Peter Gringoire, „das nenne ich einen großen König!“

Aus Furcht vor einem Gegenbefehl stürzte unser Dichter alsbald der Thüre zu, die ihm Tristan mit sichtbarem Widerwillen öffnete. Soldaten von der Wache folgten ihm und stießen ihn mit den Fäusten vor sich her, was Peter Gringoire mit der Geduld eines stoischen Philosophen ertrug.

Seit man dem König die Nachricht von dem Aufstand gegen den Gerichtsherrn im Justizpalaste gebracht hatte, zeigte er seine gute Laune in allen Dingen. Diese ungewöhnliche Begnadigung war kein geringes Zeichen derselben. Tristan machte in seinem Winkel ein Gesicht wie ein Hund, dem man einen Knochen hinhält und wieder wegnimmt.

Ludwig XI. schlug mit den Fingern lustig einen Marsch auf der Lehne seines Stuhls. Dieser König wußte seine Sorgen

viel besser zu verbergen, als seine Freude. Diese äußerlichen Rundgebungen innerer Freude bei guten Nachrichten gingen oft sehr weit. Als man ihm Karls des Kühnen Tod meldete, gelobte er dem heiligen Martin von Tours eine silberne Balustrade, und bei seiner Throngelangung vergaß er, das Leichenbegängniß seines verewigten Vaters anzuordnen.

„He! Sire!“ sagte plötzlich Jakob Coictier, „wie steht es denn mit dem Stechen, wegen dessen mich Euer Majestät hat rufen lassen?“

„Oh!“ erwiderte der König, „ich bin in der That sehr leidend, mein lieber Gevatter. Ich habe ein gewaltiges Stechen im Kopf und auf der Brust.“

Der Doktor ergriff die Hand des Königs und nahm eine tiefdenkende Miene an, während er ihm den Puls fühlte.

„Seht einmal, Coppenole,“ sagte Wilhelm Rym leise, „da steht er zwischen Coictier und Tristan. Das ist sein ganzer Hof. Ein Arzt für ihn, ein Henker für die Andern.“

Der Doktor fühlte lange den Puls des Königs, und sein Gesicht wurde immer bedenklicher. Ludwig sah ihn mit einiger Angstlichkeit an. Immer mehr Wolken zogen auf der Stirn des Doktors auf. Die schlechte Gesundheit des Königs war ein Feld, das der wadere Mann trefflich auszubeuten wußte.

„Oh! Oh!“ murmelte er nach einer langen Pause, „das steht schlimm!“

„Nicht wahr?“ sagte der König besorgt.

„Pulsus creber, anhelans, crepitans, irregularis,“ fuhr der Arzt fort.

„Pasque-Dieu!“

„Ein Zustand, der seinen Mann wegnehmen kann, bevor drei Tage vergehen.“

„Gott und die liebe Frau sei Uns gnädig!“ rief der König. „Und das Mittel dagegen, Gevatter?“

„Eben denke ich darüber nach.“

Der Arzt betrachtete die Zunge des Königs, schüttelte den Kopf und sagte: „Da fällt mir eben ein, Sire, daß eine Einnehmerstelle bei den königlichen Domänen vakant ist, und daß ich einen Neffen habe.“

„Ich gebe Deinem Neffen die Stelle, Gevatter Jakob, aber befreie meine Brust von diesem Feuer.“

„Da Ihr so gnädig seid, mein königlicher Herr,“ fuhr der Arzt fort, „so werdet Ihr mir nicht abschlagen, mir in dem Bau meines neuen Hauses ein wenig unter die Arme zu greifen.“

„Hm!“ sagte der König hustend.

„Mein Geld ist zu Ende,“ fuhr der Doktor fort, „und es wäre wirklich Schade, wenn mein Haus nicht unter Dach käme. Es ist zwar nur ein einfaches bürgerliches Haus, aber es wäre doch Schade um die schönen Malereien von Johann Jourbault, die es zieren. Es ist da eine Diana, die in der Luft fliegt, so trefflich, mit so zartem Pinsel gemalt, von so weißem Fleisch, daß sie diejenigen in Versuchung führt, welche sie zu nahe betrachten. Er hat auch eine Ceres gemalt, die zwischen Fruchtgarben sitzt und einen Blumenkranz auf dem Haupt trägt. Sie ist göttlich schön und leistet Alles, was der Pinsel hervorzu- bringen vermag.“

„Schindersknecht,“ murmelte der König, „wo willst Du hinaus?“

„Es fehlt mir an einem Dach über diese Gemälde, und obgleich die Sache nur von geringem Belange ist, so habe ich doch kein Geld mehr.“

„Wie viel brauchst Du zu Deinem Dache?“

„Hm! Ein kupfernes Dach mit Vergoldung . . . höchstens zweitausend Livres.“

„Ah! Der Meuchelmörder!“ rief der König. „Er zieht mir keinen Zahn aus, der nicht für ihn ein Diamant wäre.“

„Bekomme ich mein Dach?“ fragte der Arzt.

„Zum Teufel! ja! Aber mache mich gesund.“

Der Doktor verbeugte sich tief und sprach: „Sire, ein zürücktreibendes Mittel wird Euch retten. Ihr braucht dabei Euern Kräutertrank fort, und wir stehen für Euer Majestät Leben.“

Ein brennendes Licht zieht nicht bloß einen Nachtvogel herbei. Als Meister Olivier den König zu solcher Freigebigkeit aufgelegt sah, hielt er den Augenblick für günstig und näherte sich ihm. „Sire . . .“

„Was gibt es da wieder?“ fragte der König.

„Sire, Euer Majestät weiß, daß Meister Simon Rabin todt ist.“

„Nun?“

„Derselbe war königlicher Rath bei der Schatzkammer.“

„Nun?“

„Sire, der Platz ist erledigt.“

Indem Meister Olivier also sprach, vertauschte er den Hochmuth in seinem Gesichte mit der Hundedemuth. Das sind die zwei einzigen Gestalten, unter denen sich das Gesicht eines Höflings zeigt. Der König sah ihm starr ins Gesicht und sagte trocken: „Ich verstehe.“

Nach einer Pause fuhr der König fort: „Meister Olivier, der Marschall Boucicaut sagt: Bei Königen und im Meere ist gut Perlen fischen. Ich sehe, daß Du auch dieser Meinung bist. Jetzt aber höre, was ich Dir sagen will. Ich habe ein gutes Gedächtniß. Im Jahre 1468 habe ich Dich zu meinem Kammerdiener gemacht, im Jahre 1469 zum Castellan im Schlosse von Saint-Cloud, im November 1473 zum Aufseher im Gehölze von Vincennes, im Jahre 1475 zum Waldmeister in Rouvray, im Jahre 1479 zum Commandanten im Schlosse von Loches, dann zum Gouverneur von Saint-Quentin, dann zum Com-

mandanten von Meulan, wovon Du den Grafentitel führst. Von den fünf Sous Strafe, die jeder Barbier Unseres Reiches bezahlt, der an einem Festtage rasirt, beziehst Du drei Sous, und ich, der König, nur zwei. Ich habe Deinen Namen Olivier, der Teufel, der Deiner Miene ganz gut entspricht, in einen andern verwandelt. Ich habe, zum großen Mißvergnügen Unseres Adels, Dir ein buntes Wappen gegeben, mit dem Du stolzirst wie ein Pfau. Pasque-Dieu! Bist Du noch nicht über-voll? Hast Du noch nicht genug gefischt? Hüte Dich, daß Dein Schiff nicht umschlägt, wenn Du zu starke Ladung nimmst! Der Hochmuth hat schon mehr als Einem — Verderben gebracht. Bedenke das, Gevatter! Hochmuth kommt vor dem Falle, — ist ein altes Sprüchwort. Jetzt sei weise und schweig!"

Als der Barbier des Königs diese rauhen Worte vernahm, kehrte die Unverschämtheit auf sein Gesicht zurück. „Man sieht wohl,“ murmelte er laut genug, „daß der König heute krank ist, der Arzt bekommt Alles.“

Statt sich über diese Unverschämtheit zu ärgern, fuhr Ludwig etwas weniger streng fort: „Fast hätte ich vergessen, daß ich Dich auch zu meinem Gesandten bei der Prinzessin Marie in Gent gemacht habe.“

„Ja, Ihr Herren,“ fuhr er, zu den beiden Flamändern gewendet, fort: „dieser Mensch da ist ein Gesandter gewesen.“

„Nun, nun, Gevatter,“ sagte er nach einer Pause zu Meister Olivier, „wir sind alte Freunde, und wollen uns nicht zanken. Es ist schon spät. Wir haben Unsere Arbeiten beendigt. Rasire mich.“

Der Leser hat ohne Zweifel bereits in Meister Olivier jenen furchtbaren Figaro erkannt, welchen die Vorsehung, diese große Tragödienschreiberin, der langen und blutigen Comödie Ludwigs XI. so kunstgerecht beigelegt hat. Dieser Barbier des Königs hatte drei Namen: Am Hofe nannte man ihn höflich:

Olivier = le = Dain; unter dem Volke: Olivier = le = Diable. Sein wahrer Name war: Olivier = le = Mauvais.

Olivier blieb unbeweglich stehen, trugte dem König und sah den Arzt mit scheelen Blicken an. „Ja, ja! Dieser Doktor da!“ murmelte er zwischen den Zähnen.

„Freilich! Dieser Doktor,“ entgegnete ihm der König mit gutmüthigem Spott, dieser Doktor vermag /freilich mehr, als der Barbier, und das ist ganz einfach, denn er hat Unsern ganzen Körper in der Hand, und Du nur das Kinn. Geh also, mein guter Gevatter Bartträger, hole Dein Handwerkszeug und rasire mich.“

Als Meister Olivier sah, daß sich der König nur über ihn lustig machte, und daß man ihn nicht einmal erzürnen konnte, verließ er brummend das Zimmer, um seine Befehle zu vollziehen.

Der König erhob sich und trat an das Fenster. Plötzlich öffnete er es mit großer Bewegung, klopfte in die Hände und rief: „Oh! Da ist der Himmel in der Altstadt schon blutig roth! Der Gerichtsherr im Justizpalast brennt. Es kann nichts Anderes sein. Ah! Mein gutes Volk, hilfst Du mir endlich, diese Edelmanns-Herrschaften stürzen?“

„Ihr Herren,“ sprach er jetzt, zu den Flamändern gewendet, „kommt her und seht! Ist das nicht ein Feuer, das lustig brennt?“

Die beiden Flamänder näherten sich.

„Ein großes Feuer!“ sagte Wilhelm Rym.

„O!“ fügte Jakob Coppenole mit leuchtenden Augen hinzu, „das erinnert mich daran, wie man das Haus des Herrn v. Hymbercourt verbrannte. Es muß dort ein gewaltiger Aufstand sein.“

„Glaubt Ihr, Meister Coppenole?“ sagte der König, und sein Blick war fast so aufgereggt als der des Strumpfwegers. „Nicht wahr, es wird da schwer Widerstand zu leisten sein?“

„Beim heiligen Kreuz, Sire! Dazu wird es mehr als ein paar Compagnien guter Truppen brauchen.“

„Ah! Ich! Das ist ein Anderes,“ erwiderte der König. „Wenn ich wollte . . .“

Der Strumpfw Weber versetzte lech: „Wenn dieser Aufstand das ist, wofür ich ihn halte, so würde Euer Wollen nicht viel helfen.“

„Gevatter!“ sagte der König, „mit zwei Compagnien meiner Haustruppen und ein paar Feldschlangen hat man einen Haufen von Bürgern und Inassen bald ausgefegt.“

Der Strumpfw Weber schien trotz der Zeichen, die ihm Wilhelm Rym gab, entschlossen, dem König die Spitze zu bieten: „Sire, die Schweizer waren auch nur Bürger und Bauern. Der Herzog von Burgund war ein großer Fürst und verachtete dieses Bürgerpack. In der Schlacht von Granson schrie er: Artilleristen, gebt Feuer auf diese Hunde! Aber die Schweizer fielen mit ihren Schwertern und Morgensternen über ihn her, und die in Stahl gekleidete Armee der Burgunder zerstob vor den kräftigen Fäusten der Bauern, die ihr mit unbedeckter Brust entgegentraten. Da sind viele Ritter und Edelleute von gemeiner Hand erschlagen worden.“

„Freund,“ entgegnete der König, „Ihr sprecht da von einer geordneten Feldschlacht. Hier aber handelt es sich um einen Aufstand, und wenn ich nur mit den Augen zude, so muß er zu Ende sein.“

„Das ist möglich, Sire! Dann ist eben die Stunde des Volks noch nicht gekommen.“

Wilhelm Rym glaubte sich einmischen zu müssen: „Meister Coppenole, bedenkt, daß Ihr mit einem mächtigen König sprecht.“

„Das weiß ich,“ antwortete ruhig der Strumpfw Weber.

„Laßt ihn doch reden, Herr Wilhelm Rym, mein Freund, ich liebe das freimüthige Wesen. Mein Vater, Carl VII., sagte,

die Wahrheit sei krank; ich glaubte, sie sei todt und habe keinen Beichtvater gefunden. Meister Coppenole zeigt mir jetzt, daß ich mich irrte."

Mit diesen Worten legte er vertraulich die Hand auf des Strumpfwegers Schulter: „Fahrt fort, Meister Jakob, was wolltet Ihr weiter jagen?“

„Ich sagte, Sire, Ihr mögt vielleicht Recht haben, daß bei Euch die Stunde des Volks noch nicht gekommen ist.“

Ludwig XI. sah ihn mit seinem durchdringenden Blicke an: „Und wann wird diese Stunde kommen?“

„Wenn man sie schlagen hört.“

„Auf welcher Uhr, wenn es Euch gefällig ist?“

Jakob Coppenole, mit seiner bürgerlichen Ruhe und Festigkeit, trat zum König an's Fenster und sagte: „Hört einmal, Sire! Es sind hier feste Mauern, ein Glockenthurm, Kanonen, Bürger, Soldaten. Wenn die Glocken stürmen, die Kanonen donnern, Bürger und Soldaten unter Wuthgeschrei sich nieder-machen, wenn die Mauern stürzen werden, dann schlägt die Stunde.“

Das Gesicht des Königs wurde düster und träumend. Er schwieg einen Augenblick, dann klopfte er mit dem Finger an die dicke Mauer des Thurmes und sagte: „Oh, nein! Nicht wahr, du fällst nicht so leicht ein, meine gute Bastille?“

Hierauf wendete er sich gegen den festen Flamänder: „Habt Ihr schon einen Aufstand gesehen, Meister Jakob?“

„Nicht nur gesehen, sondern selbst gemacht,“ erwiderte der Strumpfweger.

„Wie greift Ihr es an; um einen Aufstand zu machen?“ fragte der König.

„Hm!“ antwortete der Strumpfweger, „das ist ziemlich leicht, und man kann es auf hunderterlei Art anfangen. Vor allen Dingen ist erforderlich, daß das Volk mißvergnügt sei. Das

ist nichts Seltenes. Dann muß man auf den Charakter der Einwohner Rücksicht nehmen. Die Einwohner von Gent sind leicht zum Aufstand zu bringen. Sie lieben immer den Nachfolger des Fürsten, den Fürsten nie. Je nun, ich will annehmen, es kommen eines Morgens Leute in meine Werkstätte und sagen: Vater Coppenole, da und dort fehlt es, es wird schlecht regiert, die Minister thun was sie wollen, und von oben herab läßt man sie machen. Es muß anders werden, und so und so könnte man helfen. — Da lasse ich nun meine Arbeit liegen, gehe aus meinem Laden auf die Straße und rufe: Bürger heraus! Dann steige ich auf einen Tisch, auf einen Stuhl oder auf ein Faß, rede von der Leber weg und sage, was mir und den Anderen auf dem Herzen liegt. Das geht dann auch zu Herzen, und das Volk glaubt Einem der auch zum Volke gehört. Jetzt laufen immer mehr Leute zusammen, man schreit, läutet die Sturmglocke, die Marktleute schließen sich an den Haufen an, man stürzt auf die Soldaten und reißt ihnen die Waffen aus den Händen, dann ist es geschehen. Und so wird es immer sein, so lange es Edelleute in ihren Herrschaften, Bürger in den Städten und Bauern auf dem Lande gibt.“

„Und gegen wen empört Ihr Euch auf solche Art? Gegen Eure Edelleute und Gerichtsherrn?“

„Bisweilen, wie es gerade kommt; manchmal auch gegen den Herzog selbst.“

Der König setzte sich und sagte lächelnd: „Ah! hier zu Lande sind sie erst an den Edelleuten!“

In diesem Augenblicke trat Meister Olivier in das Zimmer. Zwei Pagen mit der Toilette des Königs folgten ihm. Was aber den König in Verwunderung setzte, war, daß auch der Prevot von Paris und der Anführer der nächtlichen Kunden eintraten, und daß diese Beiden sehr bestürzt schienen. Der

giftige Barbier gab sich auch das Ansehen, als ob er bestürzt sei, aber er konnte seine innere Freude nicht ganz verbergen.

Meister Olivier nahm zuerst das Wort und sagte in heuchlerischem Tone: „Sire, ich bitte Euer Majestät um Verzeihung, daß ich der Ueberbringer einer so schlimmen Nachricht sein muß.“

Der König wendete sich schnell gegen ihn:

„Was will das heißen?“

„Sire,“ fuhr Meister Olivier mit dem bössartigen Gesicht eines Menschen fort, der sich freut, eine üble Nachricht bringen zu können, „Sire, dieser Aufstand ist nicht gegen den Gerichtsherrn des Justizpalastes gerichtet.“

„Und gegen wen sonst?“

„Gegen Euch, Sire!“

Der alte König fuhr in die Höhe und stand gerade und aufrecht wie ein Jüngling: „Erkläre Dich, Olivier! Erkläre Dich näher! Und nimm Deinen Kopf wohl in Acht, Gevatter, denn ich schwöre Dir bei dem heiligen Kreuze von Saint-Lo, wenn Du zu dieser Stunde gelogen hast, so ist das Schwert, unter dem das Haupt des Herzogs von Luxemburg gefallen, noch scharf genug, Dir Deinen Kopf abzuschlagen!“

Das war ein furchtbarer Schwur, denn Ludwig XI. hatte nur zweimal in seinem Leben beim heiligen Kreuze von Saint-Lo geschworen. Meister Olivier öffnete den Mund, um zu antworten: „Sire . . .“

„Auf die Kniee nieder!“ unterbrach ihn der König heftig, „Tristan! Habe ein Auge auf diesen Menschen.“

Der Barbier kniete nieder und sagte kalt: „Sire, eine Here ist durch Parlaments-Beschluß zum Tode verurtheilt worden. Sie hat sich in die Liebfrauentirche geflüchtet. Das Volk will sie von dort mit Gewalt entführen! Hier stehen der Prevot und der Offizier der Nachtwache, die von dem Orte des Aufstandes kommen, und sie sollen mich Lügen strafen, wenn ich nicht die

Wahrheit geredet habe. Die Liebfrauenkirche ist es, was das Volk belagert."

"Ei da!" sagte der König, blaß und zitternd vor Zorn, mit gedämpfter Stimme. „Unsere liebe Frau! Sie belagern unsere liebe Frau, meine Fürbitterin bei Gott, in ihrer eigenen Kirche! Steh auf, Olivier! Du hast Recht. Du sollst die Stelle von Simon Rabin haben. Du hast ganz Recht. Der Aufstand ist gegen mich gerichtet. Die Heze ist unter dem Schutze der Kirche, die Kirche unter meinem Schutze. Der Aufstand ist nicht gegen den Amtmann des Justizpalastes gerichtet.“

Durch den Zorn verjüngt, ging er jetzt mit großen Schritten hastig auf und ab. Er lachte nicht mehr, er war fürchtbar, ging und kam, der Fuchs hatte sich in einen Tiger verwandelt. Seine Lippen bewegten sich, aber die Stimme versagte ihm; er ballte die Fäuste. Plötzlich erhob er das Haupt, ein feuriger Blitz entströmte seinen hohlen Augen und er schrie mit donnernder Stimme: „Nieder mit ihnen, Tristan! Nieder mit diesen Schurken! Fort, Tristan! Spute Dich, haue Alles zusammen!“

Nachdem dieser erste Sturm vorüber war, setzte sich der König und sagte mit verbissener Wuth: „Hieher, Tristan! Tritt zu mir! Es sind hier in dieser Bastille um Unsere Person die fünfzig Lanzen des Vicomte von Gis; das macht im Ganzen dreihundert Pferde. Nimm sie! Es ist ferner hier die Compagnie der Bogenschützen des Herrn von Chateaupers. Nimm sie! Du bist Prevot der Marechaussée, nimm Deine Leute! Im Palast Saint-Pol wirst Du fünfzig Bogenschützen von der neuen Garde des Dauphin finden. Nimm sie! Wenn Du Alles beisammen hast, so stürze Dich auf den Volkshaufen, der die Liebfrauenkirche belagert. Ah! Ihr Herren Einwohner von Paris, ihr wagt es, gegen die Krone von Frankreich, gegen die Heiligkeit unserer lieben Frau und gegen den Frieden dieses

Reichs aufzustehen! Nieder mit ihnen, Tristan! Nieder mit ihnen! Und daß Keiner von ihnen entkomme, hörst Du!"

Tristan verbeugte sich: „Ganz wohl, Sire!"

„Und was soll ich mit der Here machen?" fragte er nach einer Pause.

Diese Frage brachte den König zum Nachdenken: „Ah!" sagte er, „die Here!"

„Herr Prevot," fragte er nach einer Pause, „was wollte denn das Volk mit ihr machen?"

„Sire," antwortete der Prevot von Paris, „weil das Volk sie aus ihrem Asyl in der Liebfrauenkirche reißen will, so denke ich mir, daß es sich durch ihre Straflosigkeit verletzt fühlt, und sie aus eigener Gewalt aufknüpfen will."

Der König dachte einen Augenblick nach, dann sprach er zu Tristan: „Je nun, Gedatter, haue das Volk zusammen und knüpfe die Here auf!"

„So ist es recht," sagte Wilhelm Rym leise zu Jakob Coppenole, „das Volk strafen, weil es will, und dann thun, was es will!"

„Ganz wohl, Sire!" antwortete Tristan. „Wenn aber die Here noch in der Liebfrauenkirche ist, soll ich sie dann trotz des Asyls herausnehmen?"

„Pasque-Dieu! Das Asyl!" sagte der König und fragte sich hinter den Ohren. „Und gleichwohl muß diese Here gehängt werden!"

Jetzt kniete er, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, vor seinem Sessel nieder, nahm den Hut ab und blickte inbrünstig auf eines der darauf befindlichen kleinen Heiligenbilder: „Oh!" sagte er mit gefalteten Händen, „unsere liebe Frau von Paris, meine gnadenreiche Beschützerin, verzeihe mir! Ich will es ja nur diesmal thun. Diese Verbrecherin muß ja bestraft werden. Ich betheure dir, heilige Mutter Gottes, daß sie eine

Here und deines himmlischen Schutzes unwürdig ist. Du weißt ja selbst, heilige Jungfrau, daß viele sehr fromme Fürsten die Vorrechte der Kirche überschritten haben, so oft es zur Ehre Gottes und zum Wohle des Staats erforderlich war. Du wirst mir also für diesmal verzeihen, gebenedeite Jungfrau! Ich will es gewiß nicht wieder thun, und will in deine Kirche einen silbernen Heiland am Kreuz stiften. Amen! Also geschehe es!"

Der König machte ein Zeichen des Kreuzes, stand auf und bedeckte sich wieder. Hierauf sprach er zu Tristan: „Spute Dich, Gevatter! Nimm den Herrn von Chateaupers mit Dir. Laßt Sturm läuten, haut das Volk zusammen, hängt die Here. Jetzt hast Du Deinen Bescheid. Eile Dich und berichte mir, wenn meine Befehle vollzogen sind. Olivier, ich gehe diese Nacht nicht in's Bett, Du kannst mich jetzt rasiren.“

Tristan verbeugte sich und verließ das Zimmer. Der König gab den beiden Flamändern ein Zeichen des Abschieds und sagte: „Gott nehme Euch in seine heilige Obhut, ihr Herren und Freunde aus Flandern! Ihr werdet wohl der Ruhe bedürfen. Wir sind schon weit in der Nacht, und näher am Morgen als am Abend.“

Die Beiden entfernten sich, und als sie, von dem Befehlshaber der Bastille begleitet, in ihre Zimmer gingen, sagte Jakob Coppenole zu Wilhelm Rym: „Hm! Ich habe genug bekommen an diesem hustenden König! Ich habe Karl von Burgund betrunken gesehen, aber er war in seinem Rausche weniger bözartig, als dieser Ludwig in seiner Krankheit.“

„Meister Jakob,“ erwiderte Wilhelm Rym, „das kommt daher, weil die Könige beim Weine weniger grausam sind als bei der Kräuterbrühe.“

XVII.

Der kleine Schuh.

Als Peter Gringoire die Bastille verlassen hatte, lief er mit der Schnelligkeit eines begossenen Hundes die Straße Saint-Antoine hinab. Als er am Thore Baudojer ankam, ging er gerade auf das steinerne Kreuz zu, das mitten auf diesem Platze stand, wie wenn er in der Dunkelheit der Nacht das Gesicht eines schwarzgekleideten verlarvten Mannes hätte unterscheiden können, der auf den Stufen des Kreuzes saß.

„Seid Ihr es, Meister?“ fragte Peter Gringoire.

Der Schwarze stand auf. „Bei dem Leiden Jesu Christi! Du hast mir die Zeit lang gemacht. Der Wächter auf dem Thurme Saint-Gervais hat bereits die zweite Stunde nach Mitternacht angekündigt.“

„Oh!“ erwiderte Meister Peter, „daran bin ich nicht Schuld, sondern die Nachtwache und der König Ludwig. Ich bin noch gut davon gekommen. Immer droht mir der Strick. Das ist einmal meine Präddestination.“

„Dir droht Alles und Nichts. Jetzt aber laß uns gehen. Hast Du das Lösungswort?“

„Denkt einmal, Meister, ich habe den König gesehen. Ich komme eben von ihm. Er hat einen schwarzen Rock an. Da ist aber nicht zu spassen, das Wasser ging mir an den Kragen und der Strick war schon geschnürt.“

„O altes Weib! Was gehst mich Du sammt Deinem König an! Ich will von Dir wissen, ob Du das Lösungswort der Landstreicher hast?“

„Das habe ich, seid ruhig deßhalb. Es heißt Blendlaterne.“

„Gut. Sonst könnten wir nicht bis zur Kirche gelangen.“

Die Gauner haben alle Straßen besetzt. Glücklicherweise haben sie, wie es scheint, Widerstand gefunden. Wir kommen vielleicht noch zu rechter Zeit.“

„Wohl, Meister, aber wie wollen wir in die Kirche kommen?“

„Ich habe den Schlüssel zum Thurme.“

„Wie kommen wir aber heraus?“

„Hinter dem Kloster ist eine kleine Thüre, die zum Flusse führt. Ich habe den Schlüssel dazu genommen und diesen Morgen dort einen Nachen angelegt.“

„Wenn Ihr wüßtet, Meister, wie wunderbar ich dem Stride entgangen bin!“ sang Peter Gringoire sein altes Lied.

„Schweig! Ich wollte, sie hätten Dich gehängt! Laß uns gehen!“ erwiderte barsch der Andere.

Jetzt eilten Beide mit schnellen Schritten der Altstadt zu.

Der Leser erinnert sich der kritischen Lage, worin wir unsern Quasimodo gelassen haben. Der tapfere Zwerg, von allen Seiten angefallen, hatte, wenn auch nicht den Muth, doch die Hoffnung verloren, nicht sich (an sich dachte er nicht), sondern die Aegypterin zu retten. Er eilte in vollem Laufe der Galerie zu. Die Liebfrauenkirche war auf dem Punkte, in die Hände der Gauner zu fallen. Plötzlich hörte man in den anliegenden Straßen den raschen Galopp eines großen Reiterhaufens, und bald brachen von allen Seiten Colonnenspitzen mit eingelegerter Lanze hervor, und stürzten sich wie ein Sturmwind auf die Gauner. Ein gewaltiges Geschrei ertönte: „Hier Frankreich! Haut sie nieder! Hier Bogenschützen von Chateaupers! Hier Prevotalwache!“

Die bestürzten Gauner machten rechtsumkehrt gegen diesen unerwarteten Angriff. Quasimodo, obwohl taub, sah doch die bloßen Schwerter und die gesenkten Lanzen; er erkannte Phöbus von Chateaupers an der Spitze der Reiter; er sah die Verwirrung in den Reihen der Gauner, die Muthlosigkeit der Einen,

die Unschlüssigkeit der Tapfersten, und dieser unerwartete Beistand belebte seinen Muth so, daß er die wenigen Angreifer, welche eben die Galerie erstiegen, wieder hinabwarf.

Die Gauner leisteten inzwischen den Truppen des Königs tapfern Widerstand und wehrten sich wie Verzweifelte. Sie waren in der Seite und im Rücken zugleich angegriffen und wurden gegen die Liebfrauenkirche gedrängt. Das Handgemenge war furchtbar. Die Reiter des Königs, die Phöbus von Chateaupers tapfer anführte, gaben keinen Pardon. Die schlecht bewaffneten Gauner schäumten vor Wuth. Männer, Weiber und Kinder warfen sich wie Verzweifelte auf Menschen und Pferde, und wer keine anderen Waffen hatte, kratzte mit den Nägeln und biß mit den Zähnen um sich. Andere verbrannten die Gesichter der Bogenschützen mit ihren brennenden Fadeln. Einer der Gauner, der eine breite blitzende Sense in der Hand führte, mähte die Beine der Pferde wie Gras ab. Es war schauerhaft anzusehen. Er ging ruhig vorwärts, Schritt vor Schritt, wie auf einer Wiese, schwang langsam die Sense, und mit jedem Schwunge legte er einen Haufen abgehauener Glieder um sich her. So drang er, ein Todtenlied singend, tief in die Mitte der feindlichen Reiter ein. Ein Büchschuß streckte ihn endlich nieder. Es war Clopin Trouillefou, der tapfere König der Landstreicher.

Inzwischen waren in den umliegenden Häusern die Fenster wieder aufgegangen. Als die Bewohner den Schlachtruf der königlichen Truppen hörten, nahmen sie am Gesecht Antheil, und aus allen Gebäuden umher hagelte es mit Steinen, Pfeilen und Kugeln auf die armen Gauner herab. Endlich mußten sie, von allen Seiten angegriffen und selbst schlecht bewaffnet, erliegen. Sie stürzten sich verzweifelt auf die Linie der Angreifer, durchbrachen sie und flohen in allen Richtungen. Als Quasimodo diese allgemeine Flucht sah, fiel er auf die Kniee nieder

„Wer ist da bei Dir?“ fragte die Aegypterin leise.

„Sei unbesorgt, es ist ein Freund.“

Jetzt setzte der Philosoph seine Laterne auf den Boden nieder, kauerte auf die Erde, nahm Djali zärtlich in seine Arme und rief enthusiastisch aus: „O das niedliche Thier! Zwar nicht groß, aber um so schöner, so verständig und gelehrt, wie ein Grammatiker! Laß sehen, Djali, hast du nichts von deinen Stückchen vergessen: Wie macht Meister Jakob Charmolue?“

Der Schwarze unterbrach unsern Poeten, indem er hart auf ihn zutrat und ihn unsanft am Aermel faßte. Peter Gringoire stand auf.

„Ihr habt Recht,“ sagte er, „ich hätte fast vergessen, daß wir keine Zeit zu verlieren haben. Gleichwohl ist dies kein Grund, mein Meister, die Leute auf solche Weise anzumahnen. Mein liebes Kind,“ wendete er sich zu der Aegypterin, „Dein und Deiner Ziege Leben schwebt in Gefahr. Man will Euch beide noch einmal zum Richtplatze schleppen. Wir sind Eure Freunde und wollen Euch retten. Folge uns geschwind.“

„Ist es auch wahr?“ rief das Mädchen bestürzt aus.

„Mehr als zu wahr. Säume nicht!“

„Ich bin bereit,“ stotterte sie. „Aber warum spricht Dein Freund kein Wort?“

„Ah!“ antwortete der Poet, „sein Vater und seine Mutter waren schweigsame Leute, und so ist er auch geworden.“

Sie mußte sich mit dieser Antwort begnügen. Peter Gringoire nahm sie an der Hand, sein Begleiter hob die Laterne auf und ging voran. Das Mädchen war so bestürzt, daß sie sich fast willenlos wegführen ließ. Die Ziege hüpfte ihnen nach.

Sie stiegen schnell die Thurmterrasse hinab, eilten durch die Kirche, die einsam und dunkel war, während von außen der Lärm tobte und die Brandfackeln loderten, und gingen durch die rothe Thüre in den Hof des Klosters hinaus. Das Kloster

war verlassen, die Mönche hatten sich in das Haus des Bischofs geflüchtet, um dort gemeinschaftlich zu beten. Sie gingen der kleinen Thüre zu, die zum Strand des Flusses führt. Der Schwarze öffnete sie mit einem Schlüssel, den er bei sich hatte. Hier hörten sie schon weniger von dem Lärm, den die Stürmenden machten. Inzwischen waren sie noch nicht außer Gefahr. Der schwarze Bermummte ging gerade dem Flusse zu. Hier war ein kleiner Rachen angelegt. Der Schwarze gab ihnen ein Zeichen, hineinzusteigen. Die Ziege folgte ihnen. Der Bermummte stieg zuletzt ein, schnitt das Seil ab, nahm zwei Ruder zur Hand, setzte sich auf das Vordertheil und schiffte aus allen Kräften, um schnell die Mitte des Stroms zu gewinnen. Die Seine ist an diesem Orte sehr reißend, und er hatte nicht wenig Mühe, die Spitze der Insel zu umschiffen.

Die erste Sorge Peter Gringoire's, als er in das Schiff trat, war, seine geliebte Ziege sanft auf seinen Knien zu betten. Er setzte sich im Hintertheile des Rachens nieder, und Esmeralda, welcher der Unbekannte eine Angst einslöste, von der sie sich keine Rechenschaft ablegen konnte, drängte sich dicht an unsern Poeten.

Als unser Philosoph die Bewegung des Schiffes fühlte, klopfte er in die Hände und küßte Djali zwischen die Hörner: „Oh!“ sprach er, „jetzt sind wir gerettet; alle vier;“ dann fügte er mit einer tiefdenkenden Miene hinzu: „Man dankt den Ausgang großer Unternehmungen bisweilen dem Glücke, bisweilen der List.“

Inzwischen wogte das Schiff langsam dem rechten Ufer zu. Esmeralda heftete ihre Blicke mit innerlichem Schrecken auf den Unbekannten. Er hatte das Licht seiner Laterne sorgfältig ausgelöscht, und man sah ihn in der Dunkelheit wie ein Gespenst auf dem Vordertheil des Schiffes sitzen. Seine Kapuze, die über das Gesicht herab geschlagen war, diente ihm als eine

Art Maste, und wenn er im Rudern seine Arme erhob, an denen zwei weite schwarze Ärmel herabgingen, so hätte man ihn für eine große Fledermaus halten können, deren Flügel sich bewegen. Noch hatte er kein Wort gesprochen, keinen Hauch von sich gegeben. Man hörte in dem Schiffe keinen andern Laut, als das Plätschern der Ruder und das Anschlagen der Wasser, welche der Rachen durchschnitt.

„Bei meiner armen Seele!“ unterbrach Peter Gringoire das Schweigen, „wir sind so stumm, als Pythagoräer oder Fische! Pasque-Dieu! Meine Freunde, so laßt doch ein Wort von euch hören! Die menschliche Stimme ist Musik im Ohre des Menschen. Dies sage nicht ich, sondern Didymus aus Alexandrien, und es ist ein erhabener Spruch. Gewiß war Didymus aus Alexandrien mehr als ein mittelmäßiger Philosoph. Ein Wort, nur ein einziges Wort, ich bitte Dich darum, mein schönes Kind! Weißt Du, meine Freundin, daß das Parlament selbst über ein Aysl seine hohe Gerichtsbarkeit übt, und daß Du in Deiner Zelle da oben, in der Liebsfrauenkirche, in keiner geringen Gefahr schwebtest? Je nun, der kleine Vogel Trochylus macht sein Nest im Rachen des Krokodils. Meister, da kommt der Mond wieder aus den Wolken hervor. Wenn man uns nur nicht entdeckt! Wir verrichten eine löbliche That, daß wir dieses Mädchen retten, und gleichwohl würde man uns im Namen des Königs hängen, wenn man uns erwischte. Die menschlichen Handlungen sind zweiseitig. Man straft an mir, was man Dir zum Lobe anrechnet. Mancher bewundert Cäsar und tadelt Catilina. Ist es nicht so, mein Meister? Was sagt Ihr zu dieser Philosophie? Ich besitze die Philosophie des Instinkts, der Natur, ut apes geometriam. Will mir denn Niemand antworten? Was geht Euch denn im Kopfe herum, Euch Beiden? Soll ich denn allein reden? Das nennt man im Drama einen Monolog. Pasque-Dieu! Ich sage Euch, ich habe den

König Ludwig XI. gesehen, und diesen Schwur habe ich von ihm aufgeschnappt. Also noch einmal Pasque-Dieu! Sie machen noch immer ihr ordentliches Geheul da drüben in der Altstadt. Ich sage Euch, dieser Ludwig ist ein alter, böser, garstiger König. Er ist mir immer noch das Geld für mein Hochzeitgedicht schuldig, und fast hätte er mich heute Nacht hängen lassen, was mir sehr ungelegen gekommen wäre. Das ist ein alter Geizhals, der für die Wissenschaften nichts thut. Er sollte die vier Bücher Salvian's von Köln *adversus avaritiam* lesen. In der That, das ist ein König, der mit Gelehrten nicht umzugehen weiß und sie barbarisch behandelt. Er ist ein Schwamm, der alles Geld des Volkes in sich saugt. Er ist ein frommer christlicher König, unter dessen Regierung die Kerker mit Gefangenen überfüllt sind und die Galgen von Gehängten brechen. Mit der einen Hand nimmt er und mit der andern hängt er. Groß und Klein, Hoch und Nieder, Niemand ist vor ihm sicher. Ich liebe diesen König nicht. Und Ihr, Meister?"

Der Schwarze ließ den schwatzhaften Poeten nach Herzenslust plaudern und steuerte emsig gegen die Gewalt des Stroms.

"Ei, Meister!" fuhr plötzlich Peter Gringoire fort: "als wir über den Platz der Liebfrauenkirche gingen, hat Guer tauber Quasimodo gerade einen armen Teufel auf das Pflaster herabfallen lassen. Wißt Ihr nicht, wer es war? Ich habe ein kurzes Gesicht und erkannte ihn nicht."

Der Unbekannte erwiederte kein Wort, aber die Ruder entfielen seinen Händen, sein Haupt senkte sich auf die Brust, und Esmeralda hörte ihn einen tiefen Seufzer ausstoßen. Sie zitterte an allen Gliedern, dieser Ton war ihr nicht unbekannt.

Der Rachen, sich selbst überlassen, trieb einige Augenblicke auf dem Wasser, aber bald faßte der Schwarze die Ruder wieder und steuerte gegen den Strom. Er umschiffte die Spitze der Insel, auf der die Liebfrauenkirche steht.

„Ah!“ begann der geschwätzige Poet, „da unten ist der Palast Barbeau. Seht einmal, Meister, seht doch hin: diese Gruppe schwarzer Dächer, welche sonderbare Winkel bilden, dort wo der Mond aus den Wolken bricht, wie das Gelbe eines Eiß, dessen Schale man zerschlagen hat. Das ist eine sehr schöne Wohnung, mit Kapelle und Glockenthurm, Gärten und Alleen, Fischteich und Vogelhaus, Labyrinth und Menagerie. Es steht noch ein Baum dort, den man den Liebesbaum nennt, weil in seinem Schatten eine berühmte Prinzessin und ein verliebter Connetable von Frankreich zu sitzen pflegten. Wir armen selige Philosophen sind gegen einen Connetable, was ein Krautkopf und ein Rettig unter den Pflanzen im Garten des Louvre sind. Aber gleichviel! Das menschliche Leben ist ein Gemisch von Gutem und Bösem bei den Großen wie bei den Kleinen. Der Schmerz ist immer neben der Freude, wie der Spondäus neben dem Daktylus. Erlaubt mir, Meister, daß ich Euch die Geschichte des Palastes Barbeau erzähle. Das endet sehr tragisch, und zwar im Jahre 1319 unter der Regierung Philipps V., der unter allen Königen von Frankreich am längsten regiert hat. Die Moral der Geschichte ist, daß die Versuchungen des Fleisches so gottlos als verderblich sind. Laß Dich nicht gelüsten nach Deines Nächsten Weib, so lockend ihre Reize auch seien. Unzüchtige Gedanken erzeugen Fleischeslust, Ehebruch ist . . . Hört doch! Da unten geht das Geschrei aufs Neue wieder an!“

In der That war der Lärm um die Liebfrauenkirche gestiegen, die Schiffenden horchten. Man hörte deutlich Siegesgeschrei. Bald erblickte man hundert Fackeln, welche sich in der Kirche, auf den Thürmen und Galerien hin und her bewegten, als ob sie etwas suchten. Jetzt auf einmal drang der Ruf: „Die Zigeunerin! die Here! Wo ist sie?“ deutlich in die Ohren der Flüchtigen.

Das unglückliche Geschöpf bedeckte angstvoll ihr Gesicht mit beiden Händen, und der Unbekannte ruderte aus allen Kräften dem Ufer zu. Inzwischen dachte unser Philosoph über die Lage der Dinge nach. Er nahm die Ziege in seine Arme und entfernte sich sachte von Esmeralda, welche sich dicht an ihn gedrängt hatte, als an den einzigen Zufluchtsort, der ihr übrig geblieben war.

Unser armer Peter Gringoire befand sich in keiner geringen Verlegenheit. Er bedachte, daß man, laut bestehenden Gesetzen, auch die Ziege hängen würde, wenn man sie wieder ergriffe, und es wäre doch Jammerschade um die niedliche Djali! Welche der beiden Verurtheilten sollte er nun retten? Beide zugleich, das schien ihm zuviel für seine Kräfte. Nach einem harten Kampfe entschloß er sich, die Ziege zu retten, und Esmeralda's Rettung dem Schwarzen zu überlassen.

Der Rachen stieß ans Land. Von der Altstadt herüber tönte immer noch das furchtbare unheilverkündende Geschrei. Der Unbekannte wollte die Aegypterin aus dem Rachen heben, sie stieß ihn zurück und hängt sich an Peter Gringoire's Aermel. Dieser entzog ihr seinen Arm, um die Ziege fester zu halten. Nun sprang sie allein ans Land. Sie war so verwirrt, daß sie nicht wußte, was sie that, noch wohin sie ging. So blieb sie einen Augenblick besinnungslos am Ufer stehen und blickte starr in die Wellen des Stroms. Als sie wieder zu sich kam, fand sie sich allein mit dem Unbekannten. Peter Gringoire war mit ihrer Ziege davon gelaufen.

Das arme Mädchen schauderte, sie wollte reden, schreien, Peter Gringoire rufen, aber ihre Zunge versagte ihr den Dienst und sie konnte keinen Laut über ihre Lippen bringen. Plötzlich fühlte sie die Hand des Unbekannten die ihrige berühren. Diese Hand war kalt wie Eis. Ihre Zähne klapperten, und sie wurde blässer als der Strahl des Mondes, der sie beleuchtete.

Der Unbekannte sprach kein Wort. Er hielt sie an der Hand und ging mit eilenden Schritten dem Gräveplatz zu. In diesem Augenblicke hatte sie ein unbestimmtes Gefühl, daß der Mensch seinem Schicksal nicht entrinnen kann. Sie mußte dem Manne folgen, der ihr Schrecken des Todes einflößte, sie hatte keine andere Wahl.

Sie blickte nach allen Seiten um sich. Kein lebendes Wesen war zu sehen. Sie hörte nur von ferne das Geschrei in der Altstadt, von der sie nur durch einen Arm des Flusses getrennt war, und von der ihr dem Tode geweihter Name herüber tönte.

Der Unbekannte schleppte sie immer mit gleicher Schnelligkeit und gleich tiefem Schweigen nach sich. Sie erkannte keine der Straßen, durch welche sie ging. Als sie vor einem beleuchteten Fenster vorüberkam, nahm sie alle ihre Kraft zusammen und rief: „Hülfe! Helft!“

Ein Bürgermann im bloßen Hemde und die Lampe in der Hand, öffnete das Fenster, blickte auf die Straße, murmelte einige unverständliche Worte, und schloß es wieder. So war der letzte Funken der Hoffnung erloschen.

Der Schwarze blieb stumm wie das Grab, er hielt sie fest an der Hand und eilte mit starken Schritten vorwärts. Sie leistete keinen Widerstand mehr, sie folgte ihm, sie war willenlos. Von Zeit zu Zeit sammelte sie so viel Kraft, um ihn mit halb erstirfter Stimme zu fragen: „Wer bist Du? Wer bist Du?“ Er antwortete nicht.

So kamen sie auf einen ziemlich großen Platz. Sie erkannte bei dem schwachen Licht des Mondes den Gräveplatz. Mitten auf demselben war der Galgen aufgerichtet.

Der Schwarze stand still, wendete sich gegen sie und schlug seine Kapuze zurück. Sie war versteinert und rief mit stammelnder Zunge: „Oh! Ich wußte wohl, daß er es ist!“

Es war der Priester. Wie ein Gespenst stand er im bleichen Mondenschein vor ihr.

„Höre,“ sagte er, und sie zitterte beim Ton dieser unheilvollen Stimme, welche sie seit langer Zeit nicht gehört hatte. „Höre,“ fuhr er fort. „Hier stehen wir jetzt. Höre mich! Das ist der Gräbeplatz. Du stehst am Rand des Grabes. Das Schicksal waltet über uns beiden. In meiner Hand liegt Dein Leben, in der Deinigen meine ewige Seligkeit. Höre mich also! Nach dieser Nacht wird es nimmer Tag, und der Fled Erde, auf dem Du stehst, ist der letzte, den Dein Fuß betritt. Höre mich, und ich verbiete Dir, ein Wort von Deinem Böhus zu sagen. Ich will diesen Namen nicht mehr hören. Wenn Du ihn aussprichst, so wird er Dir Tod und Verderben bringen. Ich bin fürchtbar in meinem Zorn.

„Wende Dein Gesicht nicht von mir weg,“ fuhr er mit dumpfer Stimme fort. „Höre mich, denn es handelt sich um Leben und Tod. Hier ist nicht zu spassen. Was wollte ich doch sagen? Weißt Du es nicht? Richtig, es fällt mir ein. Ein Parlamentsbeschuß überliefert Dich wieder der Hand des Henkers. Ich habe Dich den Händen Deiner Verfolger entrissen, aber sie sind auf Deinen Fersen. Blic auf!“

Der Priester streckte seinen Arm gegen die Altstadt aus. Das Geräusch von dort näherte sich: der Thurm in dem Hause des Lieutenants, der dem Gräbeplatz gegenüber wohnte, füllte sich mit Lichtern; man sah am entgegengesetzten Ufer Soldaten mit Fadeln herumlaufen und hörte sie rufen: „Die Zigeunerin! Wo ist die Zigeunerin? Sie muß sterben!“

Der Priester fuhr fort: „Du siehst selbst, daß sie Dich verfolgen, ich lüge nicht. Sie wollen Deinen Tod, ich aber liebe Dich. Oeffne den Mund nicht; sage mir nicht, daß Du mich hassest; ich will es nicht hören. Ich habe Dich gerettet. Ich kann Dich ganz retten. Alles ist vorbereitet. Du darfst nur

wollen. Sprich, und es ist geschehen.“ Er unterbrach sich heftig: „Nein, das wollte ich nicht sagen.“

Mit diesen Worten riß er sie zum Galgen, deutete mit dem Finger darauf und sagte kalt: „Wähle zwischen uns beiden!“

Sie entschlüpfte seinen Händen, sank vor dem Galgen nieder und umfaßte ihn mit beiden Armen, drehte dann ihr schönes Haupt um und sah den Priester über die Achsel an. Man hätte sie für die Jungfrau Maria am Fuße des Kreuzes halten können. Der Priester stand unbeweglich, den Finger zum Galgen erhoben, wie eine Bildsäule da.

Endlich schrie die Aegypterin: „Ich fürchte den Galgen weniger als Dich.“

Jetzt ließ er langsam den Arm sinken und richtete tiefbetrübt den Blick zur Erde. „Wenn diese Steine reden könnten,“ murmelte er, „so würden sie sagen, daß der unglücklichste Mensch von der Welt auf ihnen steht.“

Er fuhr fort. Esmeralda, die mit wildfliegenden Haaren vor dem Galgen kniete, unterbrach ihn nicht. Sein Ton war jetzt sanft, klagend und bildete einen seltsamen Contrast mit seinen harten, gebietenden Gesichtszügen.

„Ich,“ sagte er, „ich liebe Dich. In meinem Herzen brennt ein Feuer, das mich verzehrt. Tag und Nacht brennt es, Tag und Nacht, habe Mitleid! Keinen Augenblick Ruhe, Tag und Nacht, sage ich Dir, Tag und Nacht liege ich auf der Folter. Weißt Du, was ich leide? Du weißt es nicht, Du kannst es nicht fassen. Du siehst, daß ich sanft mit Dir spreche. Fürchte mich nicht mehr, habe Mitleid mit mir, liebe mich. Willst Du mich denn immer hassen? Ist es denn aus auf ewig! Dann werde ich wieder böse, grausam, furchtbar, mir selbst ein Abscheu. Du siehst mich gar nicht an! Du denkst vielleicht an etwas Anderes, während ich hier vor Dir stehe, schauernd auf

der Grenzlinie der Ewigkeit von zwei Menschen, von uns beiden! Denke nicht an jenen Mann, dessen Namen ich nicht nennen mag! Er liebt Dich nicht, er weiß nicht, was Liebe ist. Ich liebe Dich, ich allein. Ich will zu Deinen Knien sinken, ich will den Staub unter Deinen Füßen küssen, ich will weinen wie ein Kind, ich will mir das Herz aus dem Leibe reißen und Dir zum Opfer bringen. Ist das Alles nicht genug? Bist Du noch nicht zufrieden? Du bist ja so mild und gut gegen alle Menschen. Willst Du mich allein hassen? Unseliges Geschick!"

Der Priester bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Das Mädchen hörte ihn weinen. Er weinte zum erstenmale. So aufrecht stehend und schluchzend, erschien er noch unglücklicher und flehender, als wenn er auf den Knien gelegen wäre. Er weinte so einige Zeit.

"Fliehet, ihr Thränen," fuhr er fort, "ich finde keine Worte mehr. Ich wußte doch, was ich Dir sagen wollte, jetzt überläuft mich ein Schauer, jetzt, wo ich Dein Herz rühren soll. Die Welt versinkt unter meinen Füßen, habe Mitleid mit mir und mit Dir! Dein Wort ist Tod und Verdammniß für uns beide. Wenn Du wüßtest, wie ich Dich liebe! Wenn Du wüßtest, welch ein Herz in meinem Busen schlägt! Ich habe mich selbst, ich habe die Tugend aufgegeben um Deinetwillen! Ich bin kein Gelehrter, kein Edelmann, kein Priester mehr! Ich lebe nur für Dich, Du hast mich bezaubert. Ich verläugne Gott und die ewige Seligkeit, und will mit Dir zur Hölle fahren! Verdammst will ich sein mit Dir! Ich habe Dir Alles zum Opfer gebracht, Alles! Oh! es ist schrecklich und geht über menschliche Kräfte!"

Diese letzten Worte sprach er im Tone eines Wahnsinnigen aus. Er schwieg einen Augenblick und schrie dann mit lauter verzweifelter Stimme: „Kain, wo ist dein Bruder Abel?"

Er schwieg abermals und fuhr dann in herzerreißenden

Lönen fort: „Oh, Herr mein Gott, ich habe ihn auferzogen, ich habe ihn ernährt, ich habe ihn geliebt, ich habe ihn vergöttert und habe ihn getödtet! Ja, Herr mein Gott, vor meinen Augen hat man ihm das Haupt zerschmettert auf den Steinen deines Hauses. Er ist gestorben für mich, für dieses Weib da, für uns beide . . .“

Sein Auge schien erlöschen zu wollen, seine Stimme war gebrochen. Er wiederholte noch einige Male, mechanisch und in langen Zwischenräumen: „Für uns beide . . . Für uns beide . . .“

Seine Zunge brachte keinen verständlichen Ton mehr hervor, obgleich seine Lippen sich noch immer bewegten. Plötzlich stürzte er in sich selbst zusammen, wie ein Gebäude, das einfällt, und blieb bewegungslos auf der Erde liegen.

Eine Berührung der Aegypterin, die ihren Fuß unter seinem Körper wegzog, brachte ihn wieder zu sich. Er fuhr langsam mit der Hand über seine hohlen Wangen und schaute einige Augenblicke mit dumpfem Hinbrüten seine benetzten Finger an. „Wie,“ murmelte er, „ich habe geweint, ich!“

Jetzt wendete er sich wieder der Aegypterin zu und sagte mit unaussprechlicher Angst: „Du hast mich weinen sehen, und es rührt Dich nicht! Weißt Du, daß diese Thränen glühende Lavaströme sind? Und Du bleibst kalt? Du haßest mich, nichts bewegt Dein Herz! Du würdest mich sterben sehen und lachen. Ich aber kann Dich nicht sterben sehen. Ich will Dich retten. Es kostet Dich nur ein Wort, ein einziges Wort aus Deinem Munde. Sage mir, nicht daß Du mich liebst, sondern nur, daß Du durch mich gerettet sein willst. Das genügt mir schon. Säume nicht, die Zeit eilt. Ich beschwöre Dich bei Allem, was heilig ist. Sprich und zaudere nicht, ich könnte wieder hart werden wie Stein. Bedenke, daß ich Dein und mein Schicksal in meiner Hand habe. Mache mich nicht wahnsinnig, es könnte schrecklich enden. Du bringst eine Seele zur Verzweif-

lung, und mein Schatten wird Dich durch alle Ewigkeit verfolgen. Sprich nur ein einziges Wort!"

Sie öffnete den Mund, um ihm zu antworten. Er stürzte vor ihr auf die Kniee nieder und hoffte ein Wort der Rührung aus ihrem Munde zu vernehmen. Sie sagte kalt: „Du bist ein Meuchelmörder!"

Der Priester nahm sie wüthend in seine Arme, laut und furchtbar auflachend: „Ja, ich bin ein Meuchelmörder, und Du mußt die Meinige werden! Du willst mich nicht zum Sklaven, Du sollst mich zum Herrn haben. Ich weiß einen heimlichen Ort, wohin ich Dich schleppen will. Du mußt mir folgen oder sterben. Dein Leben ist in meiner Hand, ich überliefere Dich dem Galgen. Du mußt sterben oder mein sein! Die Meze des Priesters, des Apostaten, des Meuchelmörders! Und das in dieser Nacht noch, hörst Du! Lustig, Meze, küsse mich! Das Grab oder mein Bett!"

Sein Auge glühte von Wuth und Wollust. Die Aegypterin sträubte sich in seinen Armen. Er bedeckte sie mit Küssen.

„Beiße mich nicht, Ungeheuer!" rief sie. „Laß mich, stinkender Mönch, oder ich reiße Dir die Haare aus Deinem grauen Kopf!"

Der Priester wurde roth und blaß, ließ sie los und betrachtete sie mit düsteren Blicken. Sie glaubte sich siegreich und fuhr triumphirend fort: „Ich gehöre meinem Phöbus; Phöbus liebe ich, Phöbus ist schön! Du bist ein alter häßlicher Priester! Paße Dich!"

Der Priester stieß einen heftigen Schrei aus, wie ein Mensch, den man auf die Folter spannt. Dann sagte er zähneknirschend: „So stirb denn!"

Sie sah seinen furchtbaren Blick und wollte fliehen. Er faßte sie, warf sie zu Boden und zog sie auf dem Pflaster fort zum Rolandsthum.

Als er unter der Oeffnung der Zelle war, welche die Klausnerin bewohnte, wandte er sich zu ihr: „Zum letztenmale, willst Du mein sein?“

Sie erwiderte entschieden: „Nein!“

Jetzt schrie der Priester mit lauter Stimme: „Gudula! Gudula! Hier ist die Zigeunerin, räche Dich!“

Esmeralda fühlte sich plötzlich am Arm gehalten. Sie blickte auf, ein langer entfleischter Arm hatte sich aus der Oeffnung in der Mauer gestreckt und hielt sie mit eiserner Faust fest.

„Halte fest!“ sagte der Priester. „Es ist die entlaufene Zigeunerin. Laß sie nicht los! Ich will die Wache holen, dann kannst Du sie hängen sehen.“

Ein heiseres Lachen antwortete ihm aus dem Innern der Mauer. „Ha, ha, ha!“ tönte es in die Ohren der erschrockenen Aegypterin. Sie sah den Priester der Liebfrauenbrücke zulaufen. Man hörte von dieser Seite einen Trupp Reiter.

Esmeralda befand sich in den Händen der bösen, gehässigen Klausnerin. Zitternd vor Angst, suchte sie sich loszuwinden. Vergebens, eine eiserne Hand hielt sie fest. Die magern, knöchigen Finger der Klausnerin umfaßten ihren Arm wie eine Zange und drückten sich tief in das Fleisch ein. Erschöpft fiel sie gegen die Mauer, und Todesfurcht erfaßte sie. Sie dachte an die Schönheit des Lebens, an ihre Jugend, an den Anblick des Himmels und der Natur, an die Liebe, an Phöbus, an Alles, was vor ihren Blicken dahinschwand, und an Alles, was ihr jetzt drohte, an den Priester, der die Wache holte, an den Henker, der sich nahte, an den Galgen, der vor ihren Augen stand. Alle diese Schrecken durchzitterten ihre Glieder und sträubten das Haar auf ihrem Haupte empor. Sie hörte in ihren Ohren das heisere, unheilverkündende Lachen der Klausnerin: Ha, ha, ha! Du wirst gehängt.“

Halbtodt wendete sie sich gegen die Oeffnung und erblickte hinter dem Gitter das abgemagerte Gesicht der Klausnerin. „Was habe ich Dir gethan?“ jagte sie mit sterbender Stimme.

Die Klausnerin antwortete nicht und murmelte im singenden Tone einer Wahnwitzigen: „Tochter aus Aegyptenland! Tochter aus Aegyptenland! Tochter aus Aegyptenland!“

Das unglückliche Mädchen ließ den Kopf auf die Brust sinken und ergab sich in ihr Schicksal, denn sie fühlte, daß sie es mit keinem menschlichen Wesen zu thun hatte.

Plötzlich schrie die Klausnerin, als ob jetzt erst die Frage des Mädchens bis zu ihrem Gehirn gedrungen wäre: „Was Du mir gethan hast, fragst Du? Was Du mir gethan hast, Aegypterin? Höre! Ich hatte ein Kind, ich! siehst Du! Ein Kind hatte ich! ein Kind, sage ich Dir! Ein schönes kleines Kind! Oh, meine Agnes!“ fuhr sie fort und küßte Etwas in der Dunkelheit. „Siehst Du, ägyptisches Mädchen! Hörst Du! Man hat mir mein Kind genommen, man hat mir mein Kind gestohlen, man hat mir mein Kind gefressen! Das hast Du mir gethan.“

Die Aegypterin, wie ein Lamm in den Krallen des Wolfs, erwiderte: „Ach! ich war damals vielleicht noch nicht geboren!“

„Doch! doch! Du warst geboren; Du warst bei dieser Bande. Sie wäre von Deinem Alter. Also! Es sind jetzt fünfzehn Jahre, daß ich hier bin; hörst Du! Fünfzehn Jahre bete ich zu Gott; fünfzehn Jahre kreuzige ich mein Fleisch; fünfzehn Jahre leide ich Pein. Hörst Du, Zigeunerin, fünfzehn Jahre! Es sind Zigeunerinnen, sage ich Dir, die mir mein Kind gestohlen haben. Hörst Du? Und haben es mit ihren Zähnen gefressen. Hast Du ein Herz im Leibe? Weißt Du, wie ein kleines Kind ist, wie es spielt, wie es an der Mutter Brust trinkt, wie es schläft? Es ist so unschuldig! Hörst Du! das, das hat man mir genommen, gestohlen, umgebracht, gefressen! Der liebe Gott

im Himmel weiß es! Heute kommt die Reihe an Dich, ich will die Aegypterin fressen. Wäre dieses Eisengitter nicht, ich würde Dich mit meinen Zähnen zerfleischen. Das arme kleine Kind! Während es schlief, haben sie es genommen. Es ist aufgewacht und hat geschrien, aber seine Mutter war nicht da. Ah! ihr Zigeunerinnen, ihr habt mein Kind gefressen! Heute frisst man das eurige."

Sie stieß ein heiseres Gelächter aus und grinzte mit den Zähnen. Der Tag fing an zu grauen. Der Galgen erschien immer deutlicher in der Mitte des Platzes. Von der andern Seite des Flusses hörte man Pferdegetrappel, das sich näherte.

"Habe Mitleid," flehte das Mädchen mit gefalteten Händen; "habe Mitleid! Sie kommen. Ich habe Dir ja nichts gethan. Soll ich so furchtbar unter Deinen Augen sterben? Das ist doch zu schrecklich. Habe Mitleid! Laß mich los! Gnade! Ich will nicht so sterben!"

"Gib mir mein Kind wieder!" sagte die Klausnerin.

"Gnade! Gnade!"

"Gib mir mein Kind wieder!"

"Laß mich los, um Gottes Barmherzigkeit willen!"

"Gib mir mein Kind wieder!"

Die Aegypterin sank erschöpft in die Kniee, ihr Blick war gebrochen, als ob sie schon im Grabe läge. "Ach!" stammelte sie, "Du suchst Dein Kind, und ich suche meine Eltern."

"Gib mir meine kleine Agnes wieder! Du weißt nicht, wo sie ist? Dann mußt Du sterben! Ich will Dir sagen, ich war eine Hure; ich hatte ein Kind, man hat mir mein Kind genommen. Die Zigeunerinnen haben es genommen. Du siehst also wohl, daß Du sterben mußt. Wenn Deine Mutter, die Zigeunerin, kommt und Dich von mir fordert, so werde ich zu ihr sagen: Sieh hin, dort hängt sie am Galgen! Oder willst Du mir lieber mein Kind wieder geben? Weißt Du, wo mein

kleines Kind ist? Es war sehr klein. Ich will Dir zeigen, wie klein es war. Hier ist ein Schuh, ein kleiner niedlicher Schuh, das ist Alles, was mir von ihm übrig blieb. Weißt Du, wo der gleiche Schuh ist? Wenn Du es weißt, so sage mir's, und ich will auf meinen Knien dahin rutschen, wäre es auch am Ende der Welt."

Mit diesen Worten zeigte sie durch das Gitter der Aegypterin den kleinen gestickten Schuh. Es war schon hell genug, daß man dessen Form und Farbe unterscheiden konnte.

"Zeige mir diesen Schuh!" sagte Esmeralda mit zitternder Stimme. "Gott! Gott!"

Zugleich öffnete sie mit der Hand, die noch frei war, das kleine Säckchen, das sie am Halse trug.

"Deffne Dein Zaubersäckchen, Du Herrentochter!" murmelte die Klausnerin.

Plötzlich zitterte sie an allen Gliedern und schrie mit einer Stimme, die tief aus ihrem Innern kam: "Meine Tochter!"

Die Aegypterin hatte aus ihrem Säckchen einen kleinen Schuh gezogen, der dem anderen ganz gleich war. Auf diesem kleinen Schuh war ein Zettel befestigt, auf dem die Worte standen:

Find'st den Schuh, den du gesucht,

Liegst an deiner Mutter Brust!

Mit Blitzesschnelle hatte die Klausnerin die beiden Schuhe mit einander verglichen und die Schrift gelesen; dann drückte sie ihr Gesicht, das von himmlischer Freude strahlte, dicht an das Gitter und rief: "Meine Tochter! Meine Tochter!"

"Meine Mutter!" erwiderte Esmeralda.

Beider Entzücken vermag keine Feder zu schildern. Die Mauer und das Gitter war zwischen ihnen.

"Oh! die Mauer!" schrie die Klausnerin; "Oh! mein Kind sehen und nicht umarmen können! Deine Hand! Deine Hand!"

Esmeralda reichte ihr die Hand durch das Gitter, die Klausnerin warf sich auf ihre Hand, presste ihre Lippen fest darauf, hauchte ihre ganze Seele in diesen einzigen Kuß und gab kein anderes Lebenszeichen von sich, als einen Seufzer, der von Zeit zu Zeit ihre Weichen in die Höhe hob. Ein Strom von Thränen entfloß ihren Augen, sie weinte in der Stille, im nächtlichen Schatten ihrer Klausur; sie goß ihre Thränen, die seit fünfzehn Jahren in ihrer finsternen Zelle so oft einsam und verlassen gestossen waren, über diese angebetete Hand aus.

Plötzlich stand sie auf, strich ihre langen grauen Haare über die Stirne zurück und faßte mit beiden Fäusten an das Gitter, grimmiger als eine Löwin, der man ihre Zungen geraubt hat. Die Gitterstangen hielten fest. Jetzt holte sie in einem Winkel ihrer Zelle einen großen Stein, der ihr zum Kopfschiffen diente, und warf ihn mit solcher Gewalt gegen eine der Gitterstangen, daß sie brach. Ein zweiter Wurf zerschmetterte vollends das Gitter. Nun riß sie es vollends mit ihren beiden Händen ein. Es gibt Augenblicke, wo die Arme eines Weibes übermenschliche Kraft haben.

Nachdem der Zugang geöffnet war, und das geschah in weniger als einer Minute, faßte sie ihre Tochter um den Leib und zog sie in die Zelle. „Komm! Ich will Dich aus dem Abgrund ziehen,“ murmelte sie. Nachdem das Mädchen in der Zelle war, legte sie sie sanft auf den Boden nieder, nahm sie wieder auf und trug sie auf ihren Armen, als ob es noch immer ein kleines Kind wäre, ging in ihrem engen Behälter auf und ab, freudetrunken, strahlend, schreiend, singend, ihre Tochter küßend, mit ihr plaudernd, laut lachend, in Thränen zerfließend; Alles zumal und mit Uebermaß.

„Meine Tochter! Meine Tochter!“ rief sie. „Ich habe meine Tochter, da ist sie. Der liebe Gott hat sie mir wieder geschenkt. Kommt, kommt Alle herbei! Will Niemand meine Tochter sehen?“

Ich habe sie wieder. Heiliger Christ, wie schön sie ist! Du hast mich fünfzehn Jahre warten lassen, lieber Herrgott, um sie mir so schön wieder zu geben. Die Zigeunerinnen haben sie nicht gefressen, es war gelogen. Mein Kind, mein kleines Kind! Küsse mich doch! Ach, die guten Zigeunerinnen, wie ich sie liebe! Bist Du es denn auch? Darum also wendete sich mir das Herz im Leibe um, so oft ich Dich vorübergehen sah! Ich habe es für Haß gehalten. Verzeihe mir, mein Kind Agnes! verzeihe mir. Du mußt mich für recht böß halten, und ich liebe Dich doch so sehr. Dein kleines Muttermal am Halse, hast Du es immer noch? Laß sehen! Sie hat es immer noch. Wie bist Du doch so schön! Diese großen schwarzen Augen hast Du von mir, Jüngferchen. Bedanke Dich und küsse mich. Was liegt mir daran, daß andere Mütter Kinder haben! Jetzt lache ich sie aus. Sie sollen kommen und mein Kind sehen. Da ist sein Hals, seine Augen, seine Haare, seine Hand. — Zeigt mir auch einmal etwas so Schönes an Euern Kindern! Oh! Ich stehe euch dafür, sie wird Liebhaber bekommen, wie Sand am Meere! Ich habe fünfzehn Jahre geweint. Ich bin alt und häßlich geworden; aber sie ist desto schöner. Küsse mich, mein Kind!“

Die arme, freudetrunkene Mutter sagte ihr noch hundert ähnliche Dinge, küßte ihr die Hand, den Fuß, die Stirne, die Augen. Das Mädchen ließ sie machen und wiederholte nur von Zeit zu Zeit mit leiser, unendlich sanfter Stimme: „Meine Mutter!“

„Siehst Du, mein kleines Kind,“ fuhr die Klausnerin fort, während sie ihre Tochter mit Küßen bedeckte, „siehst Du, ich will Dich recht lieb haben. Wir gehen fort von hier. Wir werden sehr glücklich sein. Ich habe etwas geerbt zu Rheims, in unserer Heimath. Du weißt ja Rheims? Nein, Du weißt es nicht, Du warst noch zu klein. Wenn Du wüßtest, wie

niedlich Du mit vier Monaten warst! Es kamen Leute aus Sprenay, sieben Stunden weit, bloß um Deine kleinen Füße zu sehen. Wir werden zu Rheims ein Haus haben und ein Stück Feld. Ich werde Dich in mein eigenes Bett legen. Mein Gott! Mein Gott! Wer hätte das gedacht! Ich habe mein Kind wieder!"

"Oh, meine Mutter!" sagte das Mädchen, das endlich die Kraft fand, seinen Gefühlen Worte zu geben, "die Aegypterin hat es mir vorhergesagt. Es war eine alte Aegypterin bei uns, die im vergangenen Jahre gestorben ist, und die immer Sorge für mich trug, wie eine Amme. Die hat mir dieses Säckchen um den Hals geknüpft. Sie sagte immer zu mir: Kind, nimm dieses Kleinod wohl in Acht. Es ist ein Schatz, durch den Du eines Tages Deine Mutter wieder finden wirst. Du trägst deine Mutter am Halse. Das hat mir die Aegypterin vorausgesagt."

Die Klausnerin nahm ihre Tochter auf's Neue in die Arme: "Komm, laß dich küssen! Du erzählst so artig. Wenn wir wieder daheim sind, zu Rheims, wollen wir ein Jesuskind in der Kirche mit Deinen Schuhen belleiden. Wir sind das unserer lieben Frau schuldig. Mein Gott, was hast Du für eine schöne Stimme! Sie klang eben wie Musik in meinen Ohren. Ach, du lieber Herr und Heiland! Ich habe mein Kind wieder gefunden! Ist es denn möglich? Ist es denn zu glauben? Man stirbt an nichts, sonst wäre ich vor Freude gestorben."

Die Klausnerin lachte, klopfte in die Hände und rief: "Wie werden wir so glücklich sein!"

In diesem Augenblicke hörte man in der Zelle Waffengeräusch und das Galoppiren einer Abtheilung Reiter, die von der Brücke der Liebfrauenkirche zu kommen schien. Das ägyptische Mädchen warf sich angstvoll in die Arme der Klausnerin.

"Rette mich, Mutter! Rette mich! Sie kommen!"

Die Klausnerin wurde blaß wie der Tod.

„O Himmel! Was sagst Du da? Ich hatte es ganz vergessen! Man verfolgt Dich! Was hast Du denn gethan.“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete das unglückliche Kind; „aber ich bin zum Tode verurtheilt.“

„Sterben!“ sagte die Klausnerin wie vom Blitze getroffen. „Sterben!“ wiederholte sie langsam und heftete das starre Auge auf ihre Tochter.

„Ja, liebe Mutter,“ fuhr das Mädchen trostlos fort, „sie wollen mich tödten. Sie kommen, mich zu holen. Dieser Galgen steht für mich da. Rette mich! Rette mich! Sie kommen!“

Die Klausnerin blieb einige Augenblicke unbeweglich, wie versteinert; dann schüttelte sie ungläubig den Kopf, stieß ein furchtbares, wahnwitziges Gelächter aus und rief: „Ho! Ho! Das kann nicht sein! Das träumt Dir nur. Ho! Ho! ich sollte sie verloren haben, das sollte fünfzehn Jahre dauern, und sollte sie wieder finden, und nur für eine Minute! Und man wollte sie mir wieder nehmen! Und jetzt, wo sie groß und schön ist, und mit mir spricht und mich lieb hat, jetzt wollten sie kommen und sie fressen, unter meinen Augen, die ich ihre Mutter bin! Ho! Ho! Diese Dinge da sind nicht möglich. Das erlaubt der liebe Gott nicht.“

Jetzt schienen die Reiter Halt zu machen, und man hörte eine Stimme in der Ferne sagen: „Hieher, Herr Tristan! Der Priester sagte, daß wir sie am Rattenloche finden würden.“

Die Reiter setzten sich wieder in Marsch, und das Geräusch, das ihre Waffen und Pferde machten, drang in die enge Klausel. Die Klausnerin sprang mit einem Schrei der Verzweiflung in die Höhe: „Rette Dich! Rette Dich, mein Kind! Jetzt fällt mir Alles wieder ein; Du hast Recht. Du sollst sterben! Verflucht seien die Mörder! Rette Dich!“

Mit diesen Worten blickte sie durch die Oeffnung und zog

schnell den Kopf wieder zurück. „Bleibe,“ sagte sie mit leiser Grabesstimme und faßte krampfhaft die Hand der Aegypterin, die mehr todt als lebendig war. „Bleibe! Gib keinen Hauch von Dir! Es sind überall Soldaten. Sie würden Dich sehen, wenn Du fortgehst; es ist schon zu hell.“

Die Augen der Klausnerin waren trocken und brennend. Sie sprach nicht; sie ging mit großen Schritten in der Zelle auf und ab, blieb von Zeit zu Zeit stehen und riß sich mit beiden Händen ihre grauen Haare aus.

Plötzlich sagte sie: „Sie kommen! Ich will mit ihnen reden. Verstecke Dich in diesem Winkel, sie werden Dich nicht sehen. Ich will ihnen sagen, daß Du entkommen seist, daß ich Dich nicht habe halten können. Das will ich ihnen sagen!“

Sie ließ ihre Tochter in einem Winkel der Zelle niederliegen, worin man sie von außen nicht sah. Sie legte sie so, daß weder Hand noch Fuß aus dem Schatten traten, wickelte ihre schwarzen Haare los, um damit ihr weißes Kleid zu bedecken, stellte ihren Wasserkrug und den Stein, der ihr zum Kopfsissen diente, vor sie hin, in der Meinung, daß sie dadurch verborgen sein würde. Nachdem Alles dies geschehen war, schien sie ruhig, kniete nieder und betete. Der Tag, kaum angebrochen, warf noch wenig Licht in die dunkle Zelle.

In diesem Augenblicke ließ sich ganz nahe an der Klausen die teuflische Stimme des Priesters hören: „Hieher, Hauptmann Phöbus de Chateaupers!“

Als Esmeralda in ihrem Winkel diese Stimme und diesen Namen hörte, machte sie eine Bewegung. „Rühre Dich nicht!“ sagte die Klausnerin.

Raum hatte sie dies gesprochen, so erhob sich großer Tumult vor der Zelle, und viele Reiter mit bloßem Schwert hielten vor der Oeffnung. Die Klausnerin stand geschwind auf und trat an das Gitter, damit man nicht herein sehen könnte. Sie sah

auf dem Gräbeplatz eine starke Abtheilung Reiterei aufmarschirt. Der Anführer derselben stieg ab und trat an die Oeffnung der Zelle. „Alte,“ sagte er, „wir suchen eine Hexe, um sie zu hängen. Man hat uns gesagt, daß Du sie festhältst.“

Die arme Mutter gab sich ein so gleichgültiges Ansehen, als ihr möglich war, und erwiderte: „Ich verstehe nicht recht, was Ihr sagen wollt.“

„Zum Teufel! Was hat uns denn da dieser verdammte Pfaffe für ein Lied gesungen! Wo ist er?“

„Gnädiger Herr,“ antwortete ein Soldat, „er ist verschwunden.“

„Nun, Alte,“ fuhr der Anführer fort, „belüge mich nicht. Man hat Dir eine Hexe zu halten gegeben. Wo ist sie hingekommen?“

Die Klausnerin wollte nicht Alles läugnen, um keinen Verdacht zu erwecken, und versetzte in verdrießlichem Tone, aber mit der Miene der Aufrichtigkeit: „Wenn ihr von einem jungen großen Mädchen redet, das man mir eben in die Hände geliefert hat, so will ich Euch sagen, daß ich sie loslassen mußte, weil sie mit den Zähnen um sich gebissen hat, wie eine wilde Kaze. Jetzt laßt mich zufrieden!“

Der Anführer der Reiter machte ein verlegenes Gesicht: „Belüge mich nicht, Du altes Gespenst! Ich heiße Tristan und bin der Gevatter des Königs. Tristan, hörst Du?“

Mit diesen Worten blickte er auf dem Gräbeplatze umher und fügte hinzu: „Tristan, das ist ein Name, der hier sein Echo hat.“

„Ihr seid Tristan,“ erwiderte die Klausnerin, die neue Hoffnung schöpfte, „und wenn Ihr Satan selbst wäret, so hätte ich Euch nichts Anderes zu sagen, und glaubet nicht, daß ich Euch fürchte.“

„Das ist eine alte Bettel, die Haar auf den Zähnen hat!“

sagte Tristan lachend. „Und nach welcher Seite hat sich denn die Hexe geflüchtet?“ Die Klausnerin erwiderte in einem gleichgültigen Tone: „Gegen die Straße Mouton, glaube ich.“

Tristan wendete den Kopf und gab seiner Abtheilung ein Zeichen, sich zum Abmarsch bereit zu machen. Die Klausnerin athmete leichter.

„Gnädiger Herr,“ sagte plötzlich ein Bogenschütze, „fragt doch die alte Betschwester, warum das Gitter ihrer Zelle so auseinandergerissen ist?“

Diese Frage erfüllte das Herz der unglücklichen Mutter mit neuer Angst. Sie verlor jedoch nicht alle Geistesgegenwart und stotterte: „Es ist immer so gewesen.“

„Bah!“ versetzte der Bogenschütze, „noch gestern hat das Gitter ein schönes schwarzes Kreuz gebildet, das zur Frömmigkeit aufforderte.“

Tristan warf einen Seitenblick auf die Klausnerin und sagte: „Ich glaube, die alte Gevatterin hat kein gutes Gewissen.“

Die Unglückliche fühlte, daß Alles von ihrer festen Haltung abhing, und, den Tod im Herzen, fing sie an zu zanken. Mütter haben solche Kraft! — „Bah!“ sagte sie, „dieser Mensch ist betrunken. Es ist schon mehr als ein Jahr, daß das Hintertheil eines Steinwagens mein Gitter eingerissen hat. Und ich habe damals den Fuhrmann tüchtig gezankt.“

„Das ist wahr,“ bezeugte ein anderer Bogenschütze, „ich war dabei.“

Es gibt überall Leute, die Alles mit eigenen Augen gesehen haben wollen. Dieses unerwartete Zeugniß des Bogenschützen gab der Klausnerin frische Hoffnung; aber sie war einmal zu einem fortwährenden Wechsel zwischen Furcht und Hoffnung verdammt.

„Wenn das durch einen Wagen geschehen ist,“ entgegnete

der erste Bogenschütze, „so müßten die Gitter nach innen gebogen sein, statt daß sie es nach außen sind.“

„He! He!“ sagte Tristan, „Du hast die Nase eines Großinquisitors. Antworte darauf, Alte.“

„Mein Gott!“ rief sie, von Angst erfüllt und unwillkürlich schluchzend, „ich schwöre Euch, gnädiger Herr, daß ein Wagen dieses Gitter eingestoßen hat. Ihr hört ja selbst, daß dieser Soldat dabei war. Und dann, was hat das mit Eurer Zigeunerin zu schaffen?“

„Hm!“ brummte Tristan.

„Der Bruch des Eisens ist ja ganz frisch, das sieht ein Blinder!“ sagte der Soldat, der sich durch das Lob des Prevot geschmeichelt fühlte.

Tristan schüttelte den Kopf. Die Klausnerin erbleichte.

„Wie lange her ist es, sagtet Ihr, daß dieser Wagen das Gitter eingestoßen hat?“ fragte der Prevot.

„Ein Monat, vierzehn Tage vielleicht, gnädiger Herr! Ich weiß nicht mehr.“

„Sie hat ja eben erst gesagt, daß es über ein Jahr sei,“ bemerkte der Bogenschütze.

„Das hinkt!“ sagte Tristan.

„Gnädiger Herr,“ rief die Klausnerin aus der Oeffnung ihrer Zelle, vor der sie stehen blieb, damit man nicht hineinsehen könne, „gnädiger Herr, ich schwöre Euch, daß ein Wagen dieses Gitter eingestoßen hat. Ich schwöre es Euch bei den heiligen Engeln des Paradieses. Wenn es nicht so ist, so will ich Gott nicht angehören und ewig verdammt sein!“

„Du zeigst viele Hestigkeit bei diesem Schwur!“ sagte Tristan mit seiner Inquisitorsmiene.

Das arme Weib verlor je mehr und mehr ihre feste Haltung. Sie sah mit Schrecken ein, daß sie sich hier auf eine Art ereisert hatte, die ihrer Sache nicht zu Statten kam.

Jetzt kam ein anderer Soldat und schrie: „Gnädiger Herr, die Alte hat gelogen. Die Here ist nicht durch die Straße Mouton entkommen. Die Straße ist die ganze Nacht durch die Kette gesperrt geblieben, und der Wächter hat Niemand vorübergehen sehen.“

Tristan, dessen Gesicht immer finsterner wurde, sagte mit strenger Miene zu der Klausnerin: „Was hast Du hierauf zu antworten?“

Sie versuchte diesem neuen Sturme die Spitze zu bieten: „Was soll ich antworten, gnädiger Herr? der Mensch kann sich irren. Ich glaube, daß sie sich über den Fluß gerettet hat.“

„Das ist ja gerade die entgegengesetzte Seite,“ wendete der Prevot ein, „und sie wird schwerlich sich in die Altstadt geflüchtet haben, wo man sie suchte und verfolgte. Du lügst, Alte!“

„Und dann,“ fügte der erste Bogenschütze hinzu, „ist ja weder auf dieser, noch auf der andern Seite des Flusses ein Rachen.“

„Sie kann ja über das Wasser geschwommen sein,“ entgegnete die Klausnerin, die nur Schritt um Schritt wich.

„Können denn die Weiber schwimmen?“ fragte der Soldat.

„Beim Satan, Alte! Du lügst! Du lügst!“ fiel Tristan zornig ein. „Ich habe gute Lust, die Here laufen zu lassen und Dich zu packen. Eine Viertelstunde auf der Folter wird Dir vielleicht die Wahrheit aus dem Rachen ziehen. Mach Dich fertig!“

Die Klausnerin griff gierig diese Worte auf: „Wie Ihr wollt, gnädiger Herr! Spannt mich auf die Folter. Ich bin es wohl zufrieden. Führt mich fort! Gleich, auf der Stelle!“

Während ich auf der Folter liege, dachte die Mutter, kann sich meine Tochter retten.

„Beim Himmel!“ sagte der Prevot, „die sehnt sich ja ordentlich nach der Folter! Sie muß eine Närrin sein.“

Ein alter Sergent der Nachtwache trat vor und sagte zum Prevot: „So ist es, gnädiger Herr! Das Weib ist närrisch, und wenn sie die Zigeunerin losgelassen hat, so ist es nicht ihre Schuld, denn sie liebt die Aegypter nicht. Ich bin schon fünfzehn Jahre bei der Kunde, und hörte sie jeden Abend die Zigeunerinnen mit tausend Flüchen verwünschen. Wenn diejenige, welche wir verfolgen, die kleine Tänzerin mit der Ziege ist, wie ich glaube, so weiß ich, daß sie diese am meisten haßt.“

Die Klausnerin nahm alle ihre Kraft zusammen und wiederholte: „Diese am meisten.“

Das einstimmige Zeugniß der Leute von der Nachtwache bestätigte dem Prevot die Wahrheit dessen, was der alte Sergent gesagt hatte. Tristan, der nichts weiter aus ihr herauszubringen hoffte, fehrte ihr den Rücken, und mit unaussprechlicher Angst sah sie ihn seinem Pferde zugehen.

„Aufgefessen!“ murmelte er zwischen den Zähnen, „ich will nicht ruhen, bis diese Zigeunerin gehängt ist.“

Er zauderte inzwischen noch einige Zeit, ehe er zu Pferd stieg. Die Klausnerin schwebte zwischen Leben und Tod, als sie ihn auf dem Platze umher wie einen Jagdhund herumschnuppern sah, der die Nähe des Wildes riecht und sich nicht entfernen will. Endlich schüttelte er den Kopf und sprang in den Sattel. Das gepreßte Herz der Klausnerin erweiterte sich, sie warf einen Blick auf ihre Tochter, welche sie bisher nicht anzusehen gewagt hatte, und sagte leise: „Gerettet!“

Das arme Mädchen war diese ganze Zeit über in seinem Winkel geblieben, ohne sich zu rühren, ohne einen Hauch von sich zu geben. Der Tod stand vor ihrer Thüre. Sie hatte den ganzen Auftritt zwischen der Klausnerin und Tristan mit angehört, und jede Angst ihrer Mutter war ihr wie ein Pfeil in

das eigene Herz gedrungen. Sie hatte mitempfunden, wie nach und nach das Seil brach, das sie über dem Abgrund schwebend erhielt; sie hatte jede Minute geglaubt, daß es jetzt brechen und sie in dem Schlund begraben werde. Endlich athmete sie freier und fühlte wieder festen Fuß auf der Erde.

In diesem Augenblicke hörte sie eine Stimme sagen: „Donnerwetter, Herr Prevot! Ich bin ein Soldat, und es ist nicht meine Sache, Heren zu hängen. Das Lumpenpack ist zusammengehauen, das Andere könnt Ihr allein ausrichten. Ich gehe zu meiner Compagnie, die ihren Anführer bräucht.“

Diese Stimme gehörte Phöbus de Chateaupers an. Die Aegypterin hörte sie mit unaussprechlicher Wonne, er war also da, ihr Freund, ihr Beschützer, ihr Asyl, ihr Phöbus! Sie sprang auf, und ehe ihre Mutter es hindern konnte, stand sie am Gitter und schrie: „Phöbus! Hieher, mein Phöbus!“

Phöbus war nicht mehr da. Er war eben im Galopp um die Straßenecke verschwunden. Tristan aber war noch nicht fortgeritten.

Die Klausnerin stürzte sich heulend auf ihre Tochter und zog sie so gewaltsam zurück, daß ihre Nägel in ihr Fleisch drangen. Sie war wie eine wüthende Tigerin. Allein zu spät, Tristan hatte sie schon gesehen.

„He! He!“ rief er mit höllischem Lachen, „zwei Mäuse in einer Falle!“

„Ich merkte es doch,“ sagte der Soldat.

Tristan klopfte ihm auf die Schulter: „Du bist eine gute Katze! Wo ist Henriette Cousin?“

Ein Mann, der weder das Gesicht noch die Kleidung eines Soldaten hatte, trat aus den Reihen. Er trug einen Bündel Stricke in seiner plumphen Faust. Dieser Mensch war immer bei Tristan, und Tristan immer bei dem König Ludwig.

„Freund,“ sagte Tristan, „das ist ohne Zweifel die Here,

die wir suchen. Hänge sie fein ordentlich! Hast Du Deine Leiter bei Dir?"

„Es ist eine da unten, gleich unter dem Schoppen,“ antwortete der Mensch. „Soll die Sache an diesem Galgen verurtheilt werden?“

„Ja!“

„Ho!“ fuhr er mit einem bestialischen Gelächter fort, „dann haben wir keinen weiten Weg zu machen.“

„Spute Dich, Du kannst nachher lachen!“ sagte Tristan.

Seit Tristan ihre Tochter gesehen hatte und alle Hoffnung verschwunden war, hatte die Klausnerin noch kein Wort gesprochen. Sie hatte das arme Mädchen halbtodt in den Winkel der Zelle gelegt und war an das Gitter getreten. Ihre beiden Hände waren links und rechts um die Stäbe geklammert, wie Klauen. In dieser Stellung betrachtete sie furchtlos die Soldaten rund umher. Ihr Blick hatte einen furchtbaren Ausdruck ingrimmigen Wahnsinns. Als Henriët Cousin sich der Zelle näherte, warf sie einen so entsetzlichen Blick auf ihn, daß er zurückbebt.

„Gnädiger Herr,“ sagte er zum Prevot, „welche von beiden soll gehängt werden?“

„Die Junge.“

„Desto besser, denn die Alte scheint mir nicht sehr zugänglich.“

„Arme kleine Tänzerin mit der weißen Ziege!“ sagte der alte Sergent der Nachtwache.

Henriët Cousin näherte sich der Oeffnung. Sein Auge konnte den furchtbar glühenden Blick der Mutter nicht ertragen. Er schlug es zu Boden und sagte mit ungewohnter Schüchternheit: „Madame . . .“

Sie unterbrach ihn mit tiefer, vor innerer Wuth zitternder Stimme: „Was willst Du?“

„Nicht Euch, sondern die Andere.“

„Welche Andere?“

„Die Junge.“

Sie schüttelte den Kopf und schrie: „Es ist Niemand hier! Es ist Niemand hier! Es ist Niemand hier!“

„Doch,“ erwiderte der Hentker, „Ihr wißt es wohl. Laßt mich die Junge nehmen. Ich will ja Euch kein Leids anthun.“

„Ah! Du willst mir kein Leid anthun, mir!“ wiederholte sie mit bitterem Lachen.

„Laßt mir die Andere, liebe Frau! Der Herr Brevot will es so haben.“

Sie wiederholte im Tone des Wahnwizes: „Es ist Niemand da! Es ist Niemand da! Es ist Niemand da!“

„Doch!“ versetzte der Hentker. „Wir haben Alle gesehen, daß Ihr zu zwei waret.“

„So, sieh selbst nach! Stecke Deinen Kopf durch die Oeffnung!“ sagte die Wahnsinnige mit herausforderndem Trotz.

Der Hentker warf einen Blick auf sie und wagte nicht näher zu treten.

„Spute Dich!“ schrie ihm Tristan zu, der seine Reiter im Halbzirkel um das Rattenloch aufgestellt hatte und zu Pferd in der Nähe des Galgens hielt.

Der Hentker trat zu ihm; er war ganz verstört und hatte seinen Strick auf den Boden gelegt. „Gnädiger Herr,“ fragte er, „wie soll ich hineintommen?“

„Durch die Thüre.“

„Es ist keine da.“

„Durch das Fenster.“

„Es ist zu enge.“

„Mach es weiter,“ erwiderte Tristan zornig. „Gibt es keine Hämmer mehr in der Welt?“

Die arme Mutter stand fortwährend auf der Wache unter

ihrer Höhle und hütete den Eingang. Sie hoffte nichts mehr, sie wußte nicht, was sie wollte; aber sie wollte sich ihre Tochter nicht nehmen lassen, das allein wußte sie.

Der Henker ließ die Leiter an den Galgen setzen. Tristan trat mit fünf oder sechs Mann von der Brevotalwache, die Steinhauer-Werkzeuge in der Hand führten, an die Oeffnung der Zelle.

„Alte,“ sagte er mit strengem Tone, „liefere uns dieses Mädchen gutwillig aus.“

Sie betrachtete ihn wie Jemand, der nicht versteht.

„Alle Teufel!“ fuhr Tristan fort, „warum willst Du denn hindern, daß diese Here gehängt werde, wie es des Königs Wille ist?“

Die Unglückliche schlug ein wildes Gelächter auf: „Warum? Weil sie meine Tochter ist.“

Der Ton, mit dem sie dieses Wort aussprach, war so entsetzlich, daß er selbst den Brevot und den Henker schaudern machte.

„Es thut mir leid,“ erwiderte Tristan, „aber so lautet des Königs Wille.“

Sie lachte abermals wild auf: „Was geht mich Dein König an? Ich sage Dir ja, daß es meine Tochter ist!“

„Brecht die Mauer durch,“ sagte Tristan.

Um dies zu bewerkstelligen, durfte man nur die Steine unterhalb der Oeffnung abheben. Als die Klausnerin den Schlag der Hämmer hörte, die ihre Festung untergraben sollten, stieß sie einen furchtbaren Schrei aus. Dann wendete sie sich mit erstaunlicher Schnelligkeit in ihrer Zelle hin und her, wie ein wildes Thier in seinem Käfig. Sie sprach nichts, aber ihre Augen schossen Blitze aus. Die Soldaten betrachteten sie mit einem Schauder, der durch Mark und Bein drang.

Plötzlich nahm sie ihren großen Stein, lachte laut, hob

ihn mit beiden Fäusten in die Höhe, und warf ihn auf die Arbeiter. Der mit zitternder Hand geworfene Stein traf Niemand und blieb unter den Füßen von Tristans Pferd liegen. Sie grinsten mit den Zähnen.

Inzwischen war es vollkommen Tag geworden, obwohl man die Sonne noch nicht am Himmel erblickte. Einige Fenster der umliegenden Häuser öffneten sich, Marktleute mit ihren Eseln zogen über den Platz, blieben einen Augenblick vor diesem Soldatenhaufen, der sich um das Rattenloch versammelt hatte, erstaunt stehen und gingen dann weiter.

Die Klausnerin hatte sich neben ihre Tochter gesetzt, deckte sie mit ihrem Körper, sah sie starr an und hörte, wie das arme Kind von Zeit zu Zeit aus tiefer Brust seufzte: „Phöbus! Phöbus!“

Je mehr die Zerstörung der Arbeiter vorzurücken schien, um so näher drängte sich die Mutter an ihre Tochter. Plötzlich sah sie einen Stein stürzen und vernahm die Stimme Tristans, der die Arbeiter ermunterte. Jetzt erwachte sie aus ihrer Betäubung und schrie mit einer Stimme, die bald wie ein schneidendes Werkzeug das Ohr zerriß, bald stotterte, als ob alle Verwünschungen sich auf ihren Lippen drängten, um zumal loszubrechen: „Ho! Ho! Ho! Das ist doch entsetzlich! Ihr Räuber, die Ihr seid! Wollt Ihr mir denn wirklich meine Tochter nehmen? Ich sage Euch ja, daß es meine Tochter ist! Oh, die feigen Hentler! Oh, die elenden Meuchelmörder! Zu Hülfe! Zu Hülfe! Es brennt! So lasse ich mir mein Kind nicht nehmen! Wer ist denn der, den man unsern Herrgott nennt?“

Jetzt wendete sie sich an Tristan, schäumend, mit stierem Blick, auf allen Vieren liegend wie ein Panther: „Komm einmal und nimm mir mein Kind! Verstehst Du denn nicht, daß dieses Weib hier Dir sagt, daß dieses Mädchen ihre Tochter sei? Weißt Du, was das ist, ein Kind zu haben? Sprich,

Wehrwolf! Hast Du nie einen kleinen Wolf gehabt? und wenn Deine Jungen heulen, lehrt Dir das nicht das Herz im Leibe um?"

„Laßt den Stein nieder, er hält nimmer!“ sagte Tristan.

Die Hehebäume hoben die schwere Masse. Der letzte Wall der Mutter war gebrochen. Sie warf sich darauf, wollte den Stein zurückhalten, zerkrachte ihn mit ihren Nägeln, allein die gewichtige Masse, von sechs Männern in Bewegung gesetzt, entwischte ihr und rutschte sachte an den eisernen Hehebäumen hinab auf den Boden.

Jetzt, da die Zelle zugänglich war, warf sich die Mutter quer vor den Eingang, verrammelte die Bresche mit ihrem Körper, rang die Hände, stieß den Kopf auf den harten Stein, und schrie mit einer vor Anstrengung erschöpften, kaum hörbaren Stimme: „Zu Hülfe! Zu Hülfe! Es brennt! Es brennt!“

„Jetzt nehmt das Mädchen,“ sagte immer ungerührt Tristan.

Die Mutter warf so fürchtbare Blicke auf die Soldaten, daß sie eher Lust hatten zurückzuweichen, als vorwärts zu gehen.

„Vorwärts doch!“ sagte der Prevot. „Henriet Cousin, was zauderst Du?“

Niemand that einen Schritt.

Der Prevot fluchte: „Beim heiligen Christ! Ihr wollt Soldaten sein, und fürchtet Euch vor einem Weib?“

„Gnädiger Herr,“ erwiderte Henriet, „Ihr nennt das ein Weib?“

„Sie hat eine Löwenmähne,“ sagte ein Anderer.

„Vorwärts!“ fuhr der Prevot fort, „der Eingang ist breit genug. Dringt zu drei in einer Reihe ein, wie in der Bresche von Pontoise. Macht der Sache ein Ende, und den ersten, der zurückweicht, haue ich in zwei Stücke.“

Zwischen die Drohungen des Prevot und die Furcht vor

der Klausnerin gestellt, zauderten die Soldaten einen Augenblick und rüdtten dann gegen das Rattenloch an.

Als die Klausnerin dieses sah, erhob sie sich plötzlich auf ihre Kniee, strich ihre grauen Haare aus dem Gesichte und ließ ihre abgemagerten Arme auf die Hüften herabfallen.

Jetzt drangen große Thränen, eine nach der andern, aus ihren Augen, und floßen wie ein Strom, der sich Bahn gemacht hat, über ihre eingefallenen Wangen herab. Zu gleicher Zeit begann sie mit einer so sanften, bittenden, unterwürfigen, rührenden Stimme zu sprechen, daß mehr als einer der rohen Soldaten der Brevotalwache, die um ihren Anführer standen und sonst das Leben eines Menschen für nichts achteten, sich die Augen wischte.

„Gnädige Herren! Ihr Herren Sergenten von der Nachtwache!“ sagte sie, „nur ein Wort! Es ist etwas, was ich Euch sagen muß. Das ist mein Kind, seht Ihr! Mein liebes kleines Kind, das ich verloren hatte! Versteht Ihr das? Oh, das ist eine Geschichte! Stellt Euch vor, daß ich die Herren Sergenten recht gut kenne. Sie waren immer so gütig gegen mich, zur Zeit als mich die kleinen Buben mit Steinen warfen, weil ich eine Hure war. Seht, Ihr laßt mir gewiß mein Kind, wenn Ihr erst Alles wissen werdet. Ich war ein armes Freudenmädchen. Die Zigeunerinnen hatten sie mir gestohlen. Ich hatte sie nicht mehr, aber ihren kleinen Schuh habe ich fünfzehn Jahre lang aufbewahrt. Seht, da ist er. Nicht wahr, sie hatte einen kleinen Fuß? Zu Rheims! Paquette Chantefleurie! Straße Folle-Beine. Ihr werdet wohl davon wissen. Ich war die Chantefleurie. Ihr habt Mitleid mit mir, nicht wahr, meine gnädigen Herren! Die Zigeunerinnen hatten sie mir gestohlen und fünfzehn Jahre lang versteckt. Ich hielt sie für todt. Stellt Euch vor, meine lieben Freunde, daß ich sie für todt hielt. Darum ging ich in diese Zelle und bin jetzt fünfzehn

Jahre hier, ohne Feuer im Winter. Das ist hart, sehr hart. Der arme liebe kleine Schuh! Ich habe so lange gebetet, bis mich der liebe Gott endlich erhört hat. In dieser Nacht hat er mich erhört und mir mein Kind zurückgegeben. Ja dieses Wunder hat der liebe Gott verrichtet. Sie war nicht todt. Ihr werdet sie mir nicht nehmen, das weiß ich gewiß. Wenn Ihr mich haben wolltet, würde ich nichts sagen, aber sie, ein Kind von sechzehn Jahren! Laßt ihr doch Zeit, die Sonne zu sehen; was hat sie Euch gethan? Nichts, gar nichts. Ich auch nicht. Wenn Ihr wüßtet, daß ich sonst nichts habe auf der Welt, als dieses Kind, daß ich alt bin, und daß es ein Segen der heiligen Jungfrau ist, welchen sie mir zurückgegeben hat! Ihr seid ja lauter gute Leute. Ihr wüßtet nicht, daß es mein Kind ist, jetzt wißt Ihr es. Ich liebe dieses Kind, Herr Generalprofos, und ich wollte lieber ein Loch in meinem Leibe, als daß ihm der kleine Finger geritzt würde. Ihr seht aus, wie ein guter gnädiger Herr! Ihr wißt jetzt, wie die Sache ist, nicht wahr? Oh! Wenn Ihr auch eine Mutter habt, gnädiger Herr, laßt mir mein Kind, Ihr habt ja hier zu befehlen! Wollet erwägen, daß ich auf den Knien vor Euch liege, wie vor einem Jesusbilde! Ich verlange von Niemand etwas, ich bin aus Rheims, meine gnädigen Herren! Ich besitze dort ein Stück Feld von meinem Oheim, Mahiet Pradon. Ich bin keine Bettlerin. Ich verlange nichts, ich will nur mein Kind haben. Ich will es behalten, der liebe Gott, der unser Aller Herr ist, hat es mir nicht umsonst zurückgegeben. Der König! Ihr sagt, der König! Was wird es ihm für Vergnügen machen, wenn man mein kleines Kind tödtet? Und der König ist ja gut! Es ist mein Kind, mein eigen! Sie gehört nicht dem König, und auch nicht Euch! Ich will fort, wir wollen fort! Zwei Weibspersonen, wovon die eine die Mutter, und die andere die Tochter ist, man läßt sie passiren! Laßt uns passiren! wir sind aus

Rheims! Wir sind lauter brave Leute, und ich weiß, daß mir die Herren Sergenten mein liebes kleines Kind nicht nehmen werden, das ist unmöglich! Nicht wahr, das ist ganz unmöglich? Mein Kind will ich behalten."

Man kann sich keinen Begriff machen von den Geberden und dem Ton der unglücklichen Mutter, von den Thränen, welche sie hinabschluckte, während sie sprach, von ihrem Händerringen, von ihrem schmerzlichen Lächeln und herzerreißenden Stöhnen. Als sie schwieg, runzelte Tristan die Stirne, aber es geschah, um eine Thräne zu verbergen, die in seinem Tigerauge perlte. Er besiegte jedoch diese Schwäche und sagte kurz abbrechend: „Der König will es haben!"

Hierauf neigte er sich zum Ohre des Henkers und sagte leise zu ihm: „Mach der Sache ein Ende!"

Der furchtbare Generalprokos fühlte vielleicht, daß selbst ihm das Herz zu brechen begann.

Der Henker und die Soldaten drangen in die Zelle ein. Die Mutter leistete keinen Widerstand, sondern schleppte sich bloß zu ihrer Tochter hin und deckte sie mit ihrem Leibe. Als die Aegypterin die Soldaten nahen sah, erweckte sie der Todeserschrecken aus ihrer Betäubung.

„Meine Mutter!" schrie sie mit unaussprechlicher Angst. „Zu Hülfe, meine Mutter! Sie kommen!"

„Ja, mein Herzenskind, ich helfe Dir!" antwortete die Mutter mit gebrochener Stimme und schloß sie fest in ihre Arme.

So lagen beide, Mutter und Tochter fast leblos am Boden — ein jammervoller Anblick.

Henriet Cousin faßte das Mädchen um die Mitte des Leibes. Als sie seine Hand fühlte, stieß sie einen Schrei aus und sank in Ohnmacht. Der Henker, aus dessen Augen große Thrämentropfen fielen, wollte sie forttragen. Er versuchte die Mutter von ihr loszumachen, aber sie hatte sich so fest an ihr

Kind geklammert, daß es unmöglich war, sie von ihm zu trennen. Nun schleifte der Henker beide zumal aus der Zelle. Mutter und Tochter lagen da mit geschlossenen Augen. Die Sonne ging eben auf, und es waren schon ziemlich viele Leute auf dem Platze, die von Ferne zusahen, was man da gegen den Galgen schleife. Sie blieben in gemessener Entfernung, denn der Generalprokos pflegte die Neugierigen nicht zuzulassen. An den Fenstern erblickte man Niemand. Nur auf dem Thurme der Liebfrauenkirche sah man zwei Menschen, die auf den Gräveplatz herabzuschauen schienen.

Der Henker hielt am Fuße der Leiter und legte, tief athmend, so sehr hatte ihn die Sache ergriffen, die Schlinge um den schönen Hals des Mädchens. Die Unglückliche fühlte die furchtbare Berührung des Stricks. Sie öffnete die Augenlider und sah den Galgen über ihrem Haupte. Jetzt schüttelte sie sich und schrie mit lauter herzerreißender Stimme: „Nein! Nein! Ich will nicht!“

Die Mutter, deren Kopf in den Kleidern der Tochter ganz versteckt war, sprach nichts; aber ihr ganzer Körper zitterte und sie bedeckte ihr Kind mit Küssen. Der Henker benützte diesen Augenblick, die Arme loszumachen, welche die Verurtheilte umschlungen hielten. Sei es Erschöpfung, sei es Verzweiflung, sie ließ es geschehen. Jetzt nahm er das Mädchen auf die Schulter und trat auf die erste Stufe der Leiter.

In diesem Augenblick öffnete die Mutter die Augen. Lautlos, aber mit entsetzlicher Miene, fuhr sie in die Höhe, stürzte wie ein wildes Thier auf den Henker los und biß ihn in die Hand. Dies war wie ein Blitz geschehen. Der Henker heulte vor Schmerz. Man lief hinzu. Mit Mühe befreite man seine blutende Hand von ihren Zähnen. Sie sprach nichts. Man stieß sie zurück, ihr Kopf sank auf die Brust, der Körper auf das Pflaster, sie war todt.

Der Hentker, der das Mädchen nicht losgelassen hatte, stieg jetzt die Leiter hinauf.

XVIII.

Quasimodo und sein Pflegevater.

Als Quasimodo sah, daß die Zelle der Aegypterin leer war, raufte er sich die Haare aus und heulte vor Schmerz; dann suchte er sie in der Kirche, in allen Gängen und Winkeln. Dies war gerade der Augenblick, wo die Soldaten des Königs siegreich in die Kirche einzogen und die Aegypterin auffuchten. Quasimodo half ihnen dabei, denn der arme Taube wußte nicht, in welcher Absicht es geschah. Er hielt die Landstreicher, welche die Kirche angegriffen hatten, für die Feinde der Aegypterin. Er führte daher Tristan selbst an die geheimsten Orte der Kirche. Wäre die Unglückliche irgendwo versteckt gewesen, so würde ihr bester Freund sie dem Stricke überliefert haben. Nachdem der Generalprofos das Nachsuchen verdrießlich aufgegeben hatte, setzte Quasimodo die Nachforschung allein fort. Er machte zwanzigmal die Runde in der Kirche und in den Thürmen, von oben bis unten. Endlich, als er sich überzeugt hatte, daß sie nicht mehr da, daß sie ihm geraubt war, stieg er langsam die Stufen des Thurms hinauf, mit gesenktem Haupt, thränenlos und fast ohne Athem. Die Kirche war abermals verlassen, und tiefe Stille herrschte in dem weiten Gebäude. Die Soldaten suchten jetzt die entlaufene Heze in der Stadt. Quasimodo schlich traurig der Zelle zu, in der die Aegypterin so manche Woche unter seiner Hut geschlafen hatte. Als er sich ihr näherte,

faßte er Hoffnung, sie dort vielleicht wieder zu finden. Als er die enge Zelle mit ihrem kleinen Fenster und ihrer kleinen Thüre von weitem sah, brach dem armen Menschen das Herz und er stützte sich erschöpft an einen Pfeiler. Er überredete sich, daß sie zurückgekehrt sei, daß ein guter Genius sie zurückgebracht habe, daß diese Zelle ihr zu viel Ruhe und Sicherheit gewähre, als daß sie nicht darin sein sollte, und wagte keinen Schritt weiter, um nicht enttäuscht zu werden.

„Ja,“ sagte er zu sich selbst, „sie schläft vielleicht oder betet. Ich will sie nicht stören.“

Endlich nahm er allen seinen Muth zusammen und schlich auf den Behen herbei. Die Zelle war leer. Der unglückliche Taube ging langsam darin hin und her, hob das Bett auf und suchte darunter, als ob sie sich zwischen der Matratze und dem steinernen Boden verborgen haben könnte; dann schüttelte er den Kopf und blieb wie betäubt stehen. Plötzlich trat er wüthend die brennende Fackel mit dem Fuße zusammen, und, ohne ein Wort zu sagen, ohne einen Seufzer auszustossen, rannte er so gewaltsam mit dem Kopf gegen die Mauer, daß er ohnmächtig auf das Pflaster fiel.

Als er wieder zu sich kam, warf er sich auf das Bett und wälzte sich darauf wie ein Wahnsinniger, stand wieder auf und stieß den Kopf gegen die Mauer, mit so erschrecklicher Regelmäßigkeit, wie der Schlegel einer Glocke geht, und mit der Entschlossenheit eines Menschen, der sterben will. Zum zweitenmal fiel er ohnmächtig nieder; dann kroch er auf den Knien aus der Zelle und setzte sich in einer Art Sinnlosigkeit der Thüre gegenüber. So blieb er über eine Stunde sitzen, ohne die geringste Bewegung zu machen, das Auge fest auf die verlassene Zelle gerichtet, in traurige Gedanken vertieft, wie eine Mutter, die zwischen einer leeren Wiege und einem vollen Sarge sitzt. Er sprach kein Wort, bloß von Zeit zu Zeit, in

langen Zwischenräumen, erschütterte ein tiefer Seufzer seinen ganzen Körper.

Es scheint, daß er in dieser trostlosen Träumerei auf den Gedanken kam, Niemand, als der Archidiaconus, könne die Aegypterin entführt haben. Er erinnerte sich, daß nur er allein einen Schlüssel zur Thurmterrasse habe; er dachte an die zwei nächtlichen Versuche gegen das junge Mädchen, deren einen er, Quasimodo, befördert, deren andern er verhindert hatte. Es fielen ihm tausend Einzelheiten ein, und er zweifelte bald nicht mehr daran, daß der Archidiaconus die Aegypterin geraubt habe. Gleichwohl hatte er eine solche Achtung vor dem Priester, seine Dankbarkeit und Liebe für diesen Mann hatten so tiefe Wurzeln in seiner Seele gefaßt, daß sie selbst in dem Augenblicke festhielten, wo Eifersucht und Verzweiflung mit Geierkrallen sein Herz zerfleischten. Gegen jeden Andern würde er Blut und Tod in seinem Herzen getragen haben, aber da es seinen Pflegevater betraf, so fühlte der arme Taube nur einen Zuwachs von Schmerz.

In diesem Augenblicke sah er auf dem obern Stock einen Menschen, der langsam auf und abging. Es war der Archidiaconus. Quasimodo erhob sich, um zu ihm hinaufzusteigen. Der Priester entfernte sich eben durch die Thüre, die zum nördlichen Thurme führt, von dem man auf den Gräberplatz hinabsieht. Quasimodo folgte ihm. Als er auf die oberste Stufe der Treppe gekommen war, sah er sich, ehe er auf die Plattform trat, vorsichtig um, wo der Priester sei. Dieser lehrte ihm den Rücken. Er stand am Geländer und blickte auf den Platz hinab. Quasimodo trat mit leisen Schritten hinter ihn, um zu sehen, was er betrachte. Die Aufmerksamkeit des Priesters war so sehr auf einen Punkt gerichtet, daß er den Tauben hinter sich nicht gehen hörte.

Unterhalb des Geländers, gerade an dem Punkte, wo der

Priester stand, war eine steinerne Rinne. Ueber sie hinab richtete er seine starren Blicke auf den Gräveplatz.

Quasimodo brannte vor Begierde, ihn zu fragen, wohin er die Aegypterin gebracht habe; allein der Priester schien in diesem Augenblicke die ganze Welt um sich her vergessen zu haben. Seine Augen waren fest und unwandelbar auf einen Punkt geheftet. Er stand still und unbeweglich, und diese lautlose Unbeweglichkeit hatte etwas so Furchtbares, daß der arme Glöckner kein Wort vorzubringen vermochte. Er folgte bloß der Richtung der Augen des Priesters, und so fielen die Blicke des unglücklichen Tauben auf den Gräveplatz.

Jetzt sah er, was der Priester betrachtete. Die Leiter stand vor dem Galgen. Einiges Volk und viele Soldaten waren auf dem Plage. Ein Mensch schleifte auf dem Pflaster etwas Weißes, woran etwas Schwarzes hing. Dieser Mensch machte Halt unter dem Galgen. Jetzt geschah etwas, was Quasimodo nicht recht sah, weil ein Haufen Soldaten in der Richtung seines Auges stand. Jetzt stieg dieser Mensch die Leiter hinauf. Quasimodo sah ihn wieder deutlich. Er trug ein Weib auf seiner Schulter, ein junges, weißgekleidetes Mädchen. Dieses Mädchen hatte einen Strick um den Hals. Quasimodo erkannte sie, es war die Aegypterin.

Jetzt stand der Mensch oben an der Leiter und befestigte den Strick. Der Priester beugte sich über das Geländer, um, besser sehen zu können.

Plötzlich stieß der Mensch die Leiter mit den Fersen um, und Quasimodo, dem der Athem stehen geblieben war, sah die Unglückliche, mit dem Henker auf dem Nacken, zwei Klafter hoch vom Pflaster, an dem Stricke schweben. Der Strick schwankte hin und her, und ihr Körper gab die letzten Zuckungen von sich. Der Priester, den Hals weit ausgestreckt und mit aus ihren Höhlen getretenen Augen, sah dem furchtbaren Schau-

spiele zu. Ein teuflisches Lachen ertönte aus seinem Munde und wurde in den Zügen seines bleichen Antlitzes sichtbar. So lacht nur, wer die Menschheit ganz ausgezogen hat. Quasimodo hörte dieses Lachen nicht, aber er sah es auf dem Gesichte des Priesters. Eine plötzliche Wuth ergriff ihn, er stürzte sich auf den Priester, faßte ihn mit seinen starken Fäusten und stieß ihn in den Abgrund hinab.

„Tod und Verdammniß!“ rief der Priester im Fallen.

Die steinerne Rinne unterhalb des Geländers hielt ihn auf. Er umfaßte sie verzweigungsvoll mit beiden Armen. In dem Augenblicke, wo er den Mund öffnen wollte, um einen zweiten Schrei auszustößen, erblickte er über sich das Gesicht des Rächers. Es war Quasimodo, sein Pflegsohn. Jetzt schwieg er.

Unter ihm lag der Abgrund. Ein Fall von mehr als zweihundert Fuß und das Steinpflaster. In dieser furchtbaren Lage sprach der Priester kein Wort, stieß keinen Seufzer aus. Nur strengte er alle seine Kräfte an, um an der Rinne hinaufzusteigen; aber seine Hände konnten den Granit nicht fest fassen und seine Füße glitschten an der glatten Mauer ab.

Quasimodo hätte ihm, um ihn aus dem Abgrund zu ziehen, nur die Hand reichen dürfen, aber er sah nicht einmal nach ihm hin. Er blickte starr und unverwandt auf den Gräbeplatz, auf den Galgen, auf die Aegypterin. Dort hing Alles, was ihm auf der Welt lieb war. Stumm und unbeweglich blickte er hin, und ein Strom von Thränen entrann seinem einzigen Auge.

Inzwischen mattete sich der Priester, in der Luft schwebend, vergeblich ab. Der Schweiß trof über seine Stirne herab, seine Nägel waren blutig gerissen, seine Kniee an der Mauer wund gerieben. Er hörte bei jeder Bewegung seinen Priesterrock, der sich in der Rinne festgehängt hatte, krachen und brechen. Um das Unglück voll zu machen, endigte sich die Rinne in einem

bleiernen Rohr, das sich unter dem Gewicht seines Körpers bog. Der Priester fühlte, wie es allmählig nachgab und sich neigte. Wenn die Kraft seiner Arme erschöpft, wenn sein Priesterrock zerrissen, wenn das Blei gebogen war, dann mußte er in den Abgrund fallen. Er schloß die Augen, um nicht zu sehen; dann öffnete er sie wieder, warf einen Blick auf den Platz, auf den gähnenden Abgrund hinab; der Schrecken schloß sie ihm wieder, und die Haare auf seinem Haupte stiegen empor.

Es lag etwas Furchtbares in dem tiefen Schweigen dieser beiden Menschen. Während der Priester einige Fuß unter ihm zwischen Leben und Tod schwebte, blickte der Zwerg, still weinend, auf den Gräveplatz, auf den Galgen, auf die Aegypterin hinab.

Da der Priester sah, daß jede Bewegung seinen Fall nur beschleunigen mußte, hielt er sich ruhig. Da hing er, die Rinne umfassend, kaum athmend, kein Glied rührend. Man sah keine andere Bewegung an ihm, als jene unwillkürliche Zuckung des Bauches, die man im Traume empfindet, wenn man zu fallen glaubt. Bald sah man seine Augen geschlossen, bald offen und in den Abgrund starrend. Je mehr und mehr neigte er sich dem Falle zu, seine Finger glitschten an der Rinne; er fühlte die Schwäche seiner Arme zunehmen und seinen Körper schwerer werden. Das bleierne Rohr neigte sich mit jedem Augenblicke mehr dem Abgrunde zu. Er heftete den Blick auf die unbeweglichen steinernen Bilder um ihn her, die gleich ihm über dem Abgrund schwebten, aber ohne Schrecken für sich und ohne Mitleid für ihn. Alles um ihn her war von Stein: vor seinen Augen die steinernen Bildsäulen, unter ihm, tief im Abgrund, das steinerne Pflaster, über ihm der weinende Quasimodo.

Vom Platze aus blickten einige Neugierige zum Thurme empor. Ihre Stimmen drangen in der reinen Morgenluft bis zum Ohre des Priesters und er hörte sie sagen: „Dem hilft kein Gott, er muß den Hals brechen!“

Quasimodo weinte,

Endlich wagte der Priester einen leyten Versuch. Er nahm alle seine Kräfte zusammen, und es gelang ihm, einen Schub hoch empor zu steigen. Aber die Hestigkeit seiner Bewegung bog das Blei vollends, machte seinen Priesterrock bersten; er fühlte die Kraft seiner Arme zu schwach, das ganze Gewicht seines Körpers allein zu tragen, ließ sie los und stürzte in den Abgrund.

Quasimodo sah ihn fallen und weinte.

Der Priester lag zerschmettert auf dem Pflaster. Der Wind spielte in dem weißen Gewande der Aegypterin, die am Galgen hing. Quasimodo seufzte aus tiefer Brust: „Oh! Alles zumal, was mir im Leben lieb war.“

XIX.

Phöbus Heirath.

Am Abend dieses verhängnißvollen Tages, als die Gerichtsboten den zerschmetterten Körper des Archidiaconus vom Pflaster aufhoben, war Quasimodo aus der Liebfrauentirche verschwunden.

Es gingen im Publicum allerlei Gerüchte über diesen Vorfall. Die Meisten zweifelten nicht daran, daß an diesem Tage der Bund des Priesters mit dem Teufel zu Ende gegangen sei, und daß der Satan in Quasimodo's Gestalt ihm den Hals gebrochen habe. Der Archidiaconus wurde deßhalb nicht in geweihte Erde begraben.

Ludwig XI. starb das Jahr darauf, im August 1483.

Was Peter Gringoire betrifft, so war es ihm gelungen,

die weiße Ziege den Händen der Gerechtigkeit zu entziehen. Er erlangte später Erfolge in der Tragödie. Nachdem er abwechselungsweise sich der Astrologie, der Philosophie, der Architektur, der Hermetik und andern Thorheiten hingegeben hatte, warf er sich auf's Neue in die Arme der Tragödie, welche ungefähr das Thörichtste ist, was ein Mensch treiben kann. Man weiß nicht, was er für ein Ende genommen hat.

Phöbus de Chateaupers nahm ein tragisches Ende: er heirathete Fleur-de-Lys de Gondelaurier.

XX.

Quasimodo's Heirath.

Quasimodo war, wie wir wissen, am Todestage der Aegypterin und des Priesters aus der Liebfrauenkirche verschwunden. Kein Auge sah ihn wieder, und Niemand wußte, was aus ihm geworden war.

In der Nacht, welche auf die Hinrichtung folgte, hatten die Henkersknechte Esmeralda's Körper vom Galgen abgenommen und, wie es gebräuchlich war, in die Höhle von Montfaucon gebracht.

Etwas zwei Jahre darauf, als man in der Höhle von Montfaucon den Leichnam Oliviers des Teufels holte, der zwei Tage zuvor gehängt worden war, und dem der Nachfolger Ludwigs XI. die Gnade bewilligte, in der Kirche des heiligen Lorenz in besserer Gesellschaft begraben zu werden, fand man zwei Skelette, deren eines das andere umfaßt hielt. Das eine derselben war ein weibliches Skelett, an dessen Leibe noch einige Lappen eines Kleides von weißem Stoffe hingen, und das um den Hals

ein Band von Glaskorallen trug, woran ein seidenes Säckchen hing, das offen und leer war. Das zweite Skelett war ein männliches, dessen bucklige und hinkende Gestalt, die es im Leben gehabt, am Knochenbau noch deutlich zu erkennen war. Man fand bei näherer Untersuchung, daß dieser Mensch keines gewaltsamen Todes gestorben sei. Er war demnach freiwillig an diesen Ort gekommen; um da zu sterben. Als man ihn von dem andern Skelett losmachen wollte, zerfiel sein Körper in Staub.



Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Die beiden Schwarzröcke	1
Sieben Flüche in freier Luft und deren Folgen	8
Der Knecht Ruprecht	13
Der verwandelte Thaler	29
Last alle Hoffnung hinter euch	47
Die Mutter	60
Drei Männer verschiedener Art	64
Der Wahnsinn der Liebe	79
Das Herz einer Mißgestalt	89
Sandstein und Krystall	97
Der Schlüssel zur rothen Thüre	107
Ein Dichter hat einen vernünftigen Gedanken	111
Werbe in's Teufels Namen ein Gauner	123
Es lebe die Freude	125
Ein ungeschickter Freund	131
Ludwig XI. in der Bastille	147
Der kleine Schuh	181
Quasimodo und sein Pflegevater	222
Phöbus Heirath	228
Quasimodo's Heirath	229



3436-6

